This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Literarisches Wanderbuch

Von

Gustav Karpeles

Neue Folge

Slawische Wanderungen

Zweite Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1905

Literariſches Wanderbuch

Neue Folge

Slawiſche Wanderungen

Literariſches Wanderbuch

Von

Guſtav Karpeles

Neue Folge

Slawiſche Wanderungen

Zweite Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutſche Literatur
1905

DK32.7
K29
1905

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Wanderungen durch Rußland.

I. Nischni-Nowgorod. 1
1. Die allrussische Ausstellung 2
2. Frauenarbeit 9
3. Die Messe 16

II. Die Krim. 22
1. Bachtschi-Sarai 22
2. Die Karäer 31
3. Erinnerungen an Iphigenie 36
4. Die russische Riviera 44
5. Alte Inschriften am Bosporus 51
6. Die Anfänge des slawischen Christentums 60
7. Die Chazaren 73
8. Wladimirs Tafelrunde 81

III. Der russische Parnaß. 107
1. Die Anfänge der neueren Poesie 108
2. Alexei Apuchtin 125
3. Alexei Plestschejeff 129
4. Ein großfürstlicher Dichter 134
5. Michail Katkow 138

Wanderungen durch Polen.

1. Warschau 152
2. Der Dichter der Ukraine 163
3. Das junge Polen 175

Seite
4. J. J. Kraszewski 189
5. Jeż 197
6. Neue Tendenzen 210
7. Die polnische George Sand 215
8. Adam Asnyk 230
9. Der letzte Dichter 238
10. Polnische Kunst 245
11. Das Herz Kosciuszkos 259
12. Moltke über Polen und Rußland 268

Wanderungen durch Böhmen.

1. Der Panslawismus 290
2. Poesie aus Böhmen 302
3. Jan Neruda 309

Vorwort.

„Die Idee der Weltliteratur zieht immer weitere Kreise. Von Jahr zu Jahr wächst die Gemeinde derer, die sich zu dieser Idee bekennen, die in ihr den Gipfel aller dichterischen Entwickelung der Kulturvölker schauen.“ Mit diesen Sätzen, die meine Allgemeine Geschichte der Literatur einleiten, darf ich wohl auch dies Buch in die Welt senden.

Es wird immer ein Ruhmestitel des deutschen Geistes bleiben, daß er nicht nur zu einer Zeit, wo das deutsche Vaterland selbst noch ein idealer Begriff war, die Sorge um das Leid fremder Völker wie seine eigene fühlte und alle Dichter dieser Erde zu einem „Weltgespräch am deutschen Herde versammelte“, sondern daß er auch auf der Höhe seiner Weltstellung, ohne Rücksicht auf die Position, die irgend ein Volk ihm gegenüber einnahm, allen Kulturnationen das gleiche Interesse entgegenbrachte.

Vor allem waren es die Völker des Ostens: Russen, Polen und Böhmen, die seit den Tagen, da Goethe das Programm einer Weltliteratur aufstellte, Aufmerksamkeit in Deutschland erregten. Sie finden auch heute noch, ja gerade heute wieder unser Interesse und auch unsere Sympathie, soweit sie ehrlich um die höchsten Güter der Kultur ringen, obwohl sie oft und viel gegen den deutschen Geist, aus dessen Urquell sie alle geschöpft, sich versündigt haben und noch immerfort sich bewußt versündigen.

Die meisten dieser Aufsätze sind im letzten Dezennium des abgelaufenen Jahrhunderts entstanden. Inzwischen sind neue Tendenzen in Literatur und Kunst bei den Russen, sowie bei den Polen und Tschechen hervorgetreten. Auf das junge folgte ein jüngstes Polen, genau so wie in Deutschland. Aber diese Entwicklungsstadien gehören noch nicht der Geschichte an.

Inzwischen ist auch die furchtbare Katastrophe, deren Vorzeichen man schon zu der Zeit erblicken konnte, da diese Blätter entstanden, mit Sturmesgewalt über das führende unter den slawischen Völkern hereingebrochen. Alle Freunde der Kultur hegen den innigen Wunsch, daß die reinigende und läuternde Wirkung nicht ausbleiben möchte! Nicht nur Europa, die ganze Welt könnte dann befreit aufatmen.

Von dem Gedanken der Weltliteratur gehen also die nachfolgenden Betrachtungen über die moderne Kulturentwickelung der drei größten slawischen Völker in Geschichte, Poesie und Kunst aus. Erst spät traten die Slawen in die europäische Kultur ein. Sie betrachten sich aber mit großer Überhebung als die Träger der Zivilisation der Zukunft gegenüber dem „faulen Westen", und nach einem ihrer modernen Wortführer sei, nachdem alle andern Nationen Europas bereits gesprochen haben, die Reihe zu reden jetzt und in Zukunft an den Slawen. Hören wir, was sie uns zu sagen haben!

Berlin, im März 1905.

G. K.

Wanderungen durch Rußland.

I.

Niſchni-Nowgorod.

Die Vorurteile gegen das Reiſen in Rußland haben in den letzten Jahren einen argen Stoß erlitten. Empfand man bisher einen gelinden Horror bei dem Gedanken an Paß, Polizei, Sibirien — dies iſt die gewöhnliche Gedankenreihe —, ſo hat ſich das etwas geändert, ſeit Rußland ſelbſt 1896 die Pforten der Ausſtellung von Niſchni-Nowgorod allen europäiſchen Völkern erſchloſſen hat. Man hat zu glauben gelernt, daß man heute auch in Rußland ohne große Fährniſſe reiſen kann. Die Einführung des Zonentarifs, billige Retourbilletts haben das ihrige getan, um dieſe Gutmeinung zu verſtärken. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der große Strom der Touriſten, die in jedem Sommer nach neuen Senſationen jagen, in den nächſten Jahren ſich dem heiligen Rußland zuwendet. Natürlich aber dann dem Teile Rußlands, der am lohnendſten und am leichteſten zugänglich iſt, nämlich der Krim!

Aber der würde russische Verhältnisse nur schlecht kennen, der sie von der taurischen Halbinsel beurteilen wollte. Ich zitiere ein Wort von Turgenjeff, das er einmal in einer Gesellschaft in Berlin ausgesprochen, indem er sagte: „Wer Rußland kennen lernen will, der muß Nischni-Nowgorod gesehen haben!"

Im Sommer 1896 war es mir vergönnt, Rußland von Nischni aus bis an die Südspitze der Krim zu durchwandern. Die folgenden Skizzen schildern Ausgangspunkt und Ziel dieser Reise gewissermaßen als den Boden, auf dem sich russische Kultur und die Anfänge religiösen und geistigen Lebens zuerst entwickelt, und von dem aus allein man den Werdegang der russischen Dichtung ganz verstehen kann.

Die allrussische Ausstellung.

In der weiten Ebene, wo die Oka sich in die Wolga ergießt, herrschte einst der Mordwine Skworez (Staar), ein Freund des Räubers Ssolowai (Nachtigall), mit seinen siebzig Söhnen. Der Zauberer Djatel (Specht) hatte ihm prophezeit, daß seine Kinder das väterliche Erbe bewahren würden, wenn sie in Eintracht lebten. Sollten sie jedoch untereinander in Streit geraten, so würden die Russen sie unterwerfen. Die Nachkommen des Mordwinen Skworez waren aber untereinander nicht einig und wurden deshalb nach langen und heftigen Kämpfen von der Oka-Mündung vertrieben. An der Stelle aber, wo diese den Sieg erfochten, gründeten die Russen Nischni-Nowgorod.

So lautet die Sage über die Entstehung der Stadt, die durch ihre Messe einen Weltruhm erlangt hat, die aber durch ihre geschichtliche Bedeutung jedem Russen noch ganz

besonders heilig und teuer ist. Moskau, Nischni und Kiew sind die drei geweihten Stätten des Nationalrussentums. Wer Nischni nicht von der Oka und Kiew nicht vom Dnjepr aus gesehen hat, der kennt Rußland überhaupt nicht, so behauptet wenigstens die Volksmeinung. Und sie mag wohl recht haben. Nur daß Kiew meiner Meinung nach weit hinter Nischni zurückstehen muß, was Lage und geographische Bedeutung anbelangt. Nischni ist die ethnographische Grenze Europas und Asiens, wenn auch nicht die geographische. Hier fließt der heilige Strom der Russen, die Wolga, und zeigt uns den Weg in das Herz Asiens, die große Wasserstraße in die mongolische Welt. Wie der Deutsche vom Vater Rhein, so spricht der Russe mit inniger Liebe von Mütterchen Wolga. An den Ufern des Riesenstroms sind auch die Russen zum ersten Male als Kolonisatoren aufgetreten, als sie im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Nischni-Nowgorod gründeten.

Es war deshalb ein wohlerwogener Gedanke, hierher, an die Grenze zweier Welten, eine große, allrussische Ausstellung zu verlegen. Man wußte ja, daß man auf den großen Fremdenstrom aus dem „faulen Westen" werde verzichten müssen. Allein man wollte lieber das Tor nach Asien öffnen und den Völkern des anderen Erdteils die Größe und Macht, die kommerzielle und industrielle Bedeutung Rußlands zeigen. Daß darum die reiselustigen Deutschen und Engländer sich nicht vom Besuch der Ausstellung würden zurückschrecken lassen, wußte man ebenfalls. War ja seit Jahresfrist auf allen russischen Bahnen der Zonentarif eingeführt worden, so daß man für 50 Rubel von einem Ende des weiten Zarenreiches bis zum anderen erster Klasse reisen kann. Mit allen diesen Erwägungen hatte sich der russische Finanzminister Witte, ein genialer

und energischer Mann, nicht verrechnet, wie der tatsächliche Erfolg beweisen konnte.

Die große allrussische Ausstellung lockte im Sommer 1896 Besucher aus allen Ländern des Erdenrunds an, und sie bot in Wirklichkeit auch ein treues, in vielen Zügen charakteristisches Bild der Bedeutung Rußlands auf allen Gebieten des Handels, der Industrie, des Kunstgewerbes, der Landwirtschaft usw. Wir Deutsche machen uns gemeinhin kein rechtes Bild von der Arbeit Rußlands auf diesen und verwandten Gebieten, da wir nur zu gern geneigt sind, diese Arbeit zu unterschätzen, oder auch nach einzelnen Beispielen und Erfahrungen zu überschätzen. Beides wäre verfehlt.

Die Ausstellung war in einem Dorfe Gordejewka untergebracht. Indes ist das Wort „Dorf" nur euphemistisch aufzufassen. Es war nichts als ein großer Sumpf auf dem Rayon, wo später ein prächtiger, mit Blumen und Squares geschmückter Park stand, zu dem eine Straße führte, die auch jeder Europäer gehen konnte. Betrat man die Ausstellung durch das geschmackvolle Hauptportal, so präsentierte sich dieselbe alsbald von der vorteilhaftesten Seite; ja, sie unterschied sich hier wenig von anderen Ausstellungen in Berlin, Wien und Paris. Man mußte erst tiefer in den Park hineingehen, um an den verschiedenen, weithin verstreuten Pavillons, deren Zahl 200 überstieg, den originellen russischen Baustil in seinen krausesten Einfällen zu studieren. Die ganze Ausstellung war in zwanzig Sektionen untergebracht: Landwirtschaft, Gestütwesen und Pferdezucht, Haustiere, Garten-, Obst- und Gemüsebau, Jagd und Fischerei, Forstwirtschaft, Bergbau und Metallurgie, Produkte der Textilindustrie, Fabrik- und Handwerkerzeugnisse, Kunstgewerbe, Hausindustrie, Maschinen,

Apparate und Elektrotechnik, Sibirien und der Handel Rußlands mit China und Japan, Zentralasien und der Handel Rußlands mit Persien, Kriegswesen, Flotte, Architektur und Ingenieurwesen, kommerzielle See- und Flußschiffahrt, Kunst, Volksbildung, der hohe Norden.

Es ist natürlich, daß jeder Besucher aus dieser Fülle sich herausſuchte, was seinem Beruf und seinen Neigungen am meisten entsprach. Im allgemeinen waren jedoch — namentlich für Fremde — die Abteilungen, welche den Handel Rußlands mit China, Japan und Persien darstellten, sowie der Pavillon des hohen Nordens, der der Hausindustrie und der Volksbildung von besonderem Interesse. Der zentralasiatische Pavillon war — sicher nicht ohne bestimmte Absicht — ganz in den Vordergrund gestellt. Er war in maurischem Stil erbaut und nahm einen Flächenraum von 500 Quadratfaden ein. Gleich beim Eintritt führte uns die Gesellschaft für Handel und Industrie in Mittelasien die Produkte in wohlgeordneter Sammlung vor, mit denen Rußland und Persien sich gegenseitig versorgen. Wir sahen russisches Porzellan, Fayence, Glaswaren, die hauptsächlich nach Persien importiert werden, daneben aber Teppiche aus Buchara, Seidenzeuge, Wein, Baumwolle, Reis, Samen und die merkwürdigsten Früchte, die aus Persien hierher gebracht werden. Außerordentlich fesselnd war die Ausstellung von Turkestan; sie gab uns ein Bild von dem Leben und Weben in diesem Lande, das den Beschauer nicht so leicht losläßt. Der ganze Pavillon war mit Teppichen und orientalischen Zeugen reich geschmückt; am linken Eingang war ein orientalisches Zelt geschickt versteckt, wo Tee, Limonade, Kumys ꝛc. verabreicht wurde. Gegenüber diesem großen Gebäude befand sich der Pavillon, der Sibirien und den Handel Rußlands mit China und Japan vorführte, klein und zierlich. Aber

er war doch der wichtigste der ganzen Ausstellung. Das haben die Russen schon damals gewußt; heute wissen sie es freilich noch besser. In der äußeren Ausstattung den sibirischen Bauernhäusern nachgeahmt, war er durchaus eigenartig und geschmackvoll ausgeführt. Sibirien wurde in fünf verschiedenen Gruppen vorgeführt. Wir lernten den Reichtum des Landes an Gold, Silber, Blei, Kupfer, Pflanzen und Bäumen kennen und hatten Gelegenheit, unser Urteil über dieses Land, bei dessen Namen uns schon eine leichte Gänsehaut überläuft, vielfach zu berichtigen. Bis in die wilde Steppe führte uns die Ausstellung; sie bildete das historisch merkwürdige Tor, durch welches die asiatischen Völkerhorden, wenn ihnen die Weideplätze in Innerasien zu eng geworden, in die Länder des Westens drangen. Hier fließen keine Ströme, hier rauschen keine Wälder; wohl aber findet sich hier Gold und Silber, Kupfer und Blei in reicher Fülle. Daß der Handel Rußlands mit den beiden feindlichen Mächten China und Japan gegenwärtig ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, ist begreiflich und ziemlich selbstverständlich. Dieses Interesse wurde in Nischni vollauf befriedigt. Kein Zweifel, daß das moderne China am meisten bevorzugt wurde und daß der Hauptimportartikel, der Tee, in all seinen verschiedenen Arten, als Schilf-, Karawanen-, Ledertee 2c., den größten Teil dieses Pavillons ausfüllte. Man konnte hier bequem die Geschichte des Tees studieren, von dem ersten Teeblatt ab bis zu dem braunen Trank, der in dem mächtigen Samowar brodelt und der nicht nur das Lebenselement Rußlands bildet, sondern auch in unseren Ländern das beliebteste Getränk geworden ist.

Was vermochte solchem Reichtum gegenüber der hohe Norden uns zu bieten? Und doch nahm gerade dieser Pavillon, der an die Faktoreien erinnerte, welche die Russen

am Weißen Meere angelegt, deren lotrechte Außenlinien die Vorstellung einer Widerspiegelung im Wasser erwecken, unser volles Interesse in kräftigsten Anspruch. Zwei Meere zeigten uns hier ihren Reichtum an Fischen; ungeheure Wälder wiesen uns auf den Reichtum an Nutzholz hin. Wir sahen hier Bäume, die bei uns als Wunder gezeigt würden, mit mittlerer Größe bezeichnet, und wir wunderten uns nicht mehr über die reichen Hilfsquellen Rußlands, das allein aus diesem Gebiete im Jahre 1894 15 Millionen Bretter ins Ausland geschickt hat. Außerdem gibt aber der hohe Norden auch noch Naphtha und Steinkohle, blei- und silberhaltiges Erz, ja sogar Alabaster, der dem rosageäderten schlesischen Marmor sehr ähnlich ist. Kein Wunder, daß gerade dieses Gebiet für Rußland von ganz besonderer Bedeutung ist.

Wer aber die eigenartigste russische Industrie kennen lernen wollte, der mußte nun den Pavillon der sogenannten Hausindustrie aufsuchen. Unter Hausindustrie versteht man in Rußland die handwerksmäßigen Beschäftigungen, denen die Bauern in der freien Zeit obliegen, die ihnen namentlich im Winter nach Erledigung ihrer landwirtschaftlichen Arbeit verbleibt. Diese Hausindustrie wird von der Regierung klugerweise sehr gefördert und gepflegt. Nach offiziellen Berichten beläuft sich die Zahl der in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen auf mehr als 7 Millionen, denen nur etwa $1^1/_2$ Millionen Fabrikarbeiter gegenüberstehen — das sind Zahlen, die zu denken geben, und die uns zugleich vieles erklären. Natürlich ist die Hausindustrie am meisten in den Gouvernements entwickelt, wo der Boden die Lebensbedürfnisse der Bauern nicht zu gewähren vermag. Durchwanderten wir den Pavillon, so staunten wir über die Entwickelung, welche

dieſe Induſtrie genommen hat, über die Feinheit und Sauberkeit der Arbeit, ja, ſehr oft auch über den natürlichen Geſchmack, der in den verſchiedenen Zweigen zur Erſcheinung kommt. Hier ſahen wir die berühmtem Holzwaren, dann Stickereien und Webereien, dort Schuhwerk, Schloſſerarbeiten, Heiligenbilder, Schnitzereien mannigfacher Art. Und was die Hauptſache iſt: alles war ſo billig, daß man hier wirklich etwas kaufen konnte, was in den anderen Pavillons der Ausſtellung kaum möglich war. Außer dieſen Sektionen, die, wie geſagt, ſpezifiſch ruſſiſchen Charakter trugen, war natürlich noch vieles zu ſehen, was auch das Intereſſe des fremden Beſuchers zu feſſeln imſtande war. Am ſchwächſten war die Kunſt bedacht worden, da die hervorragendſten ruſſiſchen Maler nicht ausgeſtellt hatten. Dagegen war das Kunſtgewerbe, namentlich in den berühmten ruſſiſchen Bronzen, ganz außerordentlich entwickelt und trug zum Teil wirklich originellen Charakter, während auf vielen anderen Gebieten doch nur Nachahmung des faulen Weſtens, auf den man gleichwohl etwas verächtlich oder ſpöttiſch blickt, zu finden geweſen ſein dürfte.

Das Geſamtbild der Ausſtellung zeigte uns die Kulturarbeit Rußlands, den Gang ſeiner induſtriellen und kommerziellen, wie ſeiner geiſtigen und künſtleriſchen Entwickelung in aufſteigender Linie. Wir bekamen Reſpekt vor dieſer Arbeit — und das iſt ein Erfolg, wie ihn eine Ausſtellung nicht allzuoft erreicht hat. Die Leitung des ganzen Werkes ruhte aber auch in ſehr geſchickten Händen. Der ganze Charakter der Ausſtellung war ein ernſter und ſtrenger. Vergnügungen faſt vollſtändig ausgeſchloſſen. Man ſollte hier lernen, und man konnte in der Tat auch vieles lernen. Demgemäß war auch die Zahl der Beſucher nicht eine allzu große. Die höchſte Ziffer war an einzelnen Sonntagen

etwa 15 000. Diejenigen aber, die die Mühen der weiten Reise nicht gescheut, hatten es kaum zu bereuen. Es war ein fremdartiges, originelles Bild, das sich da vor uns aufrollte und das wir noch lange in der Erinnerung behielten, nachdem wir die Ausstellung längst verlassen hatten. Nicht alle Züge in diesem Bilde waren schön, wohl aber waren alle treu und die meisten sehr interessant für den fremden Beschauer. —

Frauenarbeit.

Eines der originellsten dieser Bilder war ohne Zweifel das von der russischen Frauenarbeit. Das Bild, das wir uns von der russischen Frau gemeinhin entwerfen, ist sehr verschieden von dem, welches der russische oder französische Roman zeigen. Aber, wer Rußland kennt, der weiß auch, daß so ziemlich beide Zeichnungen falsch sind.

Wir stellen uns die russische Frau gemeinhin entweder als eine sehr elegante Weltdame, die beständig Zigaretten raucht und französische Romane liest, oder als ein mageres, bleiches, tief ernstes und vergrämtes Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar und blauer Brille, das heißt als Nihilistin vor.

Aber zwischen diesen beiden Frauentypen steht ein dritter, dem tatsächlich die meisten und besten russischen Frauen angehören, und der aus ganz anderem Stoff geformt ist. Diese Frauen besitzen zunächst eine sehr gute Bildung, einen hellen Geist und einen energischen Charakter. Sie sind in der Gesellschaft tonangebend und fast durchweg bedeutender als die Männer. Nirgends ist die Herrschaft der Frau eine so unbestrittene wie in der russischen Gesellschaft. Ihre Unabhängigkeit im Denken, ihre völlige Freiheit in der Äußerung ihrer Anschauungen, ihr meist scharfer

Verstand sichern ihr diese Stellung auf lange hinaus. Aber es wäre eine Torheit, zu glauben, daß sich diese Herrschaft nur auf die Salons, die Theater und die Ministerkabinette erstreckt.

Der lebhafte Drang nach Betätigung der eigenen Kraft, der gerade in Rußland so mächtig ist, hat der russischen Frau, sowohl der sogenannten höheren wie der mittleren Stände, ein weites Arbeitsfeld auch außerhalb des engen Familienkreises geschaffen. Und zwar auf drei Gebieten: auf dem der allgemeinen Wohltätigkeitsarbeiten, auf dem des Jugendunterrichts und endlich in der weitverzweigten Tätigkeit, das Los der Landbevölkerung zu verbessern. Daneben schafft auch eine große Anzahl russischer Frauen in der Kunst wie in der Literatur Vortreffliches, ja zum Teil Bedeutendes. Wer dieses emsige und tüchtige, wenn auch geräuschlose Wirken russischer Frauen genauer kennen lernen wollte, der hatte auf der allrussischen Ausstellung zu Nischni-Nowgorod reichliche Gelegenheit zu Studien auf diesem Gebiete. Ich bekenne es freimütig, daß gerade dort meine Anschauungen nach dieser Richtung hin eine starke Wandlung erfahren haben.

Denn diese Ausstellung war die erste der Welt, welche einen weiblichen Kommissar besaß. Mitten unter den 36 offiziellen Kommissaren der Ausstellung — Bauräten, Professoren, Großindustriellen und hervorragenden Kaufleuten — befand sich auch eine Frau als Regierungskommissar auf der Ausstellung. So zeigte Rußland auch in diesem Falle, daß es die schwierigsten sozialen Fragen durch ein Machtwort, etwa wie Alexander den gordischen Knoten, zu lösen versteht.

Dieser Kommissar war eine bekannte, inzwischen leider bereits verstorbene Petersburger Malerin, Pauline v. Couriard, die zuweilen auch auf deutschen Ausstellungen

mit Erfolg sich präsentiert hat. Aber ihre Machtsphäre erstreckte sich damals sogar in das Gebiet der Männerarbeit, von Kunst und Kunstgewerbe bis zu den Produkten der Textilindustrie, der Fabrik- und Handwerksarbeiten. In dem großen Pavillon, welcher der russischen Kunst selbst gewidmet ist, konnte man daneben auch ihre eigenen künstlerischen Leistungen als Landschaftsmalerin beurteilen.

Aber nicht nur einen weiblichen Kommissar, sondern auch eine ganze Reihe weiblicher Experten hatte die russische Regierung für die Ausstellung berufen. Unter diesen waren namentlich zwei, welche die verschiedenen Zweige der russischen Frauenarbeit in charakteristischer Weise repräsentierten. Die eine war Frau Tatjana Borissowna Semitschkin, gegenwärtig Leiterin eines Mädchengymnasiums der russischen Kaiserin in Petersburg, die andere Madame Dawujdow, die erste Frau, die als wirklicher Beamter der russischen Regierung angestellt ist. Dahin haben es die Frauen, soviel ich weiß, noch nirgends in Europa gebracht.

Der Wirkungskreis dieser Dame ist das Gebiet der erwähnten Hausindustrie, die, wie jeder weiß, für Rußland eine Lebensfrage ist. Hier finden zahllose Frauenhände lohnende Arbeit; hier gestattet eine einfache Technik, auch in weltfernen Gegenden mit wenigen uud nicht kostspieligen Vorkehrungen zu arbeiten. Dadurch wird überdies ein gewisser künstlerischer Sinn im Volke geweckt. Die Zahl der in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiter Rußlands ist sechsmal größer als die der Fabrikarbeiter. Rußland hat also das Gespenst des Sozialismus, das auch dort schon sein Haupt erhebt, vorläufig noch nicht zu fürchten. Die Hausindustrie hat allerdings durch das Überhandnehmen der Fabriken einen Stoß erlitten; trotzdem sind in verschiedenen Gouvernements zehn Prozent der gesamten Bevölkerung mit

der Hausindustrie beschäftigt, und diese wirft noch immer bedeutende Summen ab. So belief sich die Gesamtheit der durch sie produzierten Werte vor einigen Jahren auf 1,5 Milliarden Rubel. Die Zahl der einzelnen Zweige der Hausindustrie ist eine sehr beträchtliche. Am ausgebreitetsten ist die Handweberei, darauf folgt Metallbearbeitung, dann Töpferei. Von großer Bedeutung ist auch die Spielzeugfabrikation, das Malen von Heiligenbildern, die Horndrechslerei, Kürschnerei, Holzschnitzerei und die Anfertigung billiger Schmucksachen.

Auf der Ausstellung in Nischni hatte die Hausindustrie ein eigenes großes Gebäude inne, und in diesem waltete als selbständige Leiterin Madame Dawujdow, eine liebenswürdige Dame, welche so recht als der Typus der russischen Frauen gelten kann, die durch Energie und Zähigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden verstehen. In ihrem Pavillon befand sich auch eine Karte, auf der die Verbreitung der Hausindustrie im europäischen Rußland graphisch dargestellt war. Wir sahen, wie die Fäden durch das ganze Zentralrußland sich ausbreiten, am Oberlauf der Wolga und ihrer Nebenflüsse, im Gebiete der Steppe und der schwarzen Erde bis zu den Abhängen des Kaukasus All diese Länder und Gebiete hat Madame Dawujdow selbst besucht. Vom Ural bis zum Kaukasus ist die zartgebaute, hagere und ältliche Frau von Dorf zu Dorf gezogen, um die Hausindustrie zu organisieren und zu überwachen. Ein ganzes Konvolut von Druckschriften lag auf ihrem Schreibtisch, welche von den Fortschritten der Hausindustrie in den einzelnen Gouvernements berichten. Das ist ein Teil russischer Frauenarbeit — und wahrlich nicht der unbedeutendste.

Den anderen Teil lernten wir durch die Frau Gymnasialdirektor Semitschkin kennen. Die Dame ist nebenbei selbst Künstlerin. In den wenigen Stunden, welche ihr von der

Direktionslast übrig bleiben, beschäftigt sie sich mit Holzbrandmalerei, und ein glänzendes Zeugnis von ihrer Begabung auch auf diesem Gebiete war ein Wandschrank in der Ausstellung, der das ganze Leben des Grafen Leo Tolstoi in Ornamenten, Figuren und Porträts darstellt. Ein begüterter Verehrer Tolstois — und warum sollte es auch nicht unter diesen Schwärmer für den seltsamen Dichter geben? — hätte sich keinen schöneren Zimmerschmuck anschaffen können als diesen prächtigen Wandschrank.

Aber, wie gesagt, dies ist nur eine Nebenbeschäftigung der Dame; ihr eigentlicher Beruf liegt in der Leitung eines der ersten russischen Mädchengymnasien, und ihren gütigen Mitteilungen verdankte ich so ziemlich das meiste, was ich über diesen Zweig russischer Frauenbildung erfahren habe. Unzweifelhaft nimmt Rußland in dieser Beziehung — nach England — den ersten Rang unter den europäischen Staaten ein. Was in Deutschland erst in neuester Zeit versucht worden, das ist dort bereits seit Jahrzehnten praktisch durchgeführt. Rußland besitzt gegenwärtig 371 Mittelschulen für Mädchen. Davon sind 149 Staatsgymnasien, 196 Progymnasien und 26 Institute der Kaiserin Marie. Selbst in den kleinsten und entlegensten Städten des Landes befinden sich Mädchengymnasien; Sibirien sogar hat deren dreißig. An diesen Gymnasien sind neben acht obligatorischen Fächern, zu denen unter anderen die Mathematik zählt, sieben fakultative, von welchen drei bis vier ausgewählt werden können; zu letzteren gehören Latein und Griechisch. Die Mädchen lesen Cäsar, Sallust, Ovid, Cicero, Livius, Virgil, Horaz, Xenophon und Homer. In der achten oder Ergänzungsklasse, deren Absolvierung den jungen Mädchen den Titel Hauslehrerin oder Erzieherin einbringt, wird noch ein größeres Pensum gefordert.

Die Aufnahmeprüfung ist streng. Beim Eintritt in das Gymnasium müssen die Mädchen schon Französisch und Deutsch lesen und schreiben können. Der Zudrang zu diesen Instituten ist natürlich ein sehr großer, ebensowohl der Kleinbürger wie des Adels und des Bürgerstandes. Jährlich verlassen etwa 2000 Mädchen nach glücklich bestandenem Abiturientenexamen diese Gymnasien.

Aber außerdem gibt es in Rußland zum Zweck der Heranbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen noch neun pädagogische Anstalten mit einem zweijährigen Kursus, den die jungen Damen nach absolviertem Gymnasialstudium besuchen müssen, und noch fünf höhere Privatbildungsanstalten, die unter der Leitung von Universitätsprofessoren stehen und das Ziel verfolgen, dem weiblichen Geschlecht eine höhere Bildung zu ermöglichen oder auch Lehrerinnen für die Gymnasien heranzubilden. Ferner existieren verschiedene Hauswirtschaftsschulen und Fröbelkurse und endlich 28 medizinische Anstalten. Von den Hörerinnen der letztgenannten Kurse befinden sich schon über 100 als praktische Ärzte in den Kliniken und Krankenhäusern, und noch eine größere Anzahl von ihnen übt Privatpraxis aus oder steht im Dienste städtischer Verwaltungen, die sie auf ihre Kosten hatten ausbilden lassen, hauptsächlich um dem Ärztemangel und dem großen Unfug der wundertätigen Frauen auf dem Lande nach Möglichkeit zu steuern.

Es ist natürlich, daß durch diese höheren Bildungsanstalten ein tüchtiges Lehrerinnenpersonal geschaffen wird. Man sieht also, daß man im Zarenreiche das Problem der Frauenbildung in einer recht glücklichen Weise zu lösen unternommen hat, und die Leistungen der Frauen auf der Ausstellung zu Nischni-Nowgorod waren ein sicheres Zeichen dafür, daß diese Versuche auch Erfolg gehabt haben. Auf

allen Gebieten der Kunst und Kunstindustrie, der Volksbildung und Volksgesundheit, des Unterrichts, der technischen und Fabrikarbeiten finden wir Leistungen von Frauen, die weit über das gewöhnliche Niveau hinausragen. Es ist wichtig, zu bemerken, daß die meisten Leistungen auf diesen Gebieten durchaus nicht Nachahmungen sind, sondern vielmehr einen originellen, echt russischen Charakter an sich tragen. Auch hier kommt die breit veranlagte russische Natur, welche offen, reich, warm und empfänglich ist, zur vollen Geltung. Diese russische Intelligenz, welche man gerade in Nischni-Nowgorod am besten zu beobachten Gelegenheit fand, bildet in der Tat eine Welt für sich, und zwar eine sehr merkwürdige Welt, die kennen zu lernen sich wohl der Mühe verlohnt, die zu beurteilen für den Fremden aber darum so schwer ist, weil er den großen und furchtbaren Gegensatz zwischen dieser Welt der Intelligenz und dem Absolutismus, der Willkür, der Bigotterie und Unwissenheit sich immer vor Augen zu halten geneigt ist. Diese beiden großen Grundkräfte des Zarenreiches streben voneinander. Wo wird dies hinführen?

Unwillkürlich wird man gerade in Nischni und bei der Betrachtung dieser Kulturarbeit an ein Wort von Gogol in seinem klassischen Roman „Tote Seelen" erinnert, wo die Kibitka des Helden, welche mit rasender Eile dahinjagt, sich in die Ferne verliert. „Und jagst nicht auch du, Rußland, vorwärts wie eine nicht einzuholende Troika. Der Weg hinter dir dampft, die Brücken krachen, alles läßt du hinter dir. Die Zuschauer bleiben überrascht stehen und sagen: War es ein Blitz, was bedeutet diese schauererweckende Eile, welche geheimnisvolle Kraft beseelt diese Pferde, was für Pferde sind dies, habt ihr Wirbelwinde in euren Mähnen . . habt ihr von oben bekannte Töne gehört und strengt ihr

nun eure Eisenkörper an, ohne die Erde mit euren Hufen zu berühren, durch die Lüfte zu fliegen, als wäret ihr von einem Gott begeistert? Rußland, wohin jagst du? Antworte! Da kommt keine Antwort. Man hört die Glöckchen der Pferde wundersam klingen; es stöhnt in der Luft und wächst wie zum Sturme an; und Rußland setzt seine kühne Jagd fort. . . ."

Die Messe.

Diese wilde Jagd hat man gerade in den Verkehrszentren des Zarenreiches besondere Gelegenheit zu beobachten. Es gab ja sehr viele Leute, und das waren keineswegs die dümmsten, die nach Nischni-Nowgorod zur Ausstellung kamen und sich mit Vorliebe auf der Messe aufhielten. Freimütig erklärten sie, daß ihnen die Messe ungleich interessanter sei als die Ausstellung. Ich gehörte nun allerdings nicht zu diesen Ketzern, muß aber doch auch gestehen, daß für denjenigen, der den Orient kennen lernen will, auf dem Jahrmarkte eine viel größere Ausbeute zu finden ist. Die Messe zu Nischni-Nowgorod ist eine geschichtliche Berühmtheit. Wir kennen sie alle aus der Geographiestunde. Sie aber auch wirklich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, ist eines der interessantesten touristischen Ereignisse im Leben eines Kulturmenschen. Sie erscheint fast wie ein Anachronismus in der modernen Zeit der Eisenbahnen und Börsen — und doch ist sie ein dringendes Bedürfnis, nicht bloß für den Tauschhandel zwischen Europa und Asien, sondern auch für die jährliche Geschäftsabwickelung des gesamten russischen Großhandels. Es schwindelt einem armen Touristen, wenn er von den Summen hört, die hier genannt werden. Die erste Messe zu Nischni setzte ca. 52 Millionen Rubel um; die des

Jahres 1880 aber schon ca. 171 Millionen und die des Jahres 1881 gar 246 Millionen. Dagegen war im Jahre 1882 ein Rückgang auf 240 Millionen zu konstatieren, und auf diesem Niveau hält sich auch gegenwärtig der Umsatz. Ja, hier rollt der Rubel in schmutziger Wirklichkeit — und es gibt, nicht bloß für den Kaufmann, kaum etwas Interessanteres als die naive und doch schlaue Art des Handelsverkehrs hier an Ort und Stelle zu beobachten.

Nun gibt es allerdings Schwarzseher, die da behaupten, daß mit der Eröffnung der sibirischen Bahn das Totenglöckchen der Messe werde geläutet werden. Andere behaupten wieder das Gegenteil. Und in den Regierungskreisen machte man sich sogar große Hoffnungen auf neue, ungeahnte Absatzwege, die der Schienenstrang nach Sibirien der Messe eröffnen werde. Es wäre übrigens nicht das erste Mal, daß Nischni-Nowgorod seine kommerzielle Bedeutung verlieren würde, um sie dann später doch wieder zu erlangen. Die Ausgrabungen, welche in Perekop am Schwarzen und in Taganrog am Asowschen Meere veranstaltet wurden, haben die Vermutung geweckt, daß es schon in uralter Zeit Handelswege gab, welche von jenen Meeren ausgingen, um sich an der Mündung der Oka in die Wolga zu vereinigen. Indes, sei dem, wie dem wolle, gegenwärtig blüht die Messe, die im Juni feierlich eröffnet wird, mehr als je. Der Jahrmarkt von Nischni ist die merkwürdigste Ausstellung, die man sich überhaupt vorstellen kann. Dieser Jahrmarkt bildet eine kleine Stadt für sich, die aus zahlreichen steinernen Budenreihen besteht und in vieler Beziehung an das alte Moskau erinnert. Aber man muß die Erinnerung an orientalische Marktplätze zurückweisen, wenn man von der Nowgoroder Messe spricht. In diesen breiten Straßen herrscht große Ordnung, leuchtet

elektrisches Licht, fährt die elektrische Bahn, die Siemens und Halske gebaut haben. Gerade aber der Gegensatz von europäischen Institutionen und asiatischer oder halbasiatischer Bevölkerung ist das ethnographisch interessanteste Moment der Messe! Diese wird an manchen Tagen von 3—400000 Menschen besucht, und es gibt für das europäische Auge nichts Reizvolleres als die Fülle der Gesichter, die sich ihm da mühelos aufdrängt, zu beobachten: Hier der bärtige Muschik in seiner grellroten Bluse neben dem polnischen Juden im langen seidenen Kaftan; dort Tscherkessen in ihrem malerischen Nationalkostüm, Tataren, Kalmücken, Türken und Griechen in rotem Fez, Perser mit hoher, kegelförmiger, schwarzer Schaffellmütze, Chinesen in ihrer uns wohlbekannten Tracht. Dazwischen der altrussische Kaufmann in seiner gravitätischen Würde, Offiziere in den kleidsamen weißen Blusen, Popen mit lang herabwallendem Haar, gelegentlich auch ein Bettelmönch mit dünnem Schleier am Hut oder eine Schar von Nonnen mit schwarzem Kopftuch, die den gleichen Zweck verfolgen — und zur Hebung des Kontrastes elegante Touristen, Petersburger Dandys, nach der neuesten Pariser Mode gekleidete und geputzte Damen aus Moskau, deren Kostüme in ihrer Buntheit und Farbenzusammenstellung denen der ganz wilden Völker oft nur wenig nachgeben. Mitten durch rasen die Iswoschtschiks mit ihren kleinen Gefährten und ihren behenden Pferdchen und Karawanen von kleinen Landwagen ohne Zahl. Nur der Gorodowoi, d. h. der wachthabende Schutzmann, bildet hier den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Nicht weniger interessant ist aber ein Besuch der Warenmagazine und der verschiedenen Landungsplätze. Hier sehen wir in riesigen Ballen oder Kisten die Waren aufgestapelt, welche in jenen Budenreihen

zum Verkauf gelangen, also vor allem Tee, Eisen, Fische, Kaffee, Heiligenbilder (durchschnittlich für 150000 Rubel pro Jahr), Glocken, Tabak, Kolonialwaren, Wein, Schuhwerk, Rohwaren, Wolle, Kattun, der hier fast der wichtigste Handelsartikel ist, persische Teppiche und chinesische Seidenstoffe, russisches Rauchwerk und noch vieles andere, was des Menschen Herz erfreut und seine Börse zu erleichtern vermag.

Die Konkurrenz zwischen Ausstellung und Messe erstreckte sich im Sommer 1896 nicht bloß auf das Völkergewühl der Besucher, sondern vor allem auf das kaufkräftige Publikum. Man kaufte eben auf dem Jahrmarkt billiger, ja sogar oft sehr billig. Hier gelten die vornehmen Geschäftsprinzipien, die auf der Ausstellung nicht umgangen werden dürfen, so gut wie gar nichts. Man kann dreist die Hälfte des Preises bieten, den der Verkäufer verlangt, und läßt er die Ware nach langem Feilschen doch nicht für diesen halben Preis, so ruft uns sein Nachbar, vielleicht sonst sein bester Freund, und verkauft uns den gleichen Stoff für den halben Preis, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ist nun allerdings nicht jedermanns Sache; aber wer es versteht, der kann mit Schätzen reichbeladen den Jahrmarkt verlassen.

Vom Jahrmarkt führt zur Sommerszeit eine lange, hölzerne Brücke zur Stadt selbst, die wieder in zwei sehr verschiedene Hälften sich teilt: in einen unteren und oberen Basar. Der untere Basar, der Hauptsitz des Nischni-Nowgoroder Handels, ist eine schmutzige, echtrussische Provinzstadt, der obere Basar eine saubere, zum Teil elegante, modern europäische Stadt mit Asphaltpflaster, elektrischer Beleuchtung, mit Hotels, Villen, Theater, Gärten und Squares. Auf dem höchsten Punkte der Hügelstadt erhebt

sich der mächtige Kreml, ein Komplex von öffentlichen Gebäuden und Kirchen, von einer 20 bis 30 Meter hohen Mauer umgeben, die von elf Türmen flankiert wird. Weiterhin links der sog. Atkos, eine künstlich angelegte Terrasse am Abhang nach der Wolga zu mit ausgedehnten Parkanlagen, weiterhin das weltberühmte Petschersky-Kloster, dessen Besuch kein Tourist unterlassen sollte, dann die alte Stroganoff-Kirche, ihrer Bauart und Einrichtung nach die interessanteste von den 42 Kirchen der Stadt Nischni-Nowgorod. Hier ist, wie ich ziemlich sicher vermute, der höchste Punkt, von dem man die Stadt oder vielmehr die vier Städte, aus denen sich Nischni-Nowgorod zusammensetzt, aus der Vogelperspektive noch einmal genau betrachten kann. Das Bild ist namentlich bei Sonnenuntergang von bezaubernder Schönheit und erinnert gar sehr an verwandte Bilder von Neapel und Konstantinopel. Rechts der weite Komplex massiver Bauten, die die Ausstellung bergen, dann ziemlich in der Mitte die Jahrmarktsstadt mit ihren endlosen, monotonen, grünbedachten Budenreihen, in der Mitte die lange Brücke, die die Oka von der Wolga trennt, zu unsern Füßen die Stadt mit ihren Häusern, Kirchen, Gärten, in allen Weiten aber der mächtige Strom, dessen Rücken mit zahllosen Schiffen bedeckt ist. Ein hochroter Streifen am äußersten Ende des Prospekts kontrastiert wunderbar mit den tiefdunkeln Wolken, die sich über die Höhen ausbreiten, — es ist ein Bild, wie ich es ähnlich nur noch in der Campagna in wundervollen italienischen Frühlingsnächten gesehen habe. Allmählich verstummt auch das Lärmen und Toben des Jahrmarkts, der Ausstellung. Eine feierliche Ruhe ist über die Natur ausgegossen. Tausend Lichter aber erleuchten die milde, warme Nacht und spiegeln sich im heiligen Strome wieder. Vom Turme des Pet-

ſchersky-Kloſters läuten ſie zur Abendruhe, und vom Minarett der tatariſchen Moſchee gegenüber in der Meßſtadt antwortet ihnen der Ruf zum Gebet an die Gläubigen des Halbmonds, der eben wie ein merkwürdiges Symbol über dem Bilde aufgeht. Dort lichtet ein finniſcher Dampfer die Anker, hier rüſtet ein chineſiſches Kauffahrteiſchiff ſich zur Rückkehr in die Heimat — über die ganze Szenerie iſt aber heiliger Frieden ausgegoſſen. Auch der moderne Touriſt kann ſich dieſem erhabenen Eindruck nicht entziehen und er faltet ſeine Hände zum Gebet:

Gottes iſt der Orient,
Gottes iſt der Occident,
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände!

II.

Die Krim.

Bachtschi-Sarai.

Von Nischni nach Sewastopol, vom nördlichen zum südlichen Gelände, ist ein weiter Weg. Aber auf der Schienenstraße gelangt man doch in 60 Stunden und sogar im selben Waggon dahin. Auf demselben Wege, den einst die Chazaren gezogen sind!

Bisher war die Krim für deutsche Reisende eigentlich eine terra incognita. So etwas wie Furcht vor dem kimmerischen Bosporus, welche schon die alten Goten beherrschte, erfüllt auch die modernen Deutschen, und man reist lieber zehnmal nach Italien und nach dem Nordkap, ehe man eine Reise nach der Krim wagt, die doch an ländlichen Schönheiten, an originellen Völkertypen, an reizvollen Kulturkontrasten mindestens ebenso reich ist wie jene Länder.

Die Reise nach der taurischen Halbinsel wird von Berlin aus am besten über Odessa unternommen. Man fährt dann mit den prachtvoll ausgestatteten Dampfern der russischen Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel die ganze Südküste der Krim entlang bis nach Kertsch, oder, wenn man Zeit und Geld hat, bis nach dem Kaukasus, d. h. bis Batum. Man kann aber auch die Tour von einer andern Seite,

nämlich von Moskau aus unternehmen. Dann geht es mit der Bahn in nicht minder elegant ausgestatteten Salonwagen über Charkow nach Simferopol und Sewastopol und von da in einer bequemen Troika mit drei bis vier ausdauernden Steppenpferden über eine herrliche Kunststraße durch das Bajdartal nach Jalta. Ich habe den letztern Weg gewählt und würde allen deutschen Reisenden den Rat geben, desselbigen Weges zu fahren.

Die erste Stadt, die man auf dieser Tour erreicht, ist zugleich die Hauptstadt des Gouvernements Taurien, nämlich Simferopol oder, wie es die Tataren nennen, Ak-Metschet d. h. Weißkirchen. Es liegt in malerischer Umgebung am Salgir und besteht eigentlich aus zwei Städten, wie schon sein griechischer Name andeutet, aus der alten Tatarenstadt und der russischen Neustadt. Beide stehen in grellem Gegensatz zueinander. Durch die tatarische Stadt ziehen sich krumme, enge, schmutzige Gassen; die russische Neustadt hat breite, zum Teil wohlgepflasterte Straßen, stattliche, moderne Gebäude, einen wohlgepflegten Park. Diese ist modern, weitläufig, aber auffallend still, jene ist schmutzig, malerisch, voll von buntem Getümmel, Minarets und Hammeln. Für den Fremden ist das alles natürlich von Interesse. Im ganzen genommen aber ist Simferopol die am wenigsten interessante Stadt in der Krim. Von größerer Bedeutung war sie vor der Zerstörung durch die Russen 1736 als die Residenz des Sultans Kalga, d. h. des Obergenerals der krimschen Tataren. Der Chan selbst residierte in Bachtschi-Sarai. War dieser verreist oder krank, so übernahm der Sultan die Regierungsgeschäfte. Noch wichtiger war die Stadt in alter tauro-skythischer Zeit, da hier die Befestigungen des Königs Skylur lagen: Palakion, Neapol und Chawon. Eine Tafel, welche man 1827 bei

Ausgrabungen gefunden, nennt ausdrücklich den Namen dieses Königs und seines Sohnes Palakion. Wir befinden uns also hier schon auf klassischem Boden.

Der Weg von Simferopol nach Bachtschi-Sarai ist sehr interessant. Die Bahn tritt nämlich hier in das Jaila-Gebirge und geht an dem Schlachtfeld an der Alma vorüber bis nach der ehemaligen Residenz der Chane der Tataren. Man sieht aber die Stadt nicht eher, bis man an den Ausgang des einen Tales kommt, in dem sie liegt. Bachtschi-Sarai, das „Haus der Gärten", das Mekka der Krim, ist eine echt orientalische Stadt. Der Orient und der Mohammedanismus haben sich hier vielleicht reiner erhalten als in Konstantinopel. Selbst die russische Erziehung, die doch nun schon über ein Jahrhundert dauert, hat bis jetzt wenig gefruchtet. Es scheint, als hätten sich hier die versprengten Reste des Tatarismus wie in einem Asyl zusammengedrängt. Wenn man etwa um die zehnte Morgenstunde in die Stadt einzieht (bekanntlich liebt der Tatar das frühe Aufstehen nicht), so bietet sich einem ein sehr merkwürdiges, echt orientalisches Bild dar. In der Hauptstraße, die kaum zehn Schritt breit ist und in der die Häuser zum Teil dicht an die Felsen gebaut sind, drängen sich die Käufer und Verkäufer, Tataren und Russen, Männer, die einen Hammel mit zusammengebundenen Beinen auf der Schulter tragen, Esel mit Körben und Wasserschläuchen beladen, und alles dies oft in einen undurchdringlichen Staub gehüllt; zu beiden Seiten der Straße unzählige Buden, in denen Sättel und Pferdegeschirre, Tabak, Gewürze, Leder, Pelz- und Stahlwaren, die berühmten silberverzierten, roten und gelben Frauenpantoffel, Waffen aller Art, weiße Wollschleier, welche die Tatarenmädchen so vorteilhaft kleiden, dann aber auch frisch geschlachtete Hammel, denen das Blut auf dem

Rücken treppenartig zerteilt ist, um jeden Zoll ihrer Güte bloßzulegen, und vieles andere. Die Buden sind sehr primitiv aus kleinem hölzernen Bretterwerk zusammengefügt, das durch Klappen von oben und unten geschlossen werden kann; auf der unteren liegt ein Teil der Waren aus und unter diesen hockt der Verkäufer; die obere schützt vor der Sonne. Aber trotz des großen Verkehrs herrscht in der belebten Straße tiefes Schweigen. Es sind eben Orientalen, die hier ihre Waren feil halten. Hinter den Budenreihen steigen die engen Gassen der Stadt bis zu beträchtlicher Höhe zu beiden Seiten hinan.

Die Tataren in Bachtschi-Sarai unterscheiden sich wesentlich von denen der Südküste. Sie sind von der Kultur noch nicht beleckt, ja sie verachten diese sogar. Ihre Kleidung ähnelt mehr der armenischen. Die Frauen und Mädchen gehen noch tief verschleiert. Die Häuser haben vergitterte Balkone nach der Straße hinaus. Jeden Augenblick befindet man sich in einer Sackgasse, an deren Ende sich mehrere Pförtchen öffnen; dadurch wird es den Frauen möglich, ihre Nachbarinnen zu besuchen, ohne daß sie die Gasse betreten. Kleine hölzerne Treppen führen von außen zur Veranda der Häuschen, deren Interieur aus halbdunkeln Gemächern mit engen und niedrigen Türen besteht, an deren Wänden Divans und eingerahmte Koransprüche sowie zahllose Fußteppiche die einzige Ausstattung bilden.

Fast in der Mitte der Stadt, auf drei Seiten von Häusern umgeben, hinter einer hohen Mauer, liegt der alte Palast der Chane, der sogenannte Cham Ssarai oder Gartenpalast. Bachtschi-Sarai war bekanntlich mehr als drei Jahrhunderte (1428—1783) die Residenz der tatarischen Chane. Der Palast, wohl eines der merkwürdigsten Bauwerke, die in ganz Europa existieren, wurde im Jahre 1519

von Abdul Sahel-Gerai erbaut. Am Eingang steht eine Säule mit einem kleinen Doppeladler zur Erinnerung an die Fürstin, die vor mehr als hundert Jahren die Krim ihrem großen Reiche einverleibt und hier in diesen Gemächern gerastet hat, an Katharina II. Durch einen Rundbogen betritt man den viereckigen Hof, der rechts von dem Palast, links von der Moschee eingeschlossen ist, an welchen sich zwei seltsame Kuppelbauten, die Mausoleen der Chane, anschließen. Man glaubt, in der Arena des Amphitheaters sich zu befinden. Ein schöner, von Weiden beschatteter Springbrunnen steht dem Eingang gegenüber, und hinter demselben ist der Hof durch die Mauern eines großen Fruchtgartens begrenzt, der auf einer von Terrassen durchschnittenen Anhöhe liegt. Das eiserne Tor am Eingang zum Palast, der sich jetzt in der Obhut russischer Beamten befindet, trägt die Inschrift: „Der Herr dieses Tores, welcher diese Provinz erobert hat, ist der hocherhabene Hadschi Giri Chan, Sohn des Mingli Giri Chan. Möge Gott, der Herr, dem Mingli Giri Chan, ebenso wie seinem Vater und seiner Mutter das höchste Glück verleihen.“ Man kann der russischen Regierung Dank wissen, daß sie den Palast der Chane genau in derselben Weise erhalten, wie sie ihn übernommen hat. Man kann sich etwas Bizarreres kaum denken, als die Ausstattung der Zimmer. Es sind mittelgroße, helle Gemächer mit kleinen Ottomanen, viel Rot, Gold, Blumenranken, Arabesken, alles dekorativ, aber ohne jeden einheitlichen Charakter. Die Plafondmalerei ist in Gold und dunkeln Farben nach Art der persischen Teppiche ausgeführt. Jeder Saal enthält zahlreiche Inschriften in dem prahlerischen Wortreichtum des Orients. Man wandert durch ein Labyrinth von kleinen Gemächern, die alle verschiedene Namen tragen, wie: der Gerichtssaal, der Audienz-

ſaal, der Geſandtenſaal, das Eßzimmer uſw. Die grellen Farben der tatariſchen und orientaliſchen Ornamente an den Wänden, die weichen türkiſchen Teppiche, die karmeſinroten Divans, die reich geſtickten Vorhänge und Tapeten von koſtbarem Atlas, all der eitle Glanz und die bunte Farbenpracht, daneben das geheimnisvolle Schweigen, welches alle Räume erfüllt, machen einen mehr als ſeltſamen Eindruck.

Am intereſſanteſten iſt natürlich im hinteren Teile des Hofes der Harem, durch eine hohe Mauer von dem Vorderraum abgeſchloſſen. Es ſind drei geräumige Zimmer, in denen die Frauen des Chans hinter vergitterten Balkonen in ſtiller Zurückgezogenheit lebten. Dazu gehört noch ein kleines Gärtchen mit einem Bade auf der einen Seite des Hauptflügels zum Harem, zu dem ein ſchmaler Gang direkt von den Zimmern des Chans führt. In dem oberen Teil des Palaſtes ſind noch die Zimmer zu ſehen, in denen die berühmte Marie Potocka wohnte, die zwei große Dichter, Puſchkin und Mickiewicz, beſungen haben. Die Sage iſt bekannt, daß gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tataren einen Einfall nach Polen gemacht, und daß der Chan die ſchöne Tochter des reichen Grafen Potocki gefangen mit ſich genommen habe. Geblendet von ihren Reizen, verſuchte er ihre Liebe zu gewinnen, aber Marie blieb ſtill und zurückhaltend. Der mächtige Fürſt tat alles, um ihren Stolz zu überwinden. So wandelte ſich ihr Haß allmählich in Achtung um, aber ihre Hand vermochte ſie ihm nicht zu geben. Der giftige Haß einer Nebenbuhlerin, die der Chan früher begünſtigt hatte, ſtörte dieſes Liebesſpiel. Sie ſtieß eines Tages den Dolch in die Bruſt der Unſchuldigen, die lautlos dahinſank. Der Chan ließ über dem Grab ſeiner Geliebten ein prächtiges Mauſoleum er-

bauen. Wie die gelehrten Forscher behaupten, liegt eine Verwechselung mit der schönen Grusierin Delira Beke zu Grunde, da die Geschichte Polens keine Marie Potocka kennt, die von Tataren geraubt worden wäre.

Aber auch in der Vorhalle seines Palastes hat der Chan seiner Geliebten ein Denkmal errichtet. Es ist dies die berühmte Tränenquelle Selsebil, die Alexander Puschkin in seinem bekannten Gedicht besungen hat. Sie besteht aus mehreren pyramidenartig übereinander liegenden Kaskaden, das Wasser fließt aus dem obersten Becken in die unterhalb befindliche Schale. Eine Marmortafel ist über dieser Fontäne angebracht, die allerdings keinen Zusammenhang mit der oben erzählten Geschichte hat, sie lautet nämlich folgendermaßen:

„Das Angesicht von Baghd-Sarai freut sich über die wohltätige Sorgfalt des Krim Gheri. Dies errichtete seine schützende Hand, die den Durst des Landes gestillt." „Wenn es einen Brunnen gibt, wie dieser, so zeige er sich!" „Damaskus und Bagdad haben viele Dinge gesehen, aber keinen so schönen Brunnen im Jahre 1167 (nach der Flucht Mohammeds)!"

Es ist interessant, daß der große polnische Dichter Mickiewicz gegen alle Einwände der Geschichte an der Wahrheit der Sage festhalten wollte. Eines seiner schönsten Krim-Sonette „Das Grab der Potocka" beginnt mit dem folgenden Vers:

Im Land des ew'gen Frühlings, auf Idens wonn'ger Schwelle
Verwelktest du, o Rose! Als die vergangnen Zeiten
Von dir, gleich goldnen Faltern, entflogen in die Weiten,
Blieb der Erinnerung Wurm dir an Herzens tiefster Stelle.

Auch die Moschee der Chane durften wir besichtigen. Sie ist ein düsterer Raum, der etwa dreihundert Personen

faßt, mit vergitterten Fenstern und mit dicken Teppichen belegt. Über dem Portal befindet sich folgende Inschrift:

„Wer ist Hadschi Selim? Der berühmteste aller Chane, der Liebling Gottes. Möge Gott, der Herr, ihn zum Lohne für die Errichtung dieser Moschee mit allen Segnungen überschütten. Selim Ghirei Chan ist in seinem Dasein mit dem Rosenbaum zu vergleichen. Sein Sohn ist eine Rose. Jeder ist nach der Reihe mit den Ehren des Serails gekrönt worden. Der Rosenbaum hat von neuem geblüht. Seine einzige frische Rose ist der Löwe des Padischah der Krim, Sehlamet Ghirei Chan. Gott hat meinen Wunsch in dieser Inschrift erfüllt. Nur Gott, dem Herrn, allein ist von Selim Ghirei Chan diese Moschee errichtet worden."

Die Wände im Innern sind natürlich ebenfalls mit Koransprüchen reich verziert. Rechts von dem Sitze, Mihrab, führt eine steile, hölzerne Treppe auf die Mimber, eine Art Kanzel, von welcher an besonderen Festtagen der Koran ausgelegt wird. Daneben befindet sich ein Emporium, wo die Chane ihr Gebet zu verrichten pflegten. Neben der Moschee liegen die beiden kuppelbedeckten Mausoleen, die letzte Ruhestätte der Chane, deren jedes zwölf Särge enthält. Grabsteine mit arabischen und türkischen Inschriften melden die Namen derer, die hier begraben liegen. Hinter diesen Mausoleen ist ein kleiner Begräbnisplatz in einem hübschen, freundlichen Gärtchen, wohlgepflegt und mit Blumen reichlich bepflanzt. Weinstöcke ranken sich hier um die bröckelnden Ruinen, die von entschwundener Größe zeugen; aber auch hier wie im Palast und in der Moschee feierliches Schweigen. Das Ganze macht einen mehr als seltsamen, im Grunde aber doch hochpoetischen Eindruck.

Im Garten des Palastes der mächtigen Chane der Tataren wohnt heute als Höchstgebietender der russische

Polizeimeister von Bachtschi-Sarai. Er ist der einzige, der in der ganzen Stadt deutsch versteht, und auf seine liebenswürdige Hilfe sind alle Reisenden angewiesen. Ich habe derselben die Fahrt nach Tschufut-Kaleh, die nicht weniger interessant ist, als die nach Bachtschi-Sarai, zu verdanken. Vor dieser Reise stärkte ich mich jedoch in dem mir besonders empfohlenen Wirtshause mit den gleichfalls empfohlenen Hauptpiecen der Speisekarte, mit Pilaf, d. i. Reis mit kleinen Stückchen Hammelfleisch, und Dolme, d. s. gekochte Gurken mit gehacktem Fleisch gefüllt. Die folgende Schischliki wagte ich nach den vorherigen Gängen gar nicht mehr zu versuchen. Ich flüchtete mich in meinen bereitstehenden Sonnenverdeckwagen, der mich für vier Rubel nach der uralten Judenfeste Tschufut-Kaleh bringen wollte.

Wir fuhren zunächst durch ein schmutziges Zigeunerdorf. Hinter dem Dorfe steigt die Straße bereits steil an, und der erste Blick fällt auf das berühmte Uspenskykloster, das, aus Fels gehauen hoch oben in die Felshänge hineingezwängt, nur auf Leitern zugänglich ist. Das Fahren ging aber auf den holperigen Steinwegen nur langsam vorwärts. Je höher die Straße stieg, desto schwerer wurde es den kleinen Tatarenpferdchen fortzukommen. Schließlich mußte ich am Fuße des etwa 600 m hohen Berges aussteigen und die steile Anhöhe in glühender Mittagshitze hinaufklettern, ehe ich an das einzige Festungstor der alten Stadt gelangte. Ich war in Schweiß gebadet, und ich rate daher jedem, der diese Partie macht, sie zu Pferde zurückzulegen. Man kann dann etwa in einer halben Stunde leicht bis in die Stadt hineingelangen.

Das landschaftliche Bild, das sich nun uns darbietet, ist in der Tat ein einziges: Zu unseren Füßen die in einem Talkessel zusammengedrängte Tatarenstadt mit ihren Gärten,

Minaretts und Kuppeln. Im Hintergrunde die kahlen Höhenzüge des Jaila-Gebirges, die Waldungen mit hohen, schattigen Nußbäumen und Pappeln, über deren Wipfel wie Vogelnester die Treppen, Türme und Krypten des uralten Klosters auf uns herniederschauen. Dem Kloster gegenüber erhebt sich der abgeplattete Felsen von Tschufut-Kaleh. Die Felsen gehen dicht bis an den Rand des Abgrundes, von dem aus man einen überwältigenden Ausblick über das weithin schimmernde Schwarze Meer genießt.

Die Karäer.

Die Stadt selbst macht einen entsetzlichen, wahrhaft öden Eindruck. Bis vor fünfzig Jahren war sie die Hauptstadt der Karäer, d. h. der einzigen, noch lebenden jüdischen Sekte, welche sich etwa im achten Jahrhundert von dem rabbinischen Judentum losgesagt, weil sie den Talmud nicht anerkennen wollte. Diese Sekte hat sich nur noch in der Krim erhalten. Dort aber spielt sie eine bedeutende Rolle. Die Karäer von Tschufut-Kaleh stiegen jeden Morgen von ihren Bergen hinunter, um in Bachtschi-Sarai ihre Geschäfte zu erledigen. Am Abend kehrten sie wieder. Später wurde ihnen jedoch diese Wanderung zu beschwerlich. Sie verließen ihre alte Heimat und siedelten sich in allen großen Städten der Krim an. Heute gehören sie zu den angesehensten Kaufleuten und Fabrikanten in Odessa, Simferopol, Jalta, Feodosia usw. In Tschufut-Kaleh lebt nur noch ein alter Lehrer (Chacham), der die Honneurs der Ruinenstadt macht. Die Türflügel des Stadttors sind zerfallen, gespenstisch unheimlich liegen die engen Straßen da, in deren auf hartem, weißem Felsen sichtbaren tiefen Fahrgleisen das Zeugnis einer sehr bedeutenden Frequenz zu erkennen ist. Die Tore und Türen, die Häuser und Brunnen,

die Schwellen, Stufen und Treppen, alles zerfallend und zerfallen! Die kleinen Höfe sind zur Hälfte mit den Trümmern der Häuser angefüllt. Nur einzelne Mauern stehen noch vollständig. Der Eindruck ist ein unheimlicher; kein Laut, kein Tier, kein Mensch. Man glaubt in einer verzauberten Stadt zu sein, deren Existenz durch einen Fluch zerstört worden. Hier ist alles Vergangenheit, aber auch alles Geschichte. Verlassen und verdorrt, öde und still ist es in dem karäischen Jerusalem. Der Eindruck ist etwa wie in Pompeji: immer nur halbe Häuser oder öde Fensterhöhlen, in denen das Grauen wohnt, bröckelnde Mauersteine, mit Schutthaufen angefüllte Höfe, leere, dachlose Stuben.

Dieser merkwürdige Judenfelsen hat den Historikern viele Schwierigkeiten bereitet. Dabei ist manches heitere Quiproquo aufgedeckt worden, und das heiterste jene Legende, die A. Brückner auf ihren Ursprung zurückgeführt hat. Der Gesandte Ludwigs IX., Rubruquis, erzählt, es gäbe zwischen Cherson und Sudak quadraginta castella, worauf-hin dann die Gelehrten sich bemüht haben, an der Süd-küste der Krim die vierzig Berge aufzufinden. Jetzt hat sich nun herausgestellt, daß jener Reisende des 13. Jahr-hunderts nicht vierzig Berge, sondern Tschufut-Kaleh ge-meint hat, das auch Kirkjer = vierzig Männer hieß, welches ein italienischer Reisender in quaranta luoghi verwandelte und Rubruquis in ebenso viele Berge. Aller-dings liegt Tschufut-Kaleh zwischen Cherson und Sudak und dadurch klärt sich das Mißverständnis auf. Daß es eine alte tatarische Hauptstadt war, ist ebenso wahrschein-lich, als daß hier seit undenklichen Zeiten Juden gewohnt haben.

Für die erstere Behauptung gibt es sogar noch einen sprechenden Beweis. Nicht weit vom Tore, am Ende der

Hauptstraße, liegt noch das Mausoleum der Tochter eines Chans, Toktamysch, von der die Sage geht, daß der greise Vater ihr die Verteidigung der belagerten Festung anvertraut hatte. Eine Variante läßt Nenekadscha durch einen verliebten Prinzen aus Bachtschi-Sarai hierher entführen. Ihre traurige Geschichte bildet den Gegenstand der langen Inschrift, welche den Grabstein bedeckt. Der Bau ist im ganzen noch ziemlich gut erhalten. Im Innern steht ein Sarkophag aus weißem Marmor mit arabischen Inschriften; in der Mitte des Gebäudes blickt man durch einige Löcher in ein verschüttetes Gewölbe, wie solche fast in jedem Hause von Tschufut-Kaleh zu finden sind. Die Synagoge der Karäer ist ein einfaches, schlichtes Gebäude, welches aber viel Kostbarkeiten an Tempelgeräten und wertvolle alte Manuskripte besitzt. Den Fremden mutet es mehr als seltsam an, wenn er auf dieser unzugänglichen Felsenklippe das Hauptquartier einer Religionssekte findet, deren Ursprung sich in das achte Jahrhundert verläuft und deren Mitglieder über Rußland, Polen, Galizien und den Orient zerstreut sind. Ich habe schon gesagt, daß nur ein einziges Haus während des Sommers in Tschufut-Kaleh bewohnt ist, nämlich das des geistlichen Führers (Chacham) der Gemeinde. Dieses Häuschen liegt so dicht am Abgrund, daß man kaum begreifen kann, daß es im Laufe der Jahrhunderte durch die Stürme noch nicht hinuntergeweht ist. Der Blick von der kleinen Veranda aus ist aber ein bezaubernder: Zur Linken das weithin aufrauschende Meer, zur Rechten der majestätisch in die Wolken ragende Tschatyr-Dagh. Man trennt sich nur schwer von diesem in seiner Art einzigen Bilde. Und auch mir ist es wahrlich nicht leicht geworden, von dieser uralten Trümmerwelt inmitten einer ewig jungen Naturumgebung Abschied zu nehmen.

Aber ich wollte noch den berühmten Gottesacker der Karäer besuchen, der auf halbem Wege vom Berge etwa eine Stunde weit sich ausbreitet und dem sie poetisch den Namen „das Tal Josaphat" beigelegt haben. Bald wanderten wir durch ein Labyrinth von hellblinkenden Grabsteinen aus weißem Marmor, welche die Form von Sarkophagen haben und fast sämtlich mit hebräischen Inschriften versehen sind. Der Friedhof ist mit hohen Eichen und Buchen dicht bewachsen. Im Schatten dieser tausendjährigen Bäume schlafen Söhne und Töchter jener unglückseligen Sekte der Auferstehung entgegen, an die sie mit unerschütterlicher Konsequenz glauben. Es liegt etwas unsäglich Rührendes in dieser Gräberstätte. Mit heiligem Schauer betritt der Fremdling diesen Hain; still und versöhnt zieht er von dannen. Der Friedhof endet plötzlich in der Nähe eines großen Abgrundes, von dessen schwindelndem Rande wir im Abendsonnenschein eine prachtvolle Aussicht genossen. Auch die Rückfahrt nach Bachtschi-Sarai, auf der wir immerfort von musizierendem Zigeunervolk begleitet wurden, war eine sehr interessante. Der Abend aber in der alten Residenz der Chane erschien mir geradezu wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Im silbernen Mondenschein lag das Serail der Gärten mit seinen Minaretts und Kuppeln, mit seinen Häuschen und Türmen in magischer Beleuchtung da. Zuweilen huschte eine dicht verhüllte tatarische Schöne an uns vorüber. Von den Minaretts ertönte der lang gezogene Ruf des Muezzim, der die Gläubigen des Korans zum Gebete rief. Die Straßen der Tatarenstadt waren still und leer, das laute Geräusch des Tages war verschwunden, im weiten Halbkreise zog sich die Stadt bergan, schweigend und geheimnisvoll im Glanz des Mondlichts. Nur der Balkon eines Kaffeehauses zeigte noch ein mattes Licht.

Dorthin ging auch unser Weg. Das längliche Viereck des Hofes, um welches in zwei Stockwerken die offene Galerie des Hofes herumlief, glich von außen in seiner Bauart allen anderen Tatarenhäusern, aber in der Mitte stand ein kleines Häuschen mit einer Weinlaube, aus welcher eine Wasserquelle in ein Marmorbassin träufelte. Als wir eintraten, trafen wir sechs Männer auf kleinen Divans rings an den Wänden mit untergeschlagenen Beinen sitzend, die aus ihrer türkischen Pfeife rauchten und bedächtig ihren Mokka aus den kleinen, henkellosen Tassen schlürften. Die Unterhaltung schien eine lebhafte gewesen zu sein, ehe wir eintraten. Als wir die Tür öffneten, wurde unser Gruß durch ein feierliches Neigen des Hauptes erwidert, dann aber herrschte tiefes Schweigen, bis wir uns entfernt hatten. Das dauerte etwa eine halbe Stunde, wieder dasselbe feierliche Neigen des Hauptes, und wir waren verabschiedet. Kaum waren wir draußen, so hörten wir wieder das dumpfe Murmeln, welches die durch unsern Eintritt unterbrochene Konversation fortzusetzen schien. Ich bin naiv genug zu gestehen, daß ich gelauscht habe, aber ich bin ebenso ehrlich, weiter zu bekennen, daß ich nichts verstanden habe. Nur ein Wort konnte ich verstehen, weil es oft, wie es schien, von jedem einzelnen mehreremal wiederholt wurde. Es klang wie „Mark“. Nun lag es ja nahe, zu glauben, daß die Gäste des Kaffeehauses sich über die eben abgezogenen Fremden und deren Geldwährung unterhielten, aber mein Begleiter, ein polnischer Universitätsprofessor, der längere Zeit in Konstantinopel gelebt hat, klärte meinen Irrtum bald auf. Die ehrwürdigen Tatarengreise im Kaffeehause zu Bachtschi-Sarai unterhielten sich nicht über unsere Reichswährung, sondern über unsern — Altreichskanzler, den Fürsten Bismarck! Wer ihrer Unterhaltung hätte folgen

können! Uns war es nicht vergönnt, und wir mußten mit dem Gefühl von dannen gehen, daß hier Schätze der Poesie vergraben liegen, die vielleicht ein anderer, ein Dichter oder ein Forscher einmal wird heben können.

Ja, Bachtschi-Sarai ist ein Märchen, ein orientalisches Märchen in all seiner bunten Farbenpracht, in all seinem Schmutz und all seiner Schönheit, und für den modernen Touristen gibt es keinen größeren Genuß, als hier in der Mitte der tauriſchen Halbinsel ein isoliertes Plätzchen zu finden mit einer scharf umgrenzten uralten Kultur, „die unbeeinflußt von den tausend Erregungen des Wissens seit Jahrhunderten fremdartige, uns so geheimnisvoll anmutende Dinge fortspinnt, fest und unwandelbar die Eigenart bewahrend, aber in seinen Extremen gebändigt durch das gefürchtete Gesetz einer höheren Intelligenz, welche der dominierende Staat vertritt".

Erinnerungen an Iphigenie.

In einer knappen halben Stunde kann man aus der tiefsten Romantik in die modernste Wirklichkeit, d. h. von Bachtschi-Sarai nach Sewastopol gelangen. Die Ansicht, welche die Stadt bei der Einfahrt gewährt, ist wahrhaft entzückend. Zuerst wird ein kleiner blauer Streifen des Meeres sichtbar, dann, bei einer plötzlichen Biegung der Straße erhält man einen Ausblick über den ganzen Hafen und über die amphitheatralisch sich aufbauende Stadt mit ihren hohen, weißen Häusern, mit ihren dräuenden Batterien und gelbgrünen Kirchenkuppeln. In weitem Bogen fährt man um den ganzen Hafen, bis man in den Bahnhof gelangt. Der Ruf: Sewastopol! erweckt in dem Russen eine Art mystischen Grauens oder auch wonnigen Entzückens. Dem Fremden treten vor allem die geschichtlichen

Erinnerungen des großen Krimkrieges lebhaft vor die Seele, die ja jetzt wieder einmal „aktuell“ sind. Aber er hat nicht lange Zeit, diesen historischen Erinnerungen nachzudenken, denn er ist bald in eine Wolke von Staub gehüllt, die ihm alles unsichtbar macht. Die meisten Reisenden ziehen es deshalb vor, in einem der hübschen Sonnenverdeckwagen so rasch wie möglich durch die Stadt nach dem Hafen zu eilen, um das Dampfschiff noch zu erreichen, welches sie nach Jalta bringen soll.

Mit Unrecht, denn Sewastopol ist trotz seiner dichten Staubwolken heute noch eine sehr interessante Stadt, und die Umgebung ist so reich an landschaftlichen Schönheiten und großen historischen Erinnerungen, daß es sich wohl verlohnt, zwei bis drei Tage hier zuzubringen, zumal das Hotel Wetzel am Boulevard, nahe dem Hafen, deutschen Reisenden gute und angenehme Unterkunft gewährt.

Die Merkwürdigkeiten der Stadt selbst kann man schon auf dem ersten Spaziergang kennen lernen. Sewastopol ist heute der Hauptkriegshafen Rußlands. Nach der Belagerung durch die Alliierten von 1854—56, bei welcher es vollständig zerstört wurde, blieb es fast fünfzehn Jahre lang ein öder Trümmerhaufen. Erst seit dem Jahre 1871, seitdem die Hindernisse, welche die Entwickelung der Stadt hemmten, durch den Londoner Vertrag beseitigt wurden und die Stadt selbst mit dem Innern des Landes durch eine Eisenbahn verbunden ward, hat sie sich wieder zu erholen angefangen. Seither wurde Sewastopol auch wieder als Kriegshafen eingerichtet und stark befestigt. Vor einigen Jahren wurde sogar beschlossen, Sewastopol ausschließlich als Kriegshafen zu benutzen, den Handelshafen nach Feodosia zu verlegen und die ziemlich bedeutende Küstenschiffahrt nach der Strjeleßkaja-Bucht zu versetzen.

Die Kaufleute von Sewaſtopol ſind freilich damit wenig einverſtanden, aber — wie man in Berlin ſagt — „danach geht es nicht“. Vor allem in Rußland nicht, und wenn man erſt das Terrain rekognosziert hat, ſo erkennt man, welche Bedeutung Sewaſtopol noch einmal als Kriegshafen, der das Schwarze Meer beherrſcht, gewinnen wird.

Ein Spaziergang durch die Stadt bietet mannigfaches Intereſſe, obwohl die Wege nicht gerade ſehr bequem ſind. Dabei hat Sewaſtopol vielleicht das beſte Pflaſter in ganz Rußland. Zahlreiche neue Gebäude, meiſt in gelbem Sandſtein ausgeführt, breite, mit großen Baumreihen verſehene Boulevards, ſchöne Parkanlagen mit bequemen Sitzplätzen, Theater, Cafés und Konditoreien geben namentlich der oberen Stadt ein recht freundliches Ausſehen. Daneben findet man allerdings auch heute noch manchen Trümmerhaufen und manches zerſchoſſene Haus, an dem mehr als vier Jahrzehnte ſpurlos vorübergegangen ſind. Im Schein der Juliſonne zeigt ſich Sewaſtopol mit ſeinen Häuſern und der Ausſicht auf das blaue Meer in einer ganz wunderbaren Farbenbeleuchtung. Vielleicht genießt man dieſe Ausſicht am ſchönſten von der neuen Wladimir-Kirche, welche in ihrer Bauart an die Aja Sofia in Konſtantinopel erinnert. In der Gruft, über der ſich der Neubau erhebt, befindet ſich ein merkwürdiges Denkmal für die im Krimkriege bewährten vier Admirale Kornilow, Iſtomin, Nachimow und Lazarew. Der Mittelpunkt der Stadt iſt der Boulevard. Hier ſteht das Denkmal des tapferen Seeoffiziers Koſarsky, der Nachwelt zum Beiſpiel. Es iſt dies jener ruſſiſche Offizier, der mit ſeiner kleinen Brigg „Merkur“ im Krimkriege drei türkiſchen Linienſchiffen zu entwiſchen verſtand. Der Blick auf das Meer iſt von hier aus ganz einzig. Der neue Boulevard,

von dem jungen Volk Sewastopols besonders bevorzugt, befindet sich unten am Meere, mit schönen Anlagen, mit einem Theater und namentlich des Abends gut besuchten Cafés. Außer der Kathedrale ist das Museum Totleben sehenswert, ein Gebäude, welches die Stadt dem tapferen General zum Geschenk machte und das zahlreiche Erinnerungen an diesen wie an den Krimkrieg selbst enthält.

Der Mittelpunkt des Geschäftslebens aber ist selbstverständlich der Landungsplatz Grafskaja Pristan. Von hier führt eine steinerne Treppe mit einem säulenreichen Portikus in wenigen Schritten auf das Häuschen, welches Katharina II. bewohnte, als sie 1787 hier mit Potemkin landete. Von hier aus gelangt man am besten mit einem der vielen kleinen Boote auf den die Stadt beherrschenden Malakow-Hügel, den höchsten Punkt der Umgebung, dessen Erstürmung durch die Franzosen unter General Pelissier am 8. November 1855 das Schicksal der Stadt entschieden hat. Jetzt sind nur noch die Trümmer von dem Festungswerke da, und eine Steintafel erinnert an den hier gefallenen General Nachimow, während am Fuße des Hügels eine im übrigen recht geschmacklose Statue des Generals Lazarew sich befindet. In der Nähe sind auch die ziemlich gut gepflegten englischen und französischen Kirchhöfe, etwas weiter der große russische Kirchhof, auf welchem ungefähr 100 000 gefallene russische Soldaten aus dem Krimkriege begraben liegen.

Ungleich interessanter als Sewastopol selbst sind die Ausflüge in die Umgebung; hier ist überall reicher, geschichtlicher Boden und überall auch wunderbare Aussicht. Da ist zunächst Balaklawa, ein im Krimkriege viel genanntes Städtchen in sehr eigentümlicher, romantischer Lage an einem rings von Felsen umschlossenen Meereskessel.

Derselbe hat ungefähr zwanzig Minuten im Durchschnitt und wird mit Ausnahme einer sehr schmalen Spalte rings herum von ziemlich steilen, nur zum Teil bewaldeten Felsen, die eine Höhe von einigen hundert Fuß besitzen, eingeschlossen. Während des Krimkrieges wurden in diesem sichersten Hafen der Welt oft 500 größere oder kleinere Schiffe vor den Unbilden der Witterung geborgen. Heute ist Balaklawa ein kleines, unbedeutendes Städtchen mit etwa tausend, meist griechischen Einwohnern. Diese Bevölkerung hat aber wenig gemein mit den Urbewohnern und Begründern dieser wie der anderen griechischen Kolonien an der Südküste der Krim. Man kann wohl kühn behaupten, daß hier an der Grenzscheide zwischen Altertum und Mittelalter eine wahre Völkerstraße gewesen ist. Griechen, Skythen, Goten, Italiener, Tataren und Juden wechselten miteinander ab.

Die interessanteste Periode ist natürlich die griechische. Etwa schon im 6. Jahrhundert v. Chr. sollen Bewohner des pontischen Heraklea sich hier angesiedelt haben, die der neuen Kolonie in üblicher Weise den Namen ihrer Vaterstadt beilegten. Aber wie verschieden war der Anblick dieses Landes von den herrlichen Landschaften ihrer Heimat. Hier dürrer, unfruchtbarer Boden, dort üppige, grüne und dichtbewachsene Felder und Lorbeerhaine. Deshalb wohl auch nannte man die Halbinsel Cherronesos oder Chersonesos, d. h. unfruchtbare Insel. Die drei Städte, deren Lage durch die noch erhaltenen Reste oder durch aufgefundene Altertümer keinem Zweifel unterworfen ist, heißen Cherronesos, Feodosia und Pantikapaion und werden schon von Strabo beschrieben. Mit der Zeit kam die Stadt Cherronesos zu großer Bedeutung, da die Bewohner, tüchtige Kaufleute, den ganzen Handel mit der Nord- und Westküste an sich zu reißen wußten. Während in den

Zeiten der Völkerwanderung andere griechische Kolonien untergingen, erhielt sich Cherronesos allein, und als die Goten die Krim bewohnten, haben sie sich wohl auch dieser Stadt bemächtigt. Heute sieht man von den Ruinen des alten Cherronesos nur noch sehr wenig. Als vor etwa fünfzig Jahren ein französischer und ein deutscher Reisender — du Bois de Montpéreux und J. G. Kohl — diese Gegend besuchten, fanden sie noch Überreste der alten Mauer, welche sich von Balaklawa gegen Inkjerman hinzog, und Ruinen alter Tempel und Paläste. Heute ist davon keine Spur mehr. Man hat die Steine, namentlich den Marmor, nach Sewastopol und Nikolajeff geholt, um dort Häuser zu errichten. Noch heute zeigt man in Sewastopol Häuser, die fast nur aus Steinen des alten Cherronesos erbaut wurden.

In der Hafenbucht von Balaklawa glaubten die meisten Altertumsforscher sogar die Stelle gefunden zu haben, die Homer im zehnten Gesang der „Odyssee" schildert. In der Tat, wenn man mit der „Odyssee" in der Hand das Landschaftsbild betrachtet, so möchte man annehmen, daß der Sänger dieser Strophen es wirklich mit eigenen Augen geschaut habe. Es ist dies die Stelle, wo Odysseus in das Land der Lästrygonen kommt . . .

Jetzo erreichten wir den trefflichen Hafen, den ringsum
Himmelanstrebende Felsen von beiden Seiten umschlossen
Und wo vorn in der Mündung sich zwei vorragende Spitzen
Gegeneinander drehn; den einen geschlossenen Eingang!
Meine Gefährten lenkten die gleich gezimmerten Schiffe
Alle hinein in die Bucht und banden sie dicht beieinander
Fest; denn niemals erhob sich eine Welle darin,
Weder groß noch klein; rings herrscht spiegelnde Stille.

Die Lästrygonen waren ein menschenfressendes Riesenvolk, die nach der Beschreibung des Dichters in einer trau-

Schloß des Fürsten Woronzow hervorragt, dem wir natürlich nunmehr einen Besuch abstatten.

Alupka ist das ersehnte Ziel aller russischen Touristen. Der Besuch des Schlosses ist aber nicht so lohnend wie der des Parks, welcher in seiner Eigenart wirklich ein Kunstwerk ist, wie man es in Rußland nicht oft findet. Das Schloß selbst ist in einem recht seltsamen Geschmack, halb maurisch, halb gotisch aufgebaut.

Der Weg geht nun vorbei an den Besitzungen und Schlössern russischer Großen und Reichen, die hier sich die schönsten Aussichtspunkte für ihre Villen und Landhäuser ausgesucht haben, an Orianda, der Besitzung des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, und an Livadia, der kaiserlichen Villa, die von einer erstaunenswerten Einfachheit ist, nach dem Ziel unserer Reise, nach dem weltberühmten russischen Baden-Baden, nach Jalta.

Jalta ist eine kleine Kreisstadt mit etwa 2000 Einwohnern, aber seine malerische Lage dicht am Meere, auf der einen und vor allen Winden durch die Bergrücken auf der andern Seite geschützt, hat ihm den Charakter eines europäischen Kurortes verliehen. Man kann sich von der Eleganz, die hier im Herbst herrscht, kaum einen Begriff machen. Zur Zeit der Traubenkur ist Jalta Zentralpunkt des russischen Lebens, das Rendezvous der ganzen Aristokratie des Zarenreiches. Als wir in Jalta anlangten, es war an einem Sonntag, wurden wir von einer vieltausendköpfigen, bunten Menge begrüßt, die für einen Orientmaler eine äußerst wirksame Staffage abgegeben hätte. Tausende von Tataren, Männer und Frauen im vollen Sonntagsstaat, die Männer in blauen Jacken mit Silberlitzen, die Frauen in ihrem seltsamen Kopfputz, einem weißen, an beiden Enden mit Seide und Silberstickerei verzierten Wolltuche und in

die an die kimmerische Halbinsel verschlagen wurden, der Artemis opfern mußte. Genau wie die Beschreibung Homers auf die Umgebung von Balaklawa, so paßt die Schilderung der griechischen Tragiker von dem Aufenthalt des Orestes und Pylades in Taurien auf dieses Vorgebirge, das sich von dem herakleotischen Cherronesos hier in das Meer vorschiebt.

Iphigenie in Rußland! Welch eine Gedankenverbindung! Aus der traurigen Gegenwart wendet sich der Blick in die sagenumwobene, vom Sonnenlicht der Dichtung umstrahlte Vorzeit. Es war ein wunderbarer Sommerabend, als wir am Kap Fiolente standen und über das weithin aufrauschende Meer unseren Blick in die Ferne richteten. Der glühend rote Sonnenball stieg eben hinab ins „silbergraue Weltmeer" und seltsame Luftgebilde, rosig angehaucht, wallten ihm nach, während gegenüber aus dämmernden Wolkenschleiern, wie ein „trauriges, todblasses Antlitz", der Mond hervorbrach, und wir lasen, wenigstens im Geiste, wieder:

Das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Atem der Götter,
Und der leuchtende Menschenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Und von diesem Liede führt uns die Phantasie zu dem großen deutschen Dichter, der die Schicksale der Diana-Priesterin in so wunderbarer Weise, aus dem Geiste der Antike heraus, vermenschlicht hat. Hier also stand Iphigenie in den regen Wipfeln „des alten, heil'gen, dicht belaubten Haines" lange Tage

Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Und während wir in dem Zauber der Antike schwärmen,

Schloß des Fürsten Woronzow hervorragt, dem wir natürlich nunmehr einen Besuch abstatten.

Alupka ist das ersehnte Ziel aller russischen Touristen. Der Besuch des Schlosses ist aber nicht so lohnend wie der des Parks, welcher in seiner Eigenart wirklich ein Kunstwerk ist, wie man es in Rußland nicht oft findet. Das Schloß selbst ist in einem recht seltsamen Geschmack, halb maurisch, halb gotisch aufgebaut.

Der Weg geht nun vorbei an den Besitzungen und Schlössern russischer Großen und Reichen, die hier sich die schönsten Aussichtspunkte für ihre Villen und Landhäuser ausgesucht haben, an Orianda, der Besitzung des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, und an Livadia, der kaiserlichen Villa, die von einer erstaunenswerten Einfachheit ist, nach dem Ziel unserer Reise, nach dem weltberühmten russischen Baden-Baden, nach Jalta.

Jalta ist eine kleine Kreisstadt mit etwa 2000 Einwohnern, aber seine malerische Lage dicht am Meere, auf der einen und vor allen Winden durch die Bergrücken auf der andern Seite geschützt, hat ihm den Charakter eines europäischen Kurortes verliehen. Man kann sich von der Eleganz, die hier im Herbst herrscht, kaum einen Begriff machen. Zur Zeit der Traubenkur ist Jalta Zentralpunkt des russischen Lebens, das Rendezvous der ganzen Aristokratie des Zarenreiches. Als wir in Jalta anlangten, es war an einem Sonntag, wurden wir von einer vieltausendköpfigen, bunten Menge begrüßt, die für einen Orientmaler eine äußerst wirksame Staffage abgegeben hätte. Tausende von Tataren, Männer und Frauen im vollen Sonntagsstaat, die Männer in blauen Jacken mit Silberlitzen, die Frauen in ihrem seltsamen Kopfputz, einem weißen, an beiden Enden mit Seide und Silberstickerei verzierten Wolltuche und in

wand von vier Millionen Rubel erbaut worden. Der erste Teil geht über die Steppe, deren eigentümliche, geheimnisvolle Schönheit sich nur in einer mondhellen Nacht offenbart. Deshalb wird die Fahrt im Sommer auch meist des Abends angetreten. Aber erst wenn man in das berühmte Tal von Bajdar gelangt, erhält man einen Begriff von der Schönheit dieser Gegend. Der ganze Weg geht durch Eichen- und Buchenwälder; mitten im freundlichen Grün der Gärten liegen die kleinen Tatarenhäuser wie Kinderspielzeug zerstreut. Und nun geht es hinan in zahllosen Windungen über den zirka 600 Meter hohen Gebirgspaß mit seinem Chaos von Felsentrümmern, um das in den ersten Morgenstunden große Geier kreisen, bis etwa nach einer Stunde das Bajdar-Tal sich vor uns auftut und uns eine Aussicht eröffnet, wie man sie in Europa nicht oft zu sehen Gelegenheit hat. Rechts das unendliche, weithin aufrauschende Meer, über dem eben die Sonne blutigrot aufgeht, links die blauen Abhänge des Jaila-Gebirges, vor uns ein wild zerklüftetes Trümmerfeld. Der Anblick wirkt darum gerade so mächtig, weil er so überraschend auf uns einstürmt. Auf dem ganzen Wege blicken wir nun in einen Abgrund von gähnender Tiefe. Eine würzige, wahrhaft balsamische Luft, in der Wald, Berg und Meer sich mischen, begleitet uns. Und so fahren wir im Schatten tauriſcher Pinien und Buchen noch stundenlang, dann durch einen großen Felsentunnel an Kap Sfaritsch vorbei, dem südlichsten Punkte der Krim, durch eine Vegetation, wie wir sie nur noch in Süditalien finden, mit Nußbäumen, Terebinthen und Pinien, Cypressen und Myrten, Granat-, Maulbeer- und Feigenbäumen.

Die Straße steigt immer höher und zeigt uns schließlich einen hübschen Durchblick auf das Tatarendorf Alupka, über das mit seinen gotischen Türmen und mächtigen Zinnen das

Schloß des Fürsten Woronzow hervorragt, dem wir natürlich nunmehr einen Besuch abstatten.

Alupka ist das ersehnte Ziel aller russischen Touristen. Der Besuch des Schlosses ist aber nicht so lohnend wie der des Parks, welcher in seiner Eigenart wirklich ein Kunstwerk ist, wie man es in Rußland nicht oft findet. Das Schloß selbst ist in einem recht seltsamen Geschmack, halb maurisch, halb gotisch aufgebaut.

Der Weg geht nun vorbei an den Besitzungen und Schlössern russischer Großen und Reichen, die hier sich die schönsten Aussichtspunkte für ihre Villen und Landhäuser ausgesucht haben, an Orianda, der Besitzung des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, und an Livadia, der kaiserlichen Villa, die von einer erstaunenswerten Einfachheit ist, nach dem Ziel unserer Reise, nach dem weltberühmten russischen Baden-Baden, nach Jalta.

Jalta ist eine kleine Kreisstadt mit etwa 2000 Einwohnern, aber seine malerische Lage dicht am Meere, auf der einen und vor allen Winden durch die Bergrücken auf der andern Seite geschützt, hat ihm den Charakter eines europäischen Kurortes verliehen. Man kann sich von der Eleganz, die hier im Herbst herrscht, kaum einen Begriff machen. Zur Zeit der Traubenkur ist Jalta Zentralpunkt des russischen Lebens, das Rendezvous der ganzen Aristokratie des Zarenreiches. Als wir in Jalta anlangten, es war an einem Sonntag, wurden wir von einer vieltausendköpfigen, bunten Menge begrüßt, die für einen Orientmaler eine äußerst wirksame Staffage abgegeben hätte. Tausende von Tataren, Männer und Frauen im vollen Sonntagsstaat, die Männer in blauen Jacken mit Silberlitzen, die Frauen in ihrem seltsamen Kopfputz, einem weißen, an beiden Enden mit Seide und Silberstickerei verzierten Wolltuche und in

langen, weiten Kleidern, die sie über den bis zu den Knöcheln reichenden Pumphosen tragen. Mitten unter ihnen Hunderte von modernen und elegant gekleideten europäischen Kurgästen. Es war ein Lärm und ein Gewirr ohnegleichen, wie man es nur dort erleben kann.

Und doch bildet das Fremdenquartier kaum mehr als eine einzige Straße, nämlich die breite, zum Teil recht schattige Promenade am Meere, an welcher alle großen Hotels liegen. Auf den Anhöhen von Jalta aber sind die zahlreichen, eleganten Datschen, d. h. Sommerwohnungen, fast durchweg in tatarischer Bauart aufgeführt. Diese Promenade muß man an einem Sonntagabend durchwandern. Eine Fülle von neuen und ungewohnten Bildern, von seltsamen und ungeahnten Kontrasten zieht an dem Blick des Fremden vorüber. Während hier aus einem Biergarten nahe dem Hôtel de France die frivolen Melodien einer französischen Operette heraustönen, klingt feierlich und monoton von dem Minarett einer nahen Moschee der Ruf des Muezzim, der die Gläubigen des Korans eindringlich zum Abendgebet mahnt; darein mischen sich auch noch die Klänge eines Badeorchesters mit seinen russischen Weisen — kurz und gut, es ist eine Fülle von Kontrasten, wie sie nur hier an der Grenzscheide europäischer und asiatischer Kultur in so seltsamer Weise miteinander sich vermengen können.

Jalta bildet den besten Ausgangspunkt für eine ganze Reihe herrlicher Partien in die Umgegend. Leider war in den Tagen, in welchen ich dort weilen konnte, die Hitze eine so fürchterliche, daß ich nur die wichtigsten dieser Partien machen konnte. Was uns Deutschen kaum möglich erscheinen möchte: die Hitze war bis auf 124 Grad Fahrenheit gestiegen. Von Abkühlung war keine Rede, nicht einmal am Abend; nur hier und da kam ein Gewitter von außerordentlicher

Heftigkeit. Fast immer war mit dem wolkenbruchartigen Regen schwerer Hagel verbunden. Unter solchen Umständen, und da außerdem fast jeder Reisende dem sog. Krimfieber seinen Tribut zollen muß, blieb mir nur die Gelegenheit, Nikita mit seinem großen, kaiserlichen Akklimatisationsgarten, Gursuff, mit seinem prächtigen Park des Herzogs von Richelieu, der abends bei elektrischer Beleuchtung einen geradezu magischen Eindruck hervorruft, und schließlich noch Aluschta, welches den Hauptort für den Weinbau der Krim bildet und hie und da auch als Seebad benutzt wird, zu besuchen. Von Alupka pflegt man den Ausflug auf den Tschatyr-Dagh (Zeltberg) zu machen, den höchsten Punkt des Jaila-Gebirges. Der Aufstieg soll nicht schwierig und sehr lohnend sein, aber ich habe mir denselben aus den oben bereits erwähnten Gründen versagen müssen.

Zur Rückkehr hat man nun drei Wege. Entweder auf der berühmten Woronzow-Straße von Alupka nach Simferopol, oder auf der Poststraße nach Sudak über Feodosia, die alte milesische Kolonie aus dem 6. Jahrhundert, und Kertsch, die alte milesische Kolonie Pantikapaion, also bis zum kimmerischen Bosporus, oder endlich auf dem Schwarzen Meere nach Odessa, welches ja selbstverständlich der nächste Weg ist, obwohl er noch immer 28 Stunden dauert. Wenn das Schwarze Meer, das die Griechen einst das „ungastliche" nannten, sich freundlich und gastlich erweist, so kann man sich kaum eine entzückendere Seefahrt denken.

Die Dampfer der russischen „Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel" sind mit dem höchsten Komfort eingerichtet, die Verpflegung ist eine sehr gute und verhältnismäßig billige. Die Fahrt kostet inkl. vollständiger Verpflegung von Kertsch bis Odessa 21 Rubel in der ersten Kajüte und dauert etwa fünfzig Stunden.

Nicht vom landschaftlichen, sondern rein vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet, sind Feodosia und Kertsch von ganz besonderem Interesse. Feodosia ist das alte Kaffa, das, wie gesagt, schon fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung von milesischen Griechen gegründet worden. Welche Erinnerungen erweckt der Name dieses Städtchens, das heute den kleinen Orten Italiens an den Ufern des Mittelmeeres gleicht und dessen morsche Trümmer von einstiger Pracht und Herrlichkeit erzählen!

Unter den Genuesen soll Feodosia mehr als hunderttausend Einwohner gehabt und den Namen des zweiten Konstantinopel geführt haben. Seine Kaufleute führten den Handel bis tief in die Berge des Kaukasus und jenseit des Kaspischen Meeres. Vom 13. bis 15. Jahrhundert soll diese Kolonie selbst der Mutterstadt an Pracht und Reichtum nicht nachgestanden haben. Erst die Eroberung Konstantinopels durch die Türken war auch für Feodosia das Vorzeichen des eigenen Untergangs. Heute ist es trotz aller Bemühungen der russischen Regierung nur eine kleine Stadt, aber es ist nicht unmöglich, daß es noch einmal für den Handel Rußlands von großer Bedeutung werden könnte.

Die Seefahrt nach Kertsch-Jenikale ist dem Landweg vorzuziehen. Feodosia ist interessanter als Kertsch, dieses aber macht ganz den Eindruck einer modernen Stadt. Es ist, wie bekannt, ein wichtiger Handelshafen am Eingang zum Asowschen Meere. Die Stadt ist wie die meisten in der Krim amphitheatralisch aufgebaut. Während Feodosia sich zum klimatischen Kurort entwickelt, wird Kertsch immer wichtiger als Handelsstadt, dank seiner glücklichen Lage an der Vereinigung zweier Meere. Mit der Festung Jenikale zusammen, welche die Meerenge beherrscht, zählt die Stadt heute schon fast 40 000 Einwohner. Die Gebäude sind groß,

die Märkte geräumig, die Straßen breit und wohlgepflastert; alles macht dort einen europäischen Eindruck.

Die Kolonie Pantikapaion ist von den Griechen als unabhängiger Freistaat begründet worden und wurde dann später die Residenz der bosporanischen Könige. Die Trümmer des Mithridates-Berges erinnern heute noch an die Vergangenheit. Ein Tempel krönt oben die Stelle der ehemaligen Residenz jener mächtigen Könige. Etwas tiefer liegt das im griechischen Stil erbaute Altertumsmuseum, welches noch manches wertvolle Stück besitzt, obwohl die größten Schätze in der Eremitage von Petersburg einen besonderen „Saal von Kertsch" bilden und dort unter allen Kunstwerken dieses einzigen Museums den ersten Rang einnehmen. Von der Höhe des Mithridates-Berges genießt man wiederum eine wunderbare Aussicht: die Bucht und das Meer auf der einen, die weite Steppe auf der anderen Seite und am äußersten Horizonte die wie Wolkengebilde sich abzeichnenden Bergriesen des Kaukasus.

In Kertsch fand meine Krimreise leider ihren Abschluß. „Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", da ich gar zu gern noch durch den Kaukasus gezogen wäre.

Die Rückreise über Sewastopol, Eupatoria, Odessa und Kiew fügte zu den bisherigen noch manche interessante neue Eindrücke hinzu, aber keinen mehr, der die früheren übertroffen oder auch nur erreicht hätte. Die Reise nach der Krim kann allen Touristen, welche nicht gern auf der breiten Heeresstraße wandeln, sondern eigene Pfade einzuschlagen geneigt sind und vor gewissen Beschwerlichkeiten nicht zurückschrecken, warm empfohlen werden. Es ist ein herrliches, von der Natur und von der Geschichte bevorzugtes Land, geheiligt durch Erinnerungen, von den slawischen Dichtern in glühenden Farben besungen, durch den Reiz der

Kontraste, durch die Eigentümlichkeit seiner Bewohner namentlich auf europäische Reisende von ganz außerordentlicher Wirkung. Fast auf der ganzen Reise durch die Südküste der Krim blickt man wie auf ein Symbol und Wahrzeichen auf den mächtig emporragenden Tschatyr-Dagh, den Puschkin in seinem bekannten Liede als den Glanzpunkt der Krim verherrlicht:

Der Wandersmann hält an entzückt,
Wenn er auf steilem Felsenpfad
Am Morgen durchs Gebirge reitet
Und die smaragd'ne Flut erblickt,
Die sich zu seinen Füßen breitet
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Umschäumt den Fuß des Aju-Dagh.

Dieses Land kennt keinen Winter. Hier darf der Schnee die Lorbeerhaine auf den Hügeln nicht bedecken. Es feiert einen ewigen Frühling in der Natur wie in der Sage, in der Poesie und zum Teil sogar auch noch in der Geschichte.

Alte Inschriften vom Bosporus.

Wer heute durch die Straßen von Feodosia oder Kertsch wandert, hat wohl keine Ahnung davon, daß von hier aus Entdeckungen zur Urgeschichte des Christentums gemacht werden können. Zwar wissen wir ja bereits, daß Feodosia, das alte Kaffa, schon 500 Jahre v. Chr. von milesischen Griechen begründet worden ist. Mit jenen ersten Ansiedlern zogen auch hellenistische Juden dahin, die mit ihnen in friedlichem Verkehr lebten. In der alten Synagoge von Feodosia, der merkwürdigsten auf dem weiten Erdenrund, deren Marmorsäulen wohl noch aus jener Zeit stammen, hat man vor einigen Jahrzehnten eine Reihe von Inschriften gefunden, die bezeugen, daß jene Juden, die

dort vor fast 2000 Jahren wohnten, vollständig helleniſiert waren. Sie führten wie alle helleniſtiſchen Juden griechiſche Namen; nur ihre Bethäuſer hießen nicht Synagogen wie die jener, ſondern Proſeuchen. Noch intereſſanter iſt das moderne Kertſch, das alte Pantikapaion. Schon auf der Seefahrt von Feodoſia nach Kertſch bekommt man einen Vorgeſchmack deſſen, was dieſe Stadt bietet. Der Dampfer paſſiert Opuk, deſſen Hügel mit mächtigen Felstrümmern aus alter Zeit bedeckt ſind, Anapa, das alte Georgippia, Tanais, und biegt dann zuerſt öſtlich in die Straße von Kertſch oder Jenikale, die im Altertum der kimmeriſche Bosporus genannt wurde. Die an der Vereinigung zweier Meere liegende, von den Ruſſen echt modern umgebaute Stadt wurde von griechiſchen Anſiedlern im ſechſten vorchriſtlichen Jahrhundert als ein unabhängiger Freiſtaat begründet. Später wurde Kertſch die Reſidenz des bosporaniſchen Reiches und blieb es lange. Aber nur noch die Trümmer des Mithridates-Berges, von dem aus man die Bucht und das Meer auf der einen, die weite Steppe aber auf der anderen Seite und am äußerſten Horizonte die leider noch ſo fernen, hohen Berge des Kaukaſus überſchauen kann, erinnern an die einſtige große Vergangenheit dieſer Stadt. Das Muſeum am Fuße des Berges enthält beſonders wertvolle Altertümer aus der Vergangenheit der dortigen Juden. Einzelne Grabſteine reichen bis in die helleniſtiſche Zeitperiode hinauf. Einer davon, der mir beſonders aufgefallen iſt, der Grabſtein einer Frau Akchasne, trägt an der Spitze dieſen Namen in griechiſcher und zu beiden Seiten in hebräiſcher Schrift. In der Mitte ſteht ein großer ſiebenarmiger Leuchter und auf der linken Seite ein Schofar (Poſaune) als Symbol der Auferſtehung. Auf anderen Grabſteinen findet man hier verſchiedene Werkzeuge,

die vermutlich auf den Lebensberuf des Verstorbenen hindeuten sollten, so einen Tisch, einen Korb, einen Schuh usw., genau so wie auf einem italienischen Campo Santo. Nach der fachmännischen Ansicht des Staatsrats A. Harkavy in Petersburg reichen jene Inschriften in Feodosia und diese Grabsteine in Kertsch allein schon aus, um die Tatsache zu erhärten, daß hier hellenistische Juden schon zu den Zeiten der hasmonäischen Fürsten gewohnt haben.

Als ich in Petersburg, sowohl in der Eremitage wie in der Bibliothek und im asiatischen Museum, die alten Denkmäler der Krim gesehen und später in Feodosia und Kertsch, also an den Fundorten, wo meine Reise ihren Abschluß fand, die ergänzenden Inschriften und Grabsteine in Augenschein nehmen konnte, ahnte ich allerdings nicht, welche Bedeutung sie für die noch in tiefes Dunkel gehüllten Ursprünge des Christentums haben könnten. Um so freudiger war ich überrascht, als ich in den „Sitzungsberichten der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin" eine Abhandlung von Professor Emil Schürer, dem Verfasser der „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi", las, die in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 4. März 1897 zur Vorlesung gelangte und die sich im wesentlichen mit diesen Inschriften beschäftigt. Sie lautet: Die Juden im bosporanischen Reiche und die Genossenschaften der σεβόμενοι Θεὸν ὕψιστον (Anbeter des höchsten Gottes). Berlin, Georg Reimer, 1897.

Schürer hat aus diesen Inschriften, die nun schon fast über fünfzig Jahre bekannt sind, zuerst die Schlüsse gezogen, die für die Vorgeschichte des Christentums von Bedeutung sind. Er geht ebenfalls von der Idee aus, daß zwischen den Juden der Diaspora und der heidnischen Welt,

in deren Mitte sie lebten, mannigfache Wechselwirkungen in Sprache, Sitten und Gewohnheiten stattgefunden haben. Den Einwirkungen von heidnischer Seite standen ebenso starke, vielleicht noch stärkere Wirkungen der Juden auf die Griechen gegenüber. Es war jene Zeit, in der der alte Götterglaube des Olymp unter dem Hohngelächter satirischer Dichter zusammenstürzte und sich die Menschheit nach einer neuen, großen, welterlösenden Offenbarung sehnte. Ein weiter Kreis von Männern, die den einen wahren Gott ohne jedes Götterbild, teilweise mit Annahme jüdischer Gesetze, verehrten, schloß sich an die hellenisierten Judengemeinden an. Das untrüglichste Zeichen dafür sind jene Inschriften des bosporanischen Reiches, die der Russe Latyschew vor einigen Jahren vollständiger, als es bis dahin geschehen war, veröffentlicht hat, während schon früher Stephani, Stempkowsky, du Bois de Montpéreux, A. Boeckh, J. Graefe, M. A. Levy und A. Harkavy sich um ihre Bekanntmachung und Erklärung Verdienste erworben haben. Schürer meint, durch diese Inschriften werde die Tatsache erwiesen, daß das Judentum spätestens im ersten Jahrhundert n. Chr. dort festen Fuß gefaßt habe. Nun hat jedoch Harkavy sicher nachgewiesen, daß die hellenistischen Juden viel früher im bosporanischen Reiche gelebt haben.

Wichtiger aber ist der Inhalt der Inschriften. „Sie zeigen einerseits, daß die Juden sogar gewisse rechtliche Institutionen der Griechen nachahmten, anderseits, daß es religiöse Genossenschaften gab, die zwar nicht als jüdisch zu betrachten sind, die aber den jüdischen Einfluß in der Art, wie sie sich selbst und die von ihnen verehrte Gottheit bezeichneten, deutlich verraten.“ Alle diese Inschriften stammen aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten.

Die erste datiert aus dem Jahre 81 n. Chr. Sie enthält die urkundliche Erklärung einer Jüdin Chreste über die Freilassung ihres Sklaven Herakles. Diese Freilassung geschah in der Proseuche, also in der Synagoge, und zwar infolge eines Gelübdes, vermutlich vor versammelter Gemeinde: der Sklave soll fortan frei sein, unbehelligt von den Erben der bisherigen Besitzerin, daß er sich ungehindert wenden kann, wohin er will. Der Zweck dieser urkundlichen Erklärung ist nach Schürer der, „die Freiheit des Sklaven auch für den Fall des Todes der Herrin zu sichern". Diese Freiheit erfährt nur eine Einschränkung: „abgesehen von der Ehrfurcht gegen die Synagoge, und den regelmäßigen Besuch derselben". So erklärt Schürer den Satz, der sich nach anderen aber auf gewisse Dienstleistungen bezieht, die der Sklave der Synagoge zu leisten habe. Mir scheint die von Schürer gar nicht herangezogene Vermutung sehr glaubhaft, daß diesen freigelassenen Sklaven vielleicht an Sabbaten und Festtagen gewisse Dienstleistungen übertragen wurden, die durch den jüdischen Synagogendiener nicht vollzogen werden konnten. Nach dem Talmud ist es zwar auch dem befreiten heidnischen Sklaven eines Juden am Sabbat z. B. verboten, ein Licht anzuzünden oder auszulöschen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die helleniſtischen Juden das Sabbatgesetz so weit ausdehnten.

Die Formen der Freilassung, die auf dieser Inschrift angegeben sind, erinnern mehrfach an die im griechischen Altertum üblichen Formen, wo dieser Akt häufig durch fiktiven Verkauf des Sklaven an eine Gottheit, der im Tempel vor sich ging, erfolgte. Wenn Schürer meint, die Urkunde zeige deutlich, wie das heidnische Recht tatsächlich als Muster gedient hat und nur eigentümlich jüdisch um-

gestaltet wurde, so wäre diese Ansicht nach der eben vorgetragenen Erklärung hinfällig. Gleichwohl zeugt die Inschrift in jedem Falle für die Wechselbeziehungen zwischen Griechen und Juden.

Die zweite Inschrift stammt aus dem Jahre 41 n. Chr. Die Erklärer streiten darüber, ob sie heidnisch oder jüdisch sei. Eine Sklavin Chrysa wird freigesprochen und der Proseuche als Weihegeschenk dargebracht. „Wir haben also hier einen viel engeren Anschluß an die sonst bekannten heidnischen Formen. Wie die freizulassenden Sklaven ehemals der Gottheit verkauft wurden, so wird hier die Sklavin der Proseuche geweiht, also auch als moralisches Eigentum dargebracht." Die Inschrift hat aber doch einen stark jüdischen Einschlag, denn es heißt, daß dieser Akt erfolge, „dem unsichtbaren Gott, dem alles Beherrschenden, gelobt sei er!" Diese Bezeichnung der Gottheit ist schlechthin jüdisch. Die Inschrift ist demnach eine eigentümliche Mischung jüdisch-religiöser Begriffe mit ebenso spezifisch heidnischen. „Mit der Mischung ist aber auch eine Verblassung eingetreten. Jüdischer Monotheismus, vermutlich unter Abstreifung des jüdisch-gesetzlichen, verträgt sich hier mit einer Phraseologie, die genau genommen den heidnischen Polytheismus voraussetzt." Indes erinnert aber doch die Widmung der Sklaven nicht nur an die griechischen Hierodulen, sondern auch an die biblischen Nethinim, d. h. die Tempelsklaven, die den Leviten unterstellt waren und zur Verrichtung der beschwerlichsten Dienste im Heiligtum verwendet wurden. Später bildeten sie sogar eine besondere Korporation nach den Priestern und Leviten.

Dann kommt eine Reihe anderer Inschriften, die bisher ebenfalls auf jüdisch-hellenistischen Ursprung zurückgeführt

wurden, aus denen aber Schürer mit Recht das Vorhandensein besonderer religiöser Genossenschaften nachweist, die höchst wahrscheinlich auch auf jüdischen Einfluß zurückzuführen sind, mit den hellenistischen Juden selbst aber nicht verwechselt werden dürfen. Zunächst vier Inschriften aus Tanais, von denen die dritte aus dem Jahre 228 n. Chr. datiert. Die Inschriften geben Verzeichnisse von Männern, die offenbar in den Bruderbund, der den unsichtbaren Gott anbetete, aufgenommen wurden. Sie ehren diesen Gott durch Aufstellung einer steinernen Tafel, auf die sie ihre Namen einschrieben, und zwar so, daß sich die Aufgenommenen um einen oder mehrere Presbyter gruppieren, die offenbar ältere Mitglieder der Genossenschaft sind. Es gab also damals in jenen Ländern Kultvereine, die nicht nur das religiöse Gebiet umfaßten, sondern, wie aus den Inschriften hervorgeht, auch die Pflege körperlicher Übung und die Jugenderziehung.

Der Nachweis, den Schürer aus der Bezeichnung der Gottheit als „unsichtbar" aus griechischen Dichtern, Schriftstellern, Inschriften und Grabsteinen [führt, ist zwingend. In der Zeit, in die diese Inschriften fallen, also in der römischen Kaiserzeit ging durch die griechisch-römische Welt ein Zug zum Monotheismus, der schon durch die griechische Philosophie vorbereitet war und namentlich durch den Einfluß der orientalischen Religionen gefördert wurde. Aber zur Verehrung eines „unsichtbaren Gottes" hätte es ohne jüdischen Einfluß irgend wo und wann nicht kommen können, wenn auch Schürer mit Recht meint, daß, wo orientalische Einflüsse mitgewirkt haben, man nicht gerade überall jüdische annehmen muß. Der „unsichtbare Gott" ist aber freilich nur auf dem Boden der biblischen Welt erwachsen.

Bei den Kultvereinen in Tanais ist es auffallend, daß

sie alle ausschließlich den Kultus des „höchsten Gottes“ pflegen. Dies setzt eine Kraft des monotheistischen Zuges voraus, die auf jüdische Propaganda zurückzuführen ist. Schürer erhebt diese Vermutung durch einige Beweise fast bis zur Evidenz. Die Namen der Mitglieder dieser Kultvereine sind fast durchweg nicht jüdisch, aber dieser Beweis will freilich wenig bedeuten, denn wir kennen auch Inschriften aus Feodosia selbst, in denen es sich um die Erbauung oder Erneuerung einer Synagoge handelt, die von Achilles, dem Sohne des Demetrius, des Sohnes des Hermes, bewerkstelligt wurde. Daß ein Synagogenerbauer auf der taurischen Halbinsel den Namen des ersten Helden der Ilias trägt, ist also ein sicherer Beweis dafür, daß sich die Juden damals fast nur griechische Namen aneigneten.

Viel wichtiger aber ist der Beweis aus der Terminologie der Inschriften. Der griechische Ausdruck für „Anbeter des höchsten Gottes“ bezeichnet bei den Juden solche Nichtjuden, „die sich zum jüdischen Gottesdienst hielten und die elementarsten jüdischen Speise- und Reinheitsgesetze beobachteten, ohne feste Abgrenzung und ohne durch die Beschneidung in den Verband der jüdischen Gemeinde einzutreten“. Solcher Vereine und Gemeinden von „Gottesfürchtigen“ gab es damals sehr viele. Die jüdische Diaspora hatte sich auf heidnischem Boden ansehnlich ausgebreitet. Philo erzählt: „An allen Orten trifft man sie; sie bewohnen die meisten blühenden Städte auf dem Festlande und den Inseln Europas und Asiens. Sie halten zwar die heilige Stadt, da sich in ihr der Tempel des höchsten Gottes befindet, für die Metropole, aber das Land, wo sie seit der Väter und Urväter Zeiten wohnen, betrachten sie als ihr Vaterland, da sie dort geboren und erzogen wurden.“ Und Josephus erzählt: „Die jüdische Nation hat sich über die

ganze Erde hin unter den Völkern zerstreut." Es war daher keine poetische Überschwenglichkeit, wenn die jüdische Sibylle schon um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts behauptet, daß „jedes Land und Meer von diesem Volke erfüllt sei". Die Apostelgeschichte erhärtet diese Tatsache aus späterer Zeit. Sie erzählt von den „gottesfürchtigen Männern" aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist und die die großen Taten Gottes reden. Paulus fand fast überall, wohin er kam, diese „Gottesfürchtigen" und hatte unter ihnen mit seiner Propaganda besonderen Erfolg.

Gingen also die Kultvereine in Tanais auf jüdischen Einfluß zurück, so darf das griechische Wesen in ihnen doch auch nicht übersehen werden. Auf mehreren der Inschriften befindet sich das Bild eines Adlers, ein Beweis, daß jener Kult den alten Zeus noch nicht ganz verworfen hatte. Andere haben gar keinen bildnerischen Schmuck. In jedem Falle waren diese Institutionen eine Frucht jüdischer Propaganda in jenen fernen Ländern. „Die Männer, die diese Vereine gegründet haben, haben sich von ihren jüdischen Lehrmeistern auf einen „höchsten" Gott hinweisen lassen, der mit keinem Namen genannt werden darf, und neben welchem es auch keine anderen Götter gibt. Sie haben aber mit diesem jüdischen Monotheismus Elemente der griechischen Zeusvorstellung verbunden, die auch ihrerseits dem Monotheismus zustrebten."

Diese Erklärung findet Schürer in ähnlichen Bildungen aus späterer Zeit bestätigt, nämlich in den bei den Kirchenvätern des vierten und fünften Jahrhunderts erwähnten Hypsistariern und ihren Verwandten, den Coelicolae, die in den Erlassen der Kaiser Honorius und Theodosius aus dem Jahre 408 n. Chr. als judaisierende Sekte genannt

werden. Die jüdische Propaganda hat also namentlich in Kleinasien und Syrien früher wie später zu jüdisch-hellenistischen oder jüdisch-parsistischen Mischbildungen geführt.

„Die innere Kraft des Monotheismus, welchen die Juden vertraten, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Anderseits wohnte auch der griechischen Religion in ihrer späteren Entwickelung ein gewisser Zug zum Monotheismus inne. Dazu kam der Einfluß anderer orientalischer Religionen, die ebenfalls einen monotheistischen Zug aufweisen." Die konvergierenden Linien hat Schürer zu einem feinen und getreuen Bilde jener Zeit vereinigt.

Die Konstituierung der Kultvereine des unsichtbaren Gottes auf der taurischen Halbinsel ist ein lehrreicher Vorgang für die Urgeschichte des Christentums. Zwar hatte man schon vorher angenommen, daß die Bildung freier heidenchristlicher Gemeinden nicht ausschließlich das Werk des Paulus gewesen sein könne. Renan hatte bereits gesagt: „Die Gründung des Christentums würde sich nicht erklären ohne die Synagogen, von denen die Uferwelt des Mittelmeeres schon bedeckt war, als Paulus und die übrigen Apostel sich in Bewegung setzten, um ihre Reisen auszuführen." Und an einer anderen Stelle: „Die Lehre Jesu ließ sich sichtbar den eigentümlichen Reiz zu statten kommen, den das Judentum bis dahin über die frommen Heiden ausgeübt hatte." Den fast unumstößlichen Nachweis aber für diese vorapostolische Propaganda des einheitlichen Gottesgedankens hat nunmehr deutsche Forschung gar aus kimmerischer Finsternis hervorgeholt.

Die Anfänge des slawischen Christentums.

Eine mächtige Bewegung zieht seit etwa einem halben Jahrhundert durch das gesamte slawische Sprachgebiet.

In dem seltsamen Drama, welches russische Literarhistoriker so gern „die slawische Renaissance" nennen, während es alle andern viel eher „der entfesselte Panslawismus" betiteln möchten, hat ein neuer Akt begonnen. Und man darf wohl darauf gespannt sein, ob auch dieser Akt nach dem Plan der eifrigen Regisseure verlaufen oder ob die Mitspielenden wieder, wie so oft schon in diesem Drama, eine unliebsame Störung in den Verlauf der Aktion hineinbringen werden.

Schon im Jahre 1885 ist das Schauspiel gegeben worden, das die Einheit der christlich-slawischen Welt darstellen sollte. „Es ist eine unabweisliche Notwendigkeit," hieß es damals in dem Hirtenbriefe eines berühmten slawischen Bischofs, „daß die tausendjährige Feier des Todes der Slawen-Apostel zur Vereinigung der getrennten Kirche benützt werde; dies ist das Hauptziel der Feier unserer Slawen-Apostel, mit welchem wir das Fest begehen müssen!" Und nachdem so die Tendenz klar und deutlich ausgesprochen, erklärte derselbe Bischof weiter: „Jeder vollbringt ein gottgefälliges Werk, der nach Wellehrad oder nach Rom geht und dort für die Vereinigung und die Einheit der christlich-slawischen Welt betet. Durch die große Gnade und Güte Gottes ist in unserem Volke bis auf diesen Tag der Brauch in Geltung, daß die slawische Messe nach westlichem Ritus in slawischer Sprache gelesen wird; gegen diese heilige Gepflogenheit wurden seit Jahrhunderten Angriffe gerichtet, aber deshalb ertönt noch immer bei der heiligen Messe, auch in den westlichen Teilen unseres Vaterlandes, das slawische Wort zur Herrlichkeit Gottes, und es gibt keine Macht mehr auf Erden, die in unserem Vaterlande die slawische Sprache aus dem Gottesdienste vertilgen könnte. Wenn ich daran denke, muß ich immer zugleich des heiligen Methud gedenken,

der die slawische Kirchensprache vor dem Papst Johann VIII. verteidigte. Beten wir deshalb aus der Tiefe unseres Herzens und der ganzen Seele zu den heiligen Slawen-Aposteln um Hilfe und Unterstützung, daß dieses heilige Vorrecht, welches einstmals uns allen gemeinsam gewesen, uns gesichert bleibe, und seien wir bestrebt, jene große Kluft, die zwischen uns Brüdern von fremden Händen erweitert worden, wieder auszufüllen, damit wir den Weg der Einheit und Einigkeit in Religion und Kirche zu unserem Frommen und Troste ebnen."

In der fruchtbaren Ebene auf dem linken Ufer der March in Mähren wurde der Welt das Schauspiel der Einigkeit der christlich-slawischen Welt gegeben. Dort liegt das Dörfchen Altstadt, die Stätte des ehemaligen Wellehrad, der im Jahre 907 von den Ungarn zerstörten Hauptstadt des großmährischen Reiches und der Wiege des Christentums, das die beiden Slawen-Apostel 863 dort begründet hatten. Aus den Ruinen sollte neues Leben erblühen, so hofften die Männer, welche die Wallfahrt nach den Urstätten ihres Glaubens veranstaltet haben. Und der Gedanke an den tausendjährigen Bestand wird die feindlichen Brüder einen, die Lauen erwärmen, die Frommen stärken und die zuschauende Welt in Staunen und Bewunderung versetzen. Diese Hoffnungen sind nun allerdings nicht in Erfüllung gegangen. Aber es bleibt doch immerhin sehr interessant, auf jene historischen Ereignisse zurückzugehen, denen dieser Akt des slawischen Renaissance-Dramas seine Entstehung verdankt.

Ein Jahrtausend ist darüber hingegangen, seit die beiden Slawen-Apostel gelebt und gewirkt haben. Man kann nicht sagen, daß dieses Leben und Wirken während jenes Jahrtausends vergessen worden; man kann aber auch nicht be-

haupten, daß es völlig aus dem Nebel der Legende in das Tageslicht der Geschichte hinübergerettet worden sei. So viel und so eifrig die Geschichte von gelehrten Forschern studiert worden, das Wichtigste aus jener Zeitperiode ist doch noch und bleibt wohl auch fromme Legende. Nur wenige Quellen von unzweifelhafter Glaubwürdigkeit erhellen die Zeit ihres ersten Auftretens und ihrer Wirksamkeit. Obschon schriftliche Zeugnisse, stehen ihnen desto reichere Quellen von leider sehr zweifelhafter Glaubwürdigkeit gegenüber, darunter päpstliche Briefe und Bullen, deren Unechtheit bereits nachgewiesen, dann aber und hauptsächlich die vier großen Legenden über das Leben der beiden Apostel, die clementinische oder italische, die mährische, die böhmische und die pannonische Legende. Man kann annehmen, daß jeder Volksstamm um den historischen Kern seine eigene Legende je nach Bedürfnis und Eigentümlichkeit gedichtet hat. Die historische Kritik hatte alle Mühe, das Geschichtliche von dem Sagenhaften dieser Legenden sorgsam zu scheiden. Forscher wie Wattenbach, Miklosich, Dümmler, Hilferding, Ginzel, haben sich dieser Arbeit gewidmet. Der historische Kern verbürgter Tatsachen, der übrig geblieben, läßt sich etwa in folgendem zusammenfassen.

Die beiden Männer, welche die große slawische Völkerfamilie als ihre Apostel verehrt, waren Brüder. Der ältere von ihnen hieß Constantinus, der jüngere Methodius. Sie stammten aus einem edlen Geschlecht der alten Stadt Salonichi, die auch während der Völkerwanderung ihre vorzugsweise griechische Bevölkerung bewahrt hatte. Constantin wurde durch einen Verwandten nach Konstantinopel berufen und erhielt dort mit dem Kaiser Michael III. gemeinsam seine höhere Ausbildung. Der Weg zu hohen Ehren stand ihm offen; er aber zog es vor, sich den Wissenschaften zu

widmen. Als der byzantinische Patriarch lehrte, jeder Mensch habe zwei Seelen, trat Constantin offen gegen ihn auf. Christliche Frömmigkeit und griechische Weisheit waren früh der Brüder bestes Teil. Beides haben sie sicherlich in einem der basilianischen Klöster sich erworben, die damals die Zufluchtsstätten der Wissenschaft waren. Ob Methodius wirklich Statthalter seiner macedonischen Provinz gewesen, ist historisch noch nicht eruiert worden. Jedenfalls aber waren beide Brüder schon in jungen Jahren sehr angesehen und gut vorbereitet für ihren Beruf, predigend zu reisen.

Schon in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr stand Constantin, der der bedeutendere von den beiden Brüdern gewesen zu sein scheint, mit dem Emir von Mytilene in Beziehung, um den Islam zu bekämpfen. In gleicher Mission für das Reich Gottes ging er zu den Chazaren. Hier verlieren sich seine Spuren. Dunkel und geheimnisvoll ist fast alles, was wir von den Chazaren wissen, und erst arabische wie hebräische Quellen haben neuerdings etwas Licht in die Urgeschichte dieses Volkes gebracht. Die italische Legende erzählt, Abgesandte der Chazaren seien nach Konstantinopel zum Kaiser Michael III. gekommen und hätten ihn gebeten, er möge ihnen einen Mann schicken, der sie im katholischen Glauben unterweise; denn, so fügten sie hinzu, bald bemühen sich die Juden, bald die Sarazenen, uns zu ihrem Glauben zu bekehren. Da sandte der Kaiser den Philosophen hin, daß er den Ungläubigen die Botschaft des Evangeliums bringe. Unverweilt trat Constantin, ob mit oder ohne den Bruder ist nicht historisch festgestellt, die Reise an, die ihn zunächst nach Cherson, an die Grenze des Chazarenlandes, brachte. Dort hielt er sich einige Zeit auf, um die Sprache der Chazaren zu erlernen, dort hat er auch die Reliquien des Papstes und Märtyrers Clemens, ja

sogar den Anker, an dem dieser Heilige ins Meer gestürzt wurde, was aber noch wichtiger ist, ein „mit russischen Schriftzeichen geschriebenes Evangelium" aufgefunden, das ihn zu der Erfindung des slawischen Alphabets wohl zuvörderst angeregt haben mag.

Über den Erfolg der Reise zu den Chazaren lauten aber die Quellen sehr verschieden. Die einen behaupten, er sei mit Erfolg gegen Judentum und Islam aufgetreten, ja er habe das ganze Volk von den Irrtümern zurückgebracht, „welche sie aus dem Afterglauben der Sarazenen und Juden eingesogen hatten", andere behaupten freilich das Gegenteil.

Was war das aber für ein merkwürdiges Volk, diese Chazaren, halb aus Juden, halb aus Mohammedanern bestehend, das eine so rege Verbindung mit Byzanz und Bagdad unterhielt? Diese Frage hat um so größere Berechtigung, als wir weder aus unseren Schulkompendien noch aus den populären Weltgeschichten etwas über dieses geheimnisvolle Volk erfahren können. Sie soll auch nach Möglichkeit beantwortet werden.

Zunächst jedoch wollen wir die beiden Brüder auf ihren Reisen, die Botschaft des Evangeliums überall hin zu tragen, weiter begleiten. Man wird es den katholischen Gläubigen kaum verargen dürfen, wenn sie in der Auffindung der Reliquien des Märtyrers Clemens gewissermaßen eine providentielle Fügung sehen, durch die den Aposteln Richtung und Ziel ihrer künftigen Laufbahn vorgezeichnet wurde. Dem Historiker mögen solche Motive allerdings nicht genügen, und er wird viel eher in der Zeitgeschichte Umschau halten nach den Verhältnissen, aus denen die Mission der beiden Brüder sozusagen herausgewachsen ist, nämlich: die Apostel der slawischen Völkerfamilie des Abendlandes zu werden!

Nur ein kleiner Teil der Slawen war damals schon für das Christentum gewonnen: die illyrischen und mährischen Slawen, welche der lateinischen Kirche von eifrigen Bischöfen und streitbaren Herrschern zuerst zugeführt wurden. Es bleibt unklar, warum die beiden Missionare nicht lieber den heidnischen Slawen die Predigt des Evangeliums verkündeten als den bereits für den Christenglauben gewonnenen Mährern. Und man wird sich der Überzeugung kaum verschließen können, daß es wesentlich politische, ich möchte fast sagen: nationale Motive gewesen sind, die die Berufung der beiden Apostel nach Mähren veranlaßt hatten. In dem großmährischen Reich, das in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts eine so hohe politische Bedeutung hatte, war auf den Herzog Moimir, der das Vasallenjoch, wie es scheint, abschütteln wollte, dessen Neffe Rastislav zum Herrscher von Ludwig dem Deutschen eingesetzt worden. Hatte schon Moimir gegen die fränkische Oberherrschaft intrigiert, so erwies sich Rastislav bald als offener Feind der Deutschen. Es ist dasselbe Spiel, wie es seit damals in jenen Ländern sich so oft und stets zum Schaden der Deutschen wiederholt hat. Rastislav sah die Hauptaufgabe seines Lebens darin, sich von den verhaßten Deutschen unabhängig zu machen. Und es war eine sehr kluge Politik von ihm, daß er sich zunächst von jeder kirchlichen Verbindung mit den Deutschen zu trennen suchte. Einzig und allein aus diesem Grunde wünschte er für sein Volk einen Lehrer slawischer Zunge zu haben. Durch seine Verbindung mit den Bulgaren erfuhr er von den Erfolgen, die der Philosoph Constantin bei ihnen und bei den Chazaren erreicht. Er sandte sofort eine Deputation an den Kaiser nach Byzanz und ließ ihm melden: sein Volk habe zwar vom Heidentum sich abgewendet und wünsche das christliche Gesetz zu beob-

achten; da er aber in seinem Lande einen solchen Lehrer nicht habe, welcher es im Lesen und im Gesetz selbst vollkommen zu unterrichten vermöchte, so bitte er, ihm einen Mann zu senden, welcher im stande sei, das Volk den Glauben zu lehren und den Weg der Wahrheit zu zeigen. Der Kaiser sandte Constantin und Methodius nach Mähren. Dies ist historisch. Legendarisch klingt dagegen die Nachricht des alten Nestor, auf dessen Geschichtserzählungen allein das ganze Gebäude des Panslawismus und die Behauptung von einer Einheit der Slawen in alter Zeit ruht, daß russische und pannonische Fürsten mit Rastislav vereint jene Deputation nach Byzanz geschickt hätten. Im Jahre 863 begaben sich die beiden Brüder auf die Reise in das Mährenreich. Ein Jahr vorher (862) war die Gesandtschaft in Byzanz.

Und in diesem einen Jahre trug sich Großes, Wunderbares zu: Constantin erfand die slawische Schrift. Von der Überzeugung ausgehend, daß er nur durch die Schrift eine höhere Bildung in jenen Ländern werde verbreiten können, gab er den Lauten der slawischen Sprache entsprechende Zeichen, das slawische Alphabet, die sogenannte Cyrillika, nach seinem späteren Namen Cyrillus benannt. Wenn ein katholischer Historiker diese Erfindung als ein Ergebnis des mit dem Drang der Notwendigkeit ringenden Genius bezeichnet, so mag dies seinem Standpunkt entsprechen; der Sprachforscher wird aber auch hiergegen berechtigte Einwendungen erheben müssen. Nicht minder der Historiker, der von einer viel älteren slawischen Schrift, der Glagolika, zu erzählen weiß, die schon seit dem vierten Jahrhundert unter den Südslawen gebräuchlich war. Wie dem aber auch sein mag, so viel ist gewiß, daß die beiden Apostel dem jungen Volk der Slawen kein größeres Ge-

ſchenk machen konnten, als das eines Alphabets, einer Buchſtabenſchrift. Damit erſt taten ſich ihm die Pforten der geiſtigen Entwicklung auf; mit dieſer Litteratura bekam es, wie ein Hiſtoriker bemerkt, erſt die Möglichkeit einer Literatur, mit der Analytik der Sprache erſt die Analytik der Gedanken und die Möglichkeit, dieſe zugleich zu fixieren und in lebendigſter Fülle zu entfalten.

Die alten Panſlawiſten hatten recht, wenn ſie in Cyrill und Methodius die Heroen ihres nationalen Gedankens feierten. Und die modernen Panſlawiſten haben ebenſo unrecht, wenn ſie über jene Apoſtel hinaus in fernen Jahrhunderten vor der Annahme des Chriſtentums eine ſlawiſche Nationalität von feſtem Gefüge annehmen und zu dieſem Zwecke auch das Geſchichtliche in dem Leben der beiden Apoſtel auf das Niveau der Legende herabzudrücken verſuchen.

Ohnehin bietet dieſe Lebensgeſchichte ja des Legendariſchen genug. Die entſcheidende Bedeutung jener Miſſionstätigkeit für das geſamte Slawentum iſt aber nun einmal nicht wegzuleugnen, von welchem Standpunkte aus man auch die ſlawiſche Geſchichte betrachten mag. Dieſe Bedeutung wächſt, wenn man aus hiſtoriſch untrüglichen Quellen erfährt, daß die beiden Apoſtel, nachdem ihnen der erſte Wurf gelungen, ſogleich an ein zweites, nicht minder bedeutſames Werk gingen: an die Überſetzung des Evangeliums in die ſlawiſche Sprache. Freilich darf man ja nicht, wie dies Moritz Haupt noch getan, hierunter die Überſetzung der ganzen Bibel oder auch nur der vier Evangelien verſtehen, ſondern es waren wohl nur die aus den Evangelien ausgezogenen und auf die kirchlichen Feſte verteilten Leſeſtücke, welche Conſtantin als das vorzüglichſte kirchliche Lehrmittel überſetzte.

Aber in welche der verschiedenen slawischen Sprachen? Wie um die Schrift, so ringen die einzelnen slawischen Stämme auch um die Sprache dieser Übersetzung. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Volkssprache der bulgarischen Slawen für sich, die dann also zugleich die älteste Kirchen- und Literatursprache der slawischen Völkerfamilie wäre. Aber die Bruderstämme machen ihr diese Ehre streitig, und der Panslawismus hat trotz seiner vielgerühmten Einigkeit noch nicht einmal über diese historischen Kardinalfragen Einigkeit zu erzielen vermocht.

Mit Alphabet und Evangelium zogen also zwei Männer aus Salonichi in Mähren ein. Und auch den Reliquienschatz aus Cherson führten sie wie zur Beglaubigung ihrer Mission mit sich. Hier begann nun ihre Haupttätigkeit, deren wichtigster Teil im Kampf gegen die deutsche Geistlichkeit der römischen Kirche bestanden hat. Denn von zwei Seiten kam den Slawen das Christentum zu, aus Byzanz und aus Rom. Daraus entstand die Spaltung, welche den slawischen Volksstamm seit einem Jahrtausend in zwei feindliche Hälften teilt. Die eine hatte slawischen Gottesdienst und cyrillisches Alphabet, die andere lateinische Liturgie und lateinische Schrift. Und diese religiöse Spaltung wirkte durch die Jahrhunderte fort bis zur völligen Entfremdung, an der auch die kühnsten panslawistischen Hoffnungen und Prophezeiungen nichts zu ändern vermögen. Solange der Streit über die echte Religion der Slawen nicht ausgekämpft, kann auch von einer gesamtslawischen Nationalität nicht die Rede sein.

Fast fünf Jahre wirkten die beiden Apostel in Mähren. Es ist begreiflich, daß die deutsche Geistlichkeit des Landes die Tätigkeit der griechischen Missionäre nicht eben freundlich aufnahm und gegen den slawischen Priester aus Byzanz

ſtarkes Mißtrauen hegte. Aber auch Raſtislav fand in ihnen nicht gefügige Werkzeuge ſeiner nationalen Politik. Sie hatten ſich der Botmäßigkeit des Biſchofs von Paſſau unterworfen, indes er ſie zu unabhängigen ſlawiſchen Biſchöfen machen und auf dieſem Wege die Trennung von der deutſchen Kirche herbeiführen wollte. Die deutſche Geiſtlichkeit kam ihm dabei zu Hilfe, indem ſie die ſlawiſche Liturgie und ihre Bücher als ketzeriſch in Rom denunzierte. Nun wurden die beiden Apoſtel vor den Papſt geladen. Der Erfolg ihrer Reiſe nach Rom war aber trotz der Denunziationen ein günſtiger. Führten ſie doch die Reliquien des heiligen Clemens mit ſich — und als dieſe Reliquien in Gegenwart des Papſtes plötzlich wunderbare Heilungen bewirkten, „alſo daß jeder, mit was immer für einem Gebrechen behaftet, nachdem er die heiligen Überreſte des preiswürdigen Martyr verehrt, ſogleich genas“ — da wandte ihnen Hadrian ſeine volle Gnade zu und ernannte ſie zu ſelbſtändigen ſlawiſchen Biſchöfen. Doch Conſtantin ſollte dieſes Amt nicht ausüben; er ſtarb noch in Rom am 14. Februar 868.

Als Biſchof einer ſelbſtändigen Kirchenprovinz trat Methodius die Rückreiſe zu den Nordſlawen an. Trotz heftiger politiſcher Kämpfe, die Raſtislav ſtürzten und ſeinen Neffen Swatopluk auf den Thron führten, entwickelte Methodius doch in den folgenden Jahren eine eifrige Tätigkeit. Er ſchuf die ſlawiſche Liturgie — und welche Motive Fürſt und Biſchof immerhin bei dieſem Unternehmen geleitet haben mögen, für ihre Zeit und für ihr Volk war das ein überaus wichtiges und verdienſtvolles Werk. Schnell fand dieſe Liturgie natürlich bei allen ſlawiſchen Stämmen Eingang. Ebenſo natürlich ſah aber die deutſche Geiſtlichkeit dieſe Neuerung nur mit ſcheelen Blicken an. Und Papſt

Johann VIII. tat auch, was Hadrian verweigert hatte: er verbot die Feier der Messe in slawischer Sprache. Gegenüber den beiden Kirchensprachen, der lateinischen und griechischen, bezeichnete das päpstliche Breve die slawische als eine „barbarische Sprache", d. h. als eine profane, vom Gebrauch der Kirche ausgeschlossene, deren man sich höchstens bei der Predigt bedienen dürfe.

Was tat nun Methodius? Es steht geschichtlich fest, daß er nach wie vor die Messe in slawischer Sprache gelesen hat. Ob er dies aus Trotz oder aus Unkenntnis des päpstlichen Erlasses getan, bleibe dahingestellt. Genug, er wurde nochmals in Rom angeklagt, diesmal zuvörderst dogmatischer Irrtümer wegen, da man wußte, wie schwer bei dem päpstlichen Stuhl gerade eine solche Anklage wiege, dann aber auch wegen der slawischen Liturgie. Gestützt auf diese beiden Anklagepunkte, verlangten seine Gegner vom Papst die Absetzung des Methodius von seinem bischöflichen Amt. Wieder wird er nach Rom vorgeladen; wieder weiß er sich zu rechtfertigen und wiederum wird er vom Papst für rechtgläubig erklärt; ja sogar die slawische Liturgie wird freigegeben, nachdem Methodius vor dem Papst den Vorwurf der Barbarei gegen die slawische Sprache durch den Beweis entkräftet hat, daß diese Sprache aufgehört habe, eine unbildsame und ungebildete zu sein. Methodius ging nach Mähren zurück und waltete dort trotz unaufhörlicher Anfeindungen und Kämpfe siebzehn Jahre seines apostolischen Amtes. „Den Glauben bewahrend und die Krone der Gerechtigkeit erwartend", so erzählt die pannonische Legende, „vollendete er seinen Erdenlauf, und weil er Gott angenehm und lieb war, nahete für ihn die Zeit des Friedens und der Ruhe von Leid und Bedrängnis und des Lohnes für so viele Mühe und Arbeit." Am

6. April des Jahres 885 entschlief er mit den Worten: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Und wenn an demselben Tage ein Jahrtausend später die verschiedenen slawischen Völkerstämme sich dort versammelten, wo die Sage die Spuren seines Erdenwallens hinverlegt, so konnte man darin nur einen Akt historischer Gerechtigkeit und nationaler Pietät erkennen. Die Bedeutung, die Cyrill und Methodius für das gesamte Slawentum gehabt, ist eine große und merkwürdige. Wie viel oder wie wenig wir auch von ihrem Leben und Schaffen, von ihrer Abstammung, von ihren Reisen, von dem Alphabet und dem Evangelium, das sie gelehrt, Positives wissen, die Tatsache, daß sie noch nach tausend Jahren nicht der Vergessenheit anheimgefallen, daß ihr Name noch jetzt untrennbar ist von allen Fragen, Anschauungen und Hoffnungen der großen slawischen Völkerfamilie, spricht allein für ihre universelle Bedeutung, die ein gelehrter slawischer Forscher darin vor allem gefunden hat, daß sie im Altertum als die einzigen eine gesamtslawische Tätigkeit entfalteten. „Ihre Arbeiten gehören den Südslawen sowohl wie den Ostslawen und Westslawen an. Das slawische Macedonien und Bulgarien zählen sie mit Recht zu den Ihrigen, zu den Ihrigen zählen sie mit Recht Mähren, das Land der Slowaken, und Böhmen; auch den Polen sind sie nicht fremd geblieben, denn das Krakauer Land gehörte als Provinz des großmährischen Reiches zum Sprengel des Methodius, und ein gewisser, sonst unbekannter, „sehr mächtiger Fürst sitzend an den Weichseln“ war von ihnen zur Annahme des Christentums bewogen worden; ja sogar auf das Land der Lausitzer Serben dehnte sich der Einfluß Methods aus. Endlich wurden auch die Slawen, die sich das russische Volk nannten, von dem Wort der beiden Brüder aus Salonichi unmittelbar berührt.“

Die Chazaren.

Überschauen wir die Geschichte der beiden Slawenapostel in ihrem ursächlichen Zusammenhang, so fällt es uns bei dem ersten Blick schon auf, daß die Reise zu den Chazaren der Anstoß und der Grundstein ihres ganzen späteren Wirkens im Dienste der Mission gewesen ist. Unsere Neugierde wächst. Wer sind denn diese geheimnisvollen Chazaren? Darauf aber soll uns ein Buch die Antwort geben, das sich an Bedeutung neben die Tat der beiden Apostel stellt, obwohl es nicht entfernt die gleiche Wirkung geübt wie die Schöpfungen jener, ja obwohl es diesen Schöpfungen diametral entgegengesetzt ist.

Ein seltsames Spiel des weltgeschichtlichen Zufalls ist es sicherlich, daß das arabisch geschriebene Buch eines spanischen Juden uns über die pannonische Legende der slawischen Apostel und ihre Reise zu den Chazaren zuerst historische Aufschlüsse geben kann. Es ist dies das Buch Al-Chazari. Das Buch ist von dem durch Heines poetische Biographie bekannten und gefeierten Dichter Abu-l-Hassan Jehuda Halevi im Jahre 1040 verfaßt worden. Aber nicht der innige und begeisterte Sänger der Zionslieder, der einer schönen Sage nach auf den Trümmern von Zion, zu denen er gewallfahrtet, seinen Tod gefunden haben soll, tritt uns in diesem Werk entgegen, sondern der gläubige Philosoph, der seine Religion gegen den überwuchernden Unglauben und Aberglauben verteidigen möchte. So führt das Werk eigentlich im Arabischen den Titel: „Buch der Widerlegung und des Arguments zur Verteidigung des geringgeschätzten Glaubens". Der geringgeschätzte Glaube ist natürlich sein Judentum.

Als die arabische Kultur in Spanien mit Feuer und Schwert ausgerottet wurde, ging auch der beste und größte

Teil des Schrifttums der Araber und Juden in alle Winde. Nur ein kleiner Teil desselben wurde für öffentliche Bibliotheken gerettet oder blieb in pietätvollen Händen aufbewahrt. Ein günstiges Schicksal hat auch unser Buch den geretteten angereiht. Als Handschrift blieb es im arabischen Original in der Pariser Bibliothek aufbewahrt, in hebräischer Übersetzung wurde es ein rechtes Volksbuch der jüdischen Literatur während des ganzen Mittelalters bis auf die Gegenwart. In dieser neuen Bestimmung wurde es aber einigermaßen seines polemischen Charakters entkleidet. Und in der Tat, was ging den armen Juden, der im finstern Ghetto „über die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens" saß und eifrig las, die Polemik gegen den Islam, der Kampf gegen die aristotelische Philosophie an? So erhielt das Buch den seltsamen Titel „Al-Chazari", der später aus Unkenntnis oder der leichteren Aussprache wegen in Kusari oder Kosri sich umgestaltete. Zu diesem zweiten Titel kam es aber auf die folgende Weise: Sollte die Beweiskraft seiner Argumente von schlagender Wirkung sein, so mußte notwendig ein Mann von großer Bedeutung, von hohem Rang durch diese zu den religiösen Anschauungen des Autors bekehrt werden. Nach einem solchen Manne hielt nun der Dichterphilosoph Umschau in der Geschichte seines Volkes. Da klang an sein lauschendes Ohr, leise zuerst und dann immer vernehmlicher, eine seltsame, eine merkwürdige Kunde. Dort weit unten in jenen Ländern des Ostens, die für seine Zeit kaum noch ein geographischer Begriff waren, sollte ein mächtiges Fürstengeschlecht und ein starkes Volk leben, das dem jüdischen Glauben durch Überzeugung gewonnen worden sei und treu in demselben verharre. Mächtig und gestaltenreich steigt vor dem Sänger der Zionide die Geschichte seines Volkes herauf, da er solche Kunde vernommen; die

hehren Gestalten seiner Seher und Sänger schreiten im Geiste an ihm vorüber, und was sie von der dereinstigen Herrlichkeit Zions künden und weissagen, da ein Reis aus dem Stamme Isais wieder aufblühen wird, um das sich alle Völker scharen, all diese Gesichte und Gedichte leben auf in seiner Dichterseele und nehmen Farbe und Leben an. Der Fürst jenes Stammes soll der Held seiner Dialoge werden! Mit poetischer Feinfühligkeit entdeckt er immer neue Reize in dieser Vorstellung, bis sie plastische Gestalt gewinnt und zu einem Denkmal seiner Liebe, seiner Begeisterung für den Glauben der Väter sich ausweitet.

Alles, was die Feinde seiner Religion jemals gegen diese vorgebracht, legt Jehuda Halevi diesem Chazarenfürsten, um dessen Bekehrung sich Christen, Muslimun und Juden gleichzeitig bemühen, in den Mund. Und einen unglaublich geringschätzigen Ton schlägt dieser dem Rabbi gegenüber an, der es unternommen, ihn in die Grundlehren des Judentums einzuführen. Es ist nun überaus interessant, zu verfolgen, wie der kleine Rabbi den großen Fürsten nach und nach, langsam zwar aber sicher, zur Erkenntnis seines Irrtums und zur Anerkennung der monotheistischen Ideen zunächst, dann aber auch zur Begeisterung für die Ideen des Judentums überhaupt zu führen versteht. Mit Interesse folgt man diesen Dialogen, die schon Herder selbst über die berühmten Dialoge seines griechischen Vorbilds stellen zu müssen geglaubt hat. und von denen ein deutscher Übersetzer behauptet, daß sie Elemente eines dramatischen Kunstwerks in sich tragen, das zwar nicht den Sturm menschlicher Leidenschaften, sondern das Wogen der Gedanken, den Kampf um die Wahrheit, den Streit um Glauben und Nichtglauben dem Geiste wie dem Gemüte vorzuführen sich zur Aufgabe gestellt hat.

Es ist ein rührender Zug — und man erkennt darin so recht den romantischen Dichter — daß der Rabbi schließlich, nachdem ihm der große Wurf gelungen, dem bekehrten Fürsten plötzlich seinen Entschluß ankündigt, nach dem heiligen Lande auszuwandern. Der König rät ihm dringend ab; er aber beharrt auf seinem Vorsatz, indem er der Sehnsucht nach Palästina fast dieselben Worte verleiht, die der Dichter in der vielgerühmten Zionide für dieses tiefreligiöse Empfinden ausgewählt hat. „Ich will auf mein Antlitz fallen auf deinem Boden und deine Steine gar sehr herzen und deinen Staub küssen!" Darauf zieht er mit seinem Pilgerstab von dannen. Sein Buch aber läßt er zurück, daß es in den Tagen des Zweifels, des Unglaubens und Aberglaubens seinen Religionsgenossen eine Schutzwehr bleibe. Um ihm aber auch einen historischen Hintergrund zu verleihen, gibt er seinem der Form wie dem Charakter nach in der philosophischen Literatur eigenartig dastehenden Werke als Einleitung zwei nicht minder merkwürdige Briefe bei, aus denen klar zu ersehen, daß die Chazarengeschichte nicht etwa eine poetische Erfindung, sondern historische Wahrheit ist. Diesen beiden Chazarenbriefen, denen die Historiker seit langer Zeit ihre Aufmerksamkeit zugewendet und deren Authentizität sie nun festgestellt haben, verdankt das Buch seinen zweiten Titel und zugleich auch das Verdienst, als die wichtigste Quelle über die Chazaren selbst und alles, was mit diesen zusammenhängt, zu gelten, also auch indirekt über die Legende der Slawen-Apostel historisch sichere Aufklärungen zu geben.

Aus jener großen, jahrhundertelang sich fortziehenden Völkerströmung, die wir die Völkerwanderung nennen, taucht unter anderen seltsamen Gebilden auch im Nordosten des Kaspischen Sees das Volk der Chazaren auf. Man weiß

nicht, woher sie kommen, noch wes Stammes sie sind. Sie selbst schreiben sich biblischen Ursprung zu. Wie die Hunnen wollen sie von Togarmah, dem Sohne Japhets, abstammen. Zwischen der Wolga und dem Ural haben sie sich, wiederum weiß niemand, wie, ein Reich begründet, das weder ferne Feinde noch mißgünstige Nachbarn zerstören können. Sie sind Heiden und haben eine eigene Sprache, die mit keiner der benachbarten Völker Gemeinsames hat. Etwa im achten Jahrhundert nahmen sie, König und Volk, das Judentum an. Bulan, so hieß damals ihr Chagan, soll vorher eine Disputation zwischen einem Christen, einem Muslim und einem Juden veranstaltet haben, und sich dann mit seinen Untertanen den Ansichten des letzteren angeschlossen haben. Indes mögen es vielleicht auch politische Gründe gewesen sein, die den König dazu veranlaßt haben mochten, keine der Religionen anzunehmen, die in den Nachbarreichen die herrschende war. Die Kunde aber von diesem großen jüdischen Reich drang über Deutschland sogar bis nach Cordova in Spanien. Dort lebte etwa um das Jahr 950 der berühmte Abu Jusuf Chisdai ibn Schaprut, der am Hofe der Khalifen eine angesehene Stellung als Minister bekleidete, obwohl er ein glaubenseifriger Jude war. Ihn regte die Botschaft mächtig auf. Sie erschien ihm wie eine Erfüllung der messianischen Idee in dem biblischen Segen Jakobs: „Nicht wird weichen das Szepter von Juda!“ Er schrieb einen Brief, der gleichfalls noch erhalten ist, an den König jenes fernen Landes und bat um Auskunft. Dieses Schreiben sandte er durch einen zuverlässigen Mann über Byzanz zunächst, dann über Ungarn, Bulgarien und Rußland in das Land der Chazaren. „Wüßte ich,“ so heißt es in diesem Schreiben, „daß dem also wäre, ich wollte meine Herrlichkeit gering achten, meine Größe abwerfen, meine

Familie verlassen und über Berg und Tal wandern, bis ich zu dem Orte käme, wo mein Herr und König herrschet, um seine Majestät und Würde, den Sitz seiner Untertanen, den Zustand seines Volkes und die Ruhe der Überreste Israels zu schauen!"

Das Schreiben hatte das Glück, trotz aller Fährnisse des Weges an den Ort seiner Bestimmung und in die Hände des Chazarenfürsten Joseph zu gelangen, der sich alsbald beeilte, seinen fernen Glaubensbrüdern mit gleicher Herzlichkeit zu antworten und ausführliche Kunde von den Sagen, der Geschichte, der Lage und Verfassung seines Landes zu geben. Das ist nun der in dem Buche Jehuda Halevis zuerst veröffentlichte Chazarenbrief, ein historisches Aktenstück von eminenter Wichtigkeit für die Geschichte des slawischen Ostens.

Auch Joseph erzählt darin von seiner Bekehrung zum Judentum, die etwa um das Jahr 740 stattgefunden habe. Auch er berichtet von den Gesandten, die Kaiser und Kalif an ihn abgeschickt, um die Chazaren dem Christentum von Byzanz oder dem Islam von Bagdad zuzuführen. Nachdem beide und auch der vom König zugezogene Jude die Vorzüge ihrer Religionen auseinandergesetzt, sendet der König alle drei nach Hause. Am dritten Tage läßt er den Mönch kommen — dürfen wir in ihm unsern Philosophen Constantin-Cyrill erkennen? — und fragt ihn, ob er dem Islam den Vorzug gebe oder dem Judentum. Und der Apostel antwortet: „Wisse, o König, daß es auf der ganzen Welt keinen Glauben gibt, als den Israels. Denn Gott hat Israel von allen Völkern auserwählt, es seinen erstgeborenen Sohn genannt, ihm Zeichen und Wunder erwiesen, es aus Pharaos Knechtschaft erlöst, durchs Meer geführt, ihm Manna, Wasser und die Lehre

gegeben, das gelobte Land und den Tempel geschenkt. Sie aber sündigten vor ihm, da zerstreute und vertrieb er sie nach allen Winden. Wäre dies nicht gewesen, dann gäbe es auf der ganzen Welt keinen Glauben wie den jüdischen". Am andern Morgen ließ der König den Kadi rufen und fragte ihn, ob er dem Christentum oder dem Judentum den Vorzug gäbe. Dieser entschied sich gleichfalls für das letztere. Darauf erwählte der König, sicher zum Erstaunen der beiden, in der Tat das Judentum.

Dieses geschah, wie bereits gesagt, wohl um das Jahr 740. In der slawischen Legende wird aber der Religionswechsel der Chazaren etwa in das Jahr 861 verlegt und endet dort mit dem Siege des Christentums, Nun steht aber durch den Chazarenbrief urkundlich fest, daß sie noch im Jahre 950 Juden waren. Allerdings hatte ihre Macht, als Joseph jenen Brief an seine spanischen Glaubensgenossen richtete, bereits den Höhepunkt überschritten. Aber noch im Jahre 986 sandte der Chazarenfürst David aus der Krim eine Deputation nach Kiew an den Großfürsten Wladimir, der in der damals beliebten Art einen Religionswechsel vornehmen wollte, um ihn zum Judentum zu bewegen. Wie es scheint, war diesmal nicht der Rabbi, sondern der Mönch redegewaltiger und überzeugender. Im nächsten Abschnitt soll darüber ausführlicher berichtet werden. Im Jahre 1016 soll ein griechisch-russisches Heer unter Mongus Andronicus das Chazarenreich erobert und zerstört haben. Nach einer anderen Version soll schon im Jahre 988 Großfürst Wladimir die politische Existenz der Chazaren vernichtet haben, die fortan in fast völlige Vergessenheit geraten.

Erst das Buch Jehuda Halevis und die slawischen Apostellegenden haben das Gedächtnis dieses merkwürdigen

Volkes, das auf einmal so spurlos aus der Geschichte verschwunden, erhalten und wieder aufgefrischt. Der chazarische Königsbrief ist ein historisches, durch arabische und russische Quellen beglaubigtes Aktenstück. Die slawische Legende kann durch ihn kontrolliert und ergänzt werden. Es ist seltsam, daß die Historiker, die dieser Legende ihre Aufmerksamkeit in so reichem Maße zugewendet, jene Quelle bisher meistenteils nicht beachtet haben.

So bleibt es ein merkwürdiges und in diesen Tagen des auf die Spitze getriebenen Nationalitätsprinzips und des seine Einigkeit feiernden Panslawismus besonders interessantes Schaustück für vorurteilsfreie Beobachter, dies seltsame Spiel der Weltgeschichte vorbeiziehen zu sehen. Welche Bilder und Gestalten tauchen da vor unserm Blick auf! Aus kimmerischer Nacht dringen die Chazaren hervor, von dem letzten Sitz griechischer Kultur, von dem goldenen Byzanz, gehen die beiden Apostel des Christentums aus. Daneben entfaltet sich zu Bagdad die Blüte der arabischen Kultur und die Fahne des Propheten weht siegreich über der pyrenäischen Halbinsel, wo ein einsamer Denker den höchsten Problemen des Menschengeistes nachsinnt. Slawen, Russen, Araber und Juden, Mönche, Muslimun und Rabbinen vollenden das märchenhafte Bild, das einen tiefen Einblick in die allgemeine Geschichte der Religion gewährt und aus jenen dunkeln, geschichtslosen Zeiten einen wohl zu beobachtenden Fingerzeig für eine ferne Zukunft bietet, in der jener von den erhabenen Geistern aller Zeiten ersehnte Synkretismus der Religionen zu einer Weltreligion sich herausgebildet haben wird, die die gesamte Menschheit in einem Bekenntnis der Bruderliebe und der Geistesfreiheit einigen wird.

Wladimirs Tafelrunde.

Die Geschichte des Entstehens und der Entwickelung der religiösen Idee in der Menschheit ist sicher eines der interessantesten Kapitel der allgemeinen Kulturgeschichte. Mit Vorliebe verweilt der Forscher in den Zeiten geschichtlichen Halbdunkels, in denen Sage und Historie sich um den Vorrang streiten und die Schar der Götter im heißen Kampfe dem einen Gott gegenübersteht. Es hat einen eigentümlichen Reiz, die verborgenen Quellen historischer Gebilde aufzusuchen und die Gründe zu erforschen, aus welchen ihre ersten Lebensanfänge geflossen sind. Es kommt hinzu, daß in solchen Epochen, wo ein Glaube, eine Weltordnung sich ihrem Untergang zuneigt, um neuen Entwickelungsgängen Platz zu machen, fast mit zwingender Regelmäßigkeit rätselhafte Doppelnaturen auftreten, die durch ihr Verhältnis zu dem alten und durch ihre Stellung innerhalb des neuen Glaubens die Phantasie und den Verstand mehr als alle anderen zeitgenössischen Charaktere beschäftigen. Mehr als neunhundert Jahre sind vergangen, seit Rußland das Christentum als Staatsreligion angenommen hat. In der Tat, ein merkwürdiger, vielleicht der bedeutendste Wendepunkt in der alten Geschichte Rußlands, und es verlohnt sich daher wohl der Mühe, diese Episode aus einer ohnehin so wenig bekannten und dunkeln Geschichte im Zusammenhang und auf Grund des gesamten vorhandenen Quellenmaterials mit kritischer Objektivität darzustellen.

Dabei fällt es uns zunächst auf, daß die religiöse Entwickelung der vorchristlichen Zeit in Rußland durchaus nicht analog ist der, aus welcher das Christentum als die reifste Frucht innerhalb der europäischen Kulturwelt hervorgegangen ist: dort lag in dem Verfall der alten Götter-

welt der Keim zu einer neuen religiösen Schöpfung. Es ist kaum anzunehmen, daß das Christentum in Rußland auch auf einem solchen Grunde entstanden ist, weil die Vorbedingungen der Weltanschauung, der Kunst und der Philosophie hier fehlten. Die alten Russen waren Sonnenanbeter, ihr höchster Gott hieß Swarog und war eine Personifikation des Lichtes und des Himmels; Sonne und Feuer waren seine Kinder, daneben aber bestand doch auch dort der Glaube an ein höchstes Wesen, das die Welt regiert. Im übrigen liegt die Mythologie der alten Russen noch sehr im Dunkeln. Soweit die Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung es bis jetzt festgestellt, haben ihre Göttergestalten mit denen der Araber, der Perser und der Finnen die meiste Gemeinschaft. Ein vollständiges und abgeschlossenes Bild dieser Mythologie zu geben, ist aber wohl kaum möglich, wenn nicht die Phantasie ergänzend hinzutritt.

Während indes überall die römische Weltherrschaft den Boden für die Verbreitung neuer religiöser Ideen urbar gemacht hatte, tritt das Christentum in Rußland ziemlich unvermittelt hervor. Zwar erzählt der berühmte Nestor in seinen merkwürdigen Annalen, daß der Apostel Andreas von Synope im Jahre 33 nach Christus nach Cherson gekommen und den Dnjepr aufwärts gezogen sei, daß er dann in der Gegend von Kiew ein Kreuz errichtet und seinen Jüngern prophezeit habe: es werden hier viele Kirchen aufblühen, und eine große Stadt werde entstehen. Aber selbst Nestor fügt hinzu: „So geht die Sage." Und in der Tat trägt diese Sage zu deutlich das Gepräge der Erdichtung an sich, um Anspruch auch nur auf die geringste historische Begründung machen zu können. Erst im neunten Jahrhundert hören wir von einer christlichen Kirche in Kiew, und um

dieſelbe Zeit tritt die Fürſtin Olga zum Chriſtentum über. Von ihr ſagt der Chroniſt: „Sie ward die Vorläuferin des chriſtlichen Glaubens, gleich dem Morgenſtern, der der Sonne voraufzieht, gleich der Morgenröte, die den Aufgang des hellen Geſtirns verkündet: ſie leuchtete wie der volle Mond in der Nacht und glänzte wie die Perle aus dem Schlamme.“

Aber trotz dieſes Lobes ſcheint die Tat Olgas doch ohne jeden Einfluß auf ihre Nachkommen geweſen zu ſein. Es iſt nicht anzunehmen, daß ſie dem Chriſtentum in Rußland den Weg gebahnt habe; ſelbſt ihr eigener Sohn Swjatoslaw weigert ſich, zum Chriſtentum überzutreten, mit den Worten: „Soll ich allein den neuen Glauben annehmen, damit mein Volk mich verlache?“ Auch nach dem Tode dieſes Swjatoslaw 972, unter der Herrſchaft ſeiner Söhne, die ſich untereinander befeindeten und bekämpften, ſcheint der Boden für die Entwickelung einer tieferen religiöſen Idee nicht günſtig geweſen zu ſein, und alles, was wir aus dem Vorleben des Fürſten wiſſen, der das Chriſtentum zur Staatsreligion erhoben, deutet eher auf eine Feindſchaft gegen die neue Religion als auf eine Förderung derſelben hin.

Es iſt dies der große Wladimir, einer jener rätſelhaften hiſtoriſchen Charaktere, deren Weſen und deren Taten den Pſychologen und Geſchichtsforſcher durch die tiefen Widerſprüche in ihren Bann locken. Durch Brudermord und ſchlaue Ränke bahnt er ſich den Weg auf den Thron und wird in jungen Jahren Alleinherrſcher des großen ruſſiſchen Reiches. Sein Aufenthalt in Skandinavien ſcheint ſeinen Charakter geſtählt zu haben. Ein blinder Eifer für die alten nordiſchen Götter erfüllt ihn; dankt er ihnen doch ſeine Siege und Erfolge; und um ſie zu ehren, errichtet er

ihnen in seiner Residenz Kiew neue und glänzende Heiligtümer. In der Nähe seines Palastes standen die Tempel und Hügel der Götterbilder; unter diesen war der Hauptgötze Perun, der gewaltige Donnergott, der nordische Jupiter. Sein Bild war von Holz geschnitzt, der Kopf aber von Silber, der Schnurrbart und die Ohren von Gold und die Füße von Eisen. In seinen Händen hielt er einen Stein, bearbeitet wie ein Donnerkeil und geschmückt mit Rubinen und Karfunkeln. Stets brannte vor ihm ein Opferfeuer, und nicht bloß Tiere und gefangene Sklaven wurden ihm zum Opfer gebracht, sondern Väter und Mütter weihten ihm ihre eigenen Kinder, um durch das Blut der Unschuldigen ihn zu besänftigen. Ganze Wälder und Haine waren seinem Kultus geweiht, und unausbleiblicher Tod traf den Unglücklichen, der es wagte, an das ihm geweihte Gut Hand anzulegen. Zu seinem Heiligtum strömte in den Tagen Wladimirs das Volk in Scharen, und „die Erde rauchte von dem Blute der vielen hier geschlachteten Opfer". Daneben wurden noch andere Götter angebetet, Götter, die uns fast nur dem Namen nach bekannt sind, wie: Wolos, Daschbog, Stribog, Simorga, Mokosch; der zweite war wahrscheinlich der Gott des Regens, der dritte der Gott des Krieges, aber alle diese Gottheiten waren keine slawischen, sondern finnische oder skandinavische Götter, deren Kultus Wladimir wahrscheinlich nur aus Politik und um dem religiösen Glauben seiner Untertanen eine bestimmte Richtung zu geben, oder auch um dem aufkeimenden Christentum ein anderes Glaubenssystem gegenüberzustellen, in seinem Reiche einführte.

Dürfen wir den Überlieferungen der russischen Annalen Glauben schenken, so erstarkte gerade unter diesem neuen Götterkultus das junge Christentum, eine Erscheinung, die

wir ja auch an anderen Orten und unter anderen Verhältnissen regelmäßig wiederkehren sehen. Am schlimmsten gestaltete sich die Lage der Christen, als Wladimir nach einem großen Siege im Jahre 983 nach Kiew wiederkehrte und seinem Gotte Menschenopfer als Tribut darbringen wollte. Das Los hatte einen jungen Christen zum Opfer bestimmt, dessen Vater sich aber mit allem Mute dem schrecklichen Verlangen entgegensetzte. Die Rede, die der wackere Nestor den Vater vor dem versammelten, von schwärmerischer Wut entflammten Volke halten läßt, trägt nun allerdings sehr stark den Charakter der Predigt an sich, ja sie entbehrt nicht der Anklänge an psalmistische und prophetische Stellen des Alten Testaments und kann darum wohl kaum einen Anspruch auf Authentizität machen. Nur so viel darf man dem Chronisten glauben, daß das Volk in seiner Raserei Vater und Sohn ergriffen und erschlagen hat. Diese beiden waren aber auch die ersten und letzten Märtyrer des Christentums in Kiew, und die russische Kirche hat sie unter den Namen Theodor und Iwan unter die große Zahl ihrer Heiligen aufgenommen, deren Andenken bis auf diesen Tag alljährlich am 12. Juli gefeiert wird.

Wladimir selbst entwickelt einen merkwürdigen Eifer für die Erhaltung seiner Götter; jeder neue Sieg, den er in den folgenden Jahren erringt, befestigt ihn in seinem Glauben. Auch war ihm das Glück stets günstig, so oft er einen neuen Feldzug gegen seine Nachbarn unternahm. Von der Unverbrüchlichkeit eines Eidschwurs hatte er nur eine dunkle Vorstellung, und wenn er auch einem Bundesgenossen zuschwor, Frieden zu halten, „bis die Steine schwimmen und der Hopfen im Wasser zu sinken beginnt", so brach er nichtsdestoweniger nicht lange nachher diesen Eid und unternahm noch manchen Feldzug gegen die Bulgaren.

Am eifrigsten war Wladimir in den Genüssen der Liebe, zu denen ihn der Kultus seiner Götter sogar aufgefordert haben mag. Er hielt sich fünf „rechtmäßige" Frauen, daneben aber hatte er einen Harem von 800 Kebsweibern: 300 in Wischegorod, 300 in Belgorod und 200 im Dorfe Beresdorow, alle in der Nähe von Kiew. Die religiöse Anschauung der slawischen Völker ehrte unter verschiedenen Namen eine Göttin, welche sowohl als die Lebensmutter, als die All-Ernährerin, wie auch als die Göttin der Liebe sich bezeichnen läßt. Im Dienste dieser slawischen Kybele wurden die grausamsten Toten- und Liebesopfer dargebracht. Der arabische Schriftsteller Ibn-Fadhlan hat uns einen Bericht über ein solches russisches Totenopfer hinterlassen, dessen Augenzeuge er gewesen ist, da er als Handelsmann die Wolga hinauffuhr. Auch hier bestätigt sich wie überall das vortreffliche Wort Prescotts: „Seltsam, daß in jedem Lande die teuflischsten Leidenschaften des menschlichen Herzens diejenigen gewesen sind, welche im Namen der Religion entflammt wurden."

Alle Nachrichten, die wir über Wladimir aus den ersten sechzehn Jahren seiner Regierung besitzen, schildern ihn gleichmäßig als einen grausamen, blutdürstigen, gewalttätigen Fürsten, dessen Unternehmungen gleichwohl den Eindruck des Planvollen und Wohldurchdachten machen. Gegen Ende des Jahres 987 hat er die Grenzen seines Reiches gesichert, im Innern die Ruhe hergestellt und ist unbestrittener Herr im Erbe seiner Väter. Und nun begibt sich das Wunderbare, das Unerklärte, ja das Unerklärliche: Wladimirs Zug gegen Cherson, seine Annahme des Christentums und die Erhebung desselben zur Staatsreligion! Alle historischen Konjekturen und alle psychologischen Erklärungen, die über diese Tat gegeben worden sind, reichen

nicht aus, um sie plausibel zu machen. Es fehlt ein Mittelglied, denn diese Tat ist, wie der erwähnte Historiker sehr richtig folgert, sicherlich nur der Abschluß einer Kette von Ereignissen gewesen, die uns im einzelnen nicht überliefert worden sind, und deren Zusammenhang wir deshalb nicht übersehen können.

Die älteren Historiker haben sich damit begnügt, Wladimirs Entschluß darauf hinzuführen, daß die benachbarten Völker wünschen mochten, einen so mächtigen Sieger, der so eifrig für seinen Götterkultus sorgte, durch die Gleichheit der Religion näher mit sich verbunden zu sehen. Eine viel bessere Motivierung versucht der neueste Historiker Rußlands, Theodor Schiemann, indem er sagt: „Wladimir war hauptsächlich mit Hilfe heidnischer Elemente zur Alleinherrschaft in Rußland gelangt. Er selbst war in Nowgorod erwachsen, wo das Heidentum im Gegensatz zu Kiew noch unerschüttert dastand, und hatte während seines Aufenthaltes in Schweden den dort noch lebenskräftigen, nordischen Götterdienst genauer kennen gelernt. Daher sein Eifer zu Anfang seiner Regierung. Bald aber änderten sich die Verhältnisse. Die neue Residenz Kiew war vom christlichen Elemente durchdrungen; dort bestand eine christliche Kirche, die bereits ihre Märtyrer aufweisen konnte; dort lag das christlich-geweihte Grab seiner Großmutter Olga, „welche die weiseste unter allen Menschen war"; dorthin endlich gelangten bei den stets fortdauernden Handelsbeziehungen zum byzantinischen Reiche die Berichte der heimkehrenden russischen Kaufleute und Krieger von der Pracht des byzantinischen Gottesdienstes, der mächtig abstechen mußte von der doch sehr primitiven Form des Gottesdienstes, wie sie bei den heidnischen Slawen Rußlands üblich war. Ein zweites kam hinzu. Wladimir hatte sich genötigt gesehen, die heidnischen

Waräger, mit denen er seine Herrschaft begründet hatte, zu entlassen. Eine nicht wohl abzuweisende, in den nordischen Sagas enthaltene Überlieferung weiß von Kämpfen zu erzählen, die er gegen Schweden, das von Norden her erobernd vorzudringen suchte, führen mußte. Wladimir war durch die Verhältnisse genötigt, seine Stütze unter den Slawen, und zwar unter den stark mit christlichen Elementen durchsetzten Poljänen Kiews zu suchen. Der Versuch einer Generation des Heidentums war als gescheitert zu betrachten, und er selbst konnte sich einer näheren Bekanntschaft mit den Lehren des Christentums nicht entziehen."

Auch wir müssen uns mit dieser Motivierung begnügen, zumal da wir keine bessere Erklärung für die merkwürdige und plötzliche Wandlung, die sich im Geiste Wladimirs vollzogen, geben können. In der Tat mochte der Wunsch der Rußland benachbarten Völker, Wladimir und sein Reich für ihre Religion zu gewinnen, zunächst die Entsendung von Deputationen bewirkt haben, die Wladimir zur Annahme ihres Glaubens überreden sollten.

Die Vorgeschichte von Wladimirs Übertritt hat die slawische Tradition sagenhaft ausgeschmückt, aber es herrscht in diesen Sagen eine gewisse Religionsmengerei, und es scheint, daß man sich späterhin die Annahme des Christentums bei allen Völkern auf eine ähnliche Weise zu erklären versucht hat. So erzählt uns Nestor in seiner naiven Weise, daß im Jahre 986 Gesandte der mohammedanischen und der jüdischen Religion, der römisch-katholischen und der griechischen Kirche zu Wladimir nach Kiew gekommen seien, um ihn für ihren Glauben zu gewinnen. Die Darstellung Nestors ist zu interessant und charakteristisch, als daß wir sie nicht im vollen Wortlaut wiedergeben sollten. Zunächst kommen die mohammedanischen Bulgaren. Sie sagen zu

Wladimir: „Obgleich du ein kluger und weiser Fürst bist, so kennst du doch das Gesetz und die Religion nicht; glaube also unsere Religion und verehre Mohammed.“ Darauf fragt Wladimir: „Worin besteht eure Religion?“ Die Antwort lautet: „Wir glauben an einen Gott und Mohammeds Gesetz, das uns lehrt: laß dich beschneiden, iß nicht vom Schwein, und trinke keinen Wein; nach dem Tode aber treibe Lust mit den Weibern, denn er wird einem jeden 70 schöne Jungfrauen geben, wovon er sich eine schöne auslesen kann, und in dieser einzigen wird er alle Schönheiten vereinigen und sie ihm zum Weibe geben.“ Wladimir hörte dies gern an, weil er selbst die Weiber liebte, aber die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches gefielen ihm nicht und am wenigsten das Verbot des Weines, und er sagte: „Der Wein ist des Russen Freudentrunk, drum kann er ihn nicht missen.“

Hierauf erschienen die „Deutschen aus Rom“, wahrscheinlich katholische Böhmen, und sagten: „Wir kommen als Gesandte des Papstes. Der Papst schickt uns zu dir und läßt dir sagen: „Dein Land ist wie das unsrige, aber eure Religion ist nicht die unsrige, denn unsere Religion ist das Licht. Wir verehren Gott, welcher den Himmel und die Erde und den Mond und alle Kreaturen erschaffen hat; euer Gott ist aber nur von Holz.“ Auch sie fragte Wladimir nach ihrem Gesetz. Sie antworteten: „Wir fasten, so viel wir können, wenn aber einer ißt oder trinkt, so tut er dieses alles zur höheren Ehre Gottes, wie unser Lehrer Paulus sagt.“ Zu ihnen sagte Wladimir: „Ziehet heim! unsere Vorfahren nahmen nicht vom Papste den Glauben an.“ Spätere Geschichtsschreiber melden, daß Wladimir hauptsächlich die Gewalt des Papstes und das Gebet in lateinischer Sprache mißfällig gewesen sei. Als

die Chazaren, das bereits geschilderte Nachbarvolk der Russen, zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere ansässig und im achten Jahrhundert zum Judentum übergetreten, von diesen Gesandtschaften hörten, schickten auch sie, wie schon erwähnt, eine Deputation nach Kiew, die dem Fürsten ihren Glauben anpreisen sollte. Sie sagten: „Wir haben gehört, daß die Bulgaren und Christen zu dir gekommen sind und dich ihren Glauben haben lehren wollen. Die Christen glauben an den von uns Gekreuzigten; wir aber glauben an einen einzigen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.“ Als sie Wladimir nach ihrem Gesetz fragte, antworteten sie: „Wir lassen uns beschneiden, essen kein Schweinefleisch und keine Hasen und halten den Sabbat heilig.“ Als sie der Fürst fragte, welches ihr Vaterland sei, antworteten sie: „Jerusalem.“ Der Fürst fragte: „Wo ist dieses Land denn gelegen?“ Darauf erwiderten sie: „Gott war über unsere Vorfahren erzürnt und zerstreute sie wegen ihrer Sünden in alle Gegenden, und unser Land wurde den Christen zuteil.“ Darauf sagte Wladimir: „Wie könnt ihr aber andere lehren, da ihr selbst von Gott verworfen und zerstreut seid? Hätte Gott euch und euren Glauben geliebt, so würde er euch nicht in alle Welt verstoßen haben; wir wollen nicht so wie ihr unser Land verlieren.“ Natürlich schickten nun auch die Griechen einen Gesandten an Wladimir, und zwar einen Philosophen. Nestor nennt ihn nicht; ein späterer Chronist aber nennt ihn Constantin und ein noch späterer sogar fälschlich Cyrill. Dieser sagte zu Wladimir: „Wir hören, daß die Bulgaren gekommen sind, dich zu bereden, ihren Glauben anzunehmen; ihre Religion aber ist vor Himmel und Erde schändlich, sie sind mehr als andere Menschen verflucht, weil sie denen von Sodom und Go-

morrha gleichen, auf welche es feurige Steine vom Himmel regnete, die sie in den Abgrund versenkten. Ebenso wartet ein fürchterlicher Tag auch auf diese, wenn Gott vom Himmel auf die Erde kommen wird zu Gericht, um alle zu verderben, die so gottlos und schändlich leben, denn diese tun alles Schlechte und nennen Mohammed einen Propheten." Natürlich macht die Androhung eines solchen Strafgerichts einen tiefen Eindruck auf den Fürsten, und der Philosoph fährt fort: „Wir haben auch gehört, daß welche aus Rom gekommen sind, euch ihren Glauben zu lehren; die Religion dieser ist von der unsrigen wenig unterschieden: sie halten die Messe mit ungesäuertem Brote, welches man Oblaten nennt, welches Gott aber nicht befohlen hat, sondern er hat befohlen, sich bei der Messe gesäuerten Brotes zu bedienen, und er hat den Aposteln dieses Brot gegeben, indem er sagte: ‚dieses ist mein Leib, welcher für euch dahingegeben ist'; ebenso hat er auch den Kelch genommen und gesagt: ‚Dieses ist mein Blut, für euch vergossen; trinket alle davon!' Jene aber tun dies nicht, und sie haben daher nicht den wahren Glauben." Als Wladimir hierauf die Äußerung der jüdischen Gesandten erwähnte, daß die Christen an den glauben, den sie gekreuzigt hätten, bemerkte der schlagfertige Philosoph: „Es ist wahr, daß wir an denselben glauben, denn die Propheten haben vorhergesagt, daß Gott würde geboren werden, und wieder andere haben vorhergesagt, daß er gekreuzigt und begraben werden und am dritten Tage wieder auferstehen und gen Himmel fahren würde; die Juden aber brachten diese Propheten um und marterten auch andere zu Tode. Als aber die Prophezeiung sich erfüllte, daß Gott auf die Erde gekommen und gekreuzigt worden, auferstanden und gen Himmel gefahren war, da gab er ihnen 46 Jahre

Zeit zur Buße; allein sie taten keine Buße, weshalb er die Römer wider sie schickte, die ihre Stadt zerstörten; sie aber wurden zerstreut in alle Gegenden und sind Sklaven in allen Landen."

Die Einwendung Wladimirs, warum Gott vom Himmel herabgekommen sei und solche Qualen erlitten habe, beantwortete der mit dem ganzen theologischen Rüstzeug ausgestattete Philosoph mit einer völligen Darstellung des gesamten Inhalts der biblischen Theologie von der Schöpfung der Welt bis zu den sieben ökumenischen Konzilen. Mit beredten Worten und in glühenden Farben schilderte er den Glauben seines Volkes, die Freuden des Himmelreichs für die Gerechten und die Qualen der Hölle für die Sünder. Und indem er dies schilderte, zeigte er Wladimir eine Tafel, auf welcher das jüngste Gericht abgebildet war; auf der rechten Seite zogen die Gerechten mit Freudigkeit ins Paradies ein; auf der linken gingen die Sünder zur Höllenpein dahin. Wladimir war von dieser Schilderung tief ergriffen, und wehmütig seufzend rief er aus: „Wohl den Gerechten und wehe den Sündern!" Darauf erwiderte der Philosoph: „Nun denn, willst du bei den Gerechten auf der rechten Seite stehen, so laß dich taufen!" Wladimir legte die Hand aufs Herz und sprach: „Noch will ich ein wenig warten und sämtliche Religionen erst näher prüfen." Natürlich unterläßt es der fromme Chronist nicht zu melden, daß Wladimir den gelehrten Philosophen mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft entlassen habe. Es ist fast komisch, daß selbst ein neuerer, verdienstvoller Historiker, Philipp Strahl, keineswegs an der Wahrheit dieser verschiedenen Gesandtschaften zu zweifeln wagt, höchstens äußert er einige Bedenken über die Echtheit der von der Chronik Wladimir in den Mund gelegten Ant-

worten. Und doch tragen gerade dieſe Antworten das Gepräge innerer Wahrheit an ſich, während die Geſandtſchaften ſelbſt einfach in das Gebiet der Sage gehören. Genau dieſelbe Tradition iſt uns ja aus arabiſchen und hebräiſchen Quellen über die Bekehrung der Chazaren zum Judentum bekannt; auch zu ihnen kommen katholiſche, mohammedaniſche und jüdiſche Apoſtel; bei ihnen erringen die letzteren den Sieg; aber es iſt immerhin intereſſant, daß auch ihre Schriftſteller von der Deputation des Chazarenfürſten David an den Großfürſten Wladimir nach Kiew zu erzählen wiſſen. Man liebte es, wie geſagt, im Mittelalter, da die Chroniken kein anderes Motiv anzuführen wußten, die Entſtehung der Staatsreligionen auf ſolche Quellen zurückzuführen.

Folgen wir nun dem älteſten Chroniſten Neſtor in ſeiner Erzählung weiter, ſo hat unmittelbar nach jenen Ereigniſſen Wladimir viele Bulgaren und die Älteſten der ruſſiſchen Staaten berufen und ihnen ausführlich von den verſchiedenen Geſandtſchaften erzählt. Auf ihren Rat hin habe dann Wladimir beſchloſſen, verſtändige Männer in verſchiedene Länder zu ſenden, damit dieſe erkundeten, „welches Volk am würdigſten die Gottheit verehre“. Darauf habe Wladimir zehn Männer ausgeſchickt, und zwar zunächſt zu den Bulgaren, um ihre Religion zu unterſuchen, doch bald kehrte die Deputation wieder nach Kiew zurück und erzählte allerlei ſchändliche Dinge, die ſie geſehen hatte; hauptſächlich tadelte ſie, daß die Mohammedaner mit bedecktem Haupte beteten. Hierauf befahl ihnen Wladimir, zu den Deutſchen zu gehen; aber auch bei dieſen fanden ſie den Gottesdienſt „weder erhaben noch ſchön“. Es iſt charakteriſtiſch, daß Neſtor nichts von einer Deputation zu den jüdiſchen Chazaren berichtet; auf die Bekehrung zum

Judentum scheint also Wladimir von vornherein verzichtet zu haben. Nun sandte er sie zu den Griechen nach Konstantinopel, wo damals Kaiser Basilius II. herrschte. Dieser erwies ihnen große Ehre, und da er die Macht wohl kannte, die äußerer Glanz auf die Sinne übt, so ließ der Kaiser die Gesandten in die majestätische Sophienkirche führen, eben als der Patriarch im höchsten Glanze die Liturgie verrichtete. Der ganze Kultus versetzte die aufmerksamen Russen in wahres Entzücken. Als sie nach Hause kamen, erzählten sie von dem Gottesdienst der Griechen: „Wir wußten nicht, ob wir im Himmel waren, denn auf Erden ist nicht solche Pracht und Schönheit zu finden. Wir können nicht alles erzählen, so viel aber wissen wir, daß Gott bei ihnen gegenwärtig ist, und daß ihr Gottesdienst jeden anderen übertrifft; wir können diese Schönheit nicht vergessen. Ein jeder Mensch, wenn er etwas Süßes gekostet, hat hernach Widerwillen gegen das Bittere, und so verlangt auch uns, nachdem wir der Griechen Glauben kennen gelernt, nach keinem andern; wir bitten, nach Konstantinopel reisen zu dürfen, um uns dort taufen zu lassen.“ Dies alles hörten die versammelten Bulgaren und Ältesten mit voller Aufmerksamkeit an, und als Wladimir sie um ihre Meinung befragte, sprachen sie: „Deine Großmutter Olga, die die weiseste unter allen Menschen war, hätte gewiß nicht den griechischen Glauben angenommen, wäre derselbe nicht besser als alle übrigen.“ Und ohne alle Vermittelung setzt nun der naive Chronist die einfache Antwort Wladimirs hin: „So wollen wir uns denn taufen lassen, doch wo?“ Sie aber antworteten: „Wo es dir beliebt.“ Und selbst ein neuerer Historiker fügt hinzu: „Und somit ward beschlossen, das Christentum in Rußland auf den Thron zu setzen.“

Es ist dies derselbe Historiker Philipp Strahl, der in seiner sonst vortrefflichen „Geschichte der russischen Kirche“ (Halle 1830) keinen Augenblick an der Wahrheit der russischen Chronikberichte von den Deputationen in das Land der Katholiken und nach Konstantinopel zweifelte, während der jüngste Historiker, Theodor Schiemann, hierüber sehr richtig bemerkt: „Die Gesandtschaften hin und her haben nie stattgefunden.“ Das Sagenhafte dieser Überlieferung fällt jedem Unbefangenen sofort in die Augen, und der Stützpunkt, daß Nestor von dem ein Jahr nach Wladimirs Tode geborenen Mönch Jan vieles hierauf Bezügliche gehört haben mag, zerfällt in nichts, wenn man die Entstehung der Chronik des Nestor, wie sie die moderne historische Kritik zergliederte, mit in Betracht zieht. Auch verrät ein solcher Glaube zweifellos eine bestimmte religiöse Tendenz. Da war der arabische Geschichtsschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Georgius Elmakin, viel klarer und vorurteilsloser; er bemerkt in seiner „Historia Saracenica“ (pag. 151 ff.), daß nur der Ehrgeiz und der Wunsch, mit dem byzantinischen Kaiser durch die Verwandtschaft sich vereint zu sehen, die einzigen Triebfedern gewesen seien, welche Wladimir zur Annahme des Christentums bewogen hätten.

Eine Stunde von Sewastopol, der weltberühmten Festung des letzten Krimkrieges, erheben sich noch heute die merkwürdigen Ruinen der uralten griechischen Kolonie, der Stadt Chersones, welche die Russen Korsun nannten, und von der ich schon im Eingang des weitern erzählt habe. Nur noch eine Säule und drei kleine Torbogen zeugen von der entschwundenen Pracht. Später kam die Stadt unter die Herrschaft der Römer und dann unter die Hoheit der griechischen Kaiser. Die Bewohner waren Christen, freie

Männer, mit einer Art republikanischer Verfassung, über deren Gemeinwesen der griechische Kaiser nur ein Protektorat ausübte. Gegen diese Stadt zog, nach Angabe des Chronisten, im Jahre 988 plötzlich der Fürst der Russen, Wladimir, und belagerte sie. Die Gründe, weshalb Wladimir die Stadt belagerte, werden nicht angegeben, die Tatsache seines Zuges gegen Cherson aber steht fest und ist historisch unwiderleglich, ebenso wie alle daran sich knüpfenden Ereignisse. Lange wehrte sich die heldenmütige Bevölkerung der Stadt gegen den Feind, bis ein Verräter namens Anastasius dem König den Rat gab, die Brunnen, aus welchen das Wasser in die Stadt geleitet wurde, abzusperren. Der fromme Nestor berichtet: „Und Wladimir erhob, als er solches hörte, die Augen gen Himmel und sagte: „wenn dies geschieht, so will ich mich hier taufen lassen." Und er befahl, „sogleich die Röhren zu verstopfen und das Wasser abzuleiten." Wer nun noch eines Beweises bedarf, daß die Chronik des Nestor aus verschiedenen historischen Quellen zusammengesetzt ist, dem wird er durch diese Episode erbracht, die ja im diametralen Gegensatz steht zu dem kurz vorher so pomphaft angekündigten Entschluß Wladimirs, aus Überzeugung die Taufe zu nehmen. Natürlich mußte sich die Stadt nun ergeben, und Wladimir hielt mit den Seinigen feierlichen Einzug. Ob er nun wirklich den Erfolg seines Zuges gegen Cherson gewissermaßen als ein Gottesurteil betrachtete, das ihn für oder wider den neuen Glauben bestimmen sollte, mag dahingestellt sein; so viel ist indes gewiß, daß Wladimir sich nun alles Ernstes darauf vorbereitete, das Christentum anzunehmen.

Erst in neuester Zeit ist durch die von einem russischen Forscher, Baron V. von Rosen, entdeckte Chronik des Jachja von Antiochia der ganze Vorgang historisch klar-

gelegt worden. Jachja schrieb fast als Zeitgenosse, und seine Mitteilungen über Wladimirs Unternehmung lauten folgendermaßen in der deutschen Übertragung: „Und es empörte sich offen Barda Pholta und ließ sich zum Kaiser ausrufen am Mittwoch, am Tage des heiligen Kreuzes ... und es erschöpften sich seine — des Kaisers Basilius — Schätze, und die Not zwang ihn, zum Zaren der Russen zu schicken — sie sind aber seine Feinde — um ihn zu bitten, daß er ihm in seiner augenblicklichen Lage Hilfe brächte. Und dieser ging darauf ein; sie schlossen miteinander ein Verwandtschaftsbündnis, und der Zar der Russen heiratete seine Schwester. Als eben die Frage wegen der Verheiratung unter ihnen entschieden war, trafen die Russen dort ein und vereinigten sich mit dem griechischen Heere."

Diesem nüchternen und augenscheinlich getreuen Bericht steht die epische Erzählung Nestors gegenüber, der Wladimir nach der Eroberung der Stadt Cherson zu den Kaisern Basilius und Constantin eine Gesandtschaft mit der Meldung schicken läßt: „Er habe ihre Stadt genommen und gehört, daß sie eine unverheiratete Schwester hätten; er biete ihnen den Frieden an, doch verlange er die Hand ihrer Schwester, der Prinzessin Anna; wenn nicht, so werde er vor Konstantinopel als Feind erscheinen und die Stadt zerstören." In der Tat liegt die Sache aber, wie wir oben gesehen, ganz anders. Das byzantinische Reich befand sich damals in arger Bedrängnis und bat Wladimir um Hilfe gegen den kappadozischen Aufstand des Barda Pholta. Wladimir schickte ihnen seine Hilfstruppen, und diese verhalfen dem griechischen Kaiser zum Siege über die Insurgenten. Als dann Wladimir Cherson eingenommen hatte, schickte er zwei Gesandte nach Konstantinopel und verlangte die Hand der

Prinzessin Anna. Diese wurde ihm auch zugesagt; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Taufe Wladimirs zur Bedingung gemacht wurde. Ob nun die griechische Prinzessin, die, wie die Chronik berichtet, nur schweren Herzens über das Meer ging, im Jahre 988 oder 989 nach Cherson kam, läßt sich nach den divergierenden Berichten historisch heute kaum noch feststellen. Ebenso mag auch die Erzählung von dem Augenübel, das Wladimir befallen, und das erst geschwunden sei, als er sich auf den Rat seiner Braut sogleich habe taufen lassen, als eine epische Ausschmückung der Geschichte selbst angesehen werden. Die Chronisten berichten allerdings von einem Nordlicht, welches damals gesehen wurde, und auch von einem gewaltigen Kometen, welcher 20 Tage lang am Firmament stand, also von Naturereignissen, die zunächst das Auge des Barbaren wohl blenden und sein Herz für die Lehren des Christentums öffnen mochten.

So taufte denn in der Tat der Bischof von Cherson in der Kirche der Mutter Gottes den russischen Fürsten Wladimir und sein Gefolge; dieser aber gab dem griechischen Kaiser gleichsam als Mitgift die Stadt Cherson wieder zurück. Wladimir erhielt den christlichen Namen Wasili. Als die ihn begleitenden Bulgaren mit Erstaunen das Wunder seiner Genesung betrachteten, ließen auch sie sich taufen. Als Dankopfer ließ Wladimir eine Kirche in Cherson bauen, und dann reiste er mit seiner Gemahlin und dem Gefolge nach seiner Residenz Kiew zurück, mit Geistlichen und Reliquien wohl versehen.

Es ist eine alte Erfahrung, die wir in der Geschichte der Religionen überall bestätigt finden, daß eine Volksreligion rasch aus dem Bewußtsein einer Zeit entschwindet, sobald die Ideen, aus denen sie hervorgegangen, und von

denen sie Nahrung empfangen, im Bewußtsein eben dieser Zeit an Glauben und Geltung verloren haben. Diese Erfahrung bestätigt sich auch hier. Kaum ist Wladimir in Kiew angekommen, so erklärt er dem Heidentum offen den Krieg. Er ist jetzt ebenso eifriger Christ, wie er noch kurz vorher ein eifriger und überzeugter Heide gewesen ist. Sein erster Befehl geht dahin, die Götzenbilder zu stürzen. Es ist ergötzlich zu lesen, wie die Chronik Nestors diesen Vorfall berichtet: „Den Perun aber, den Hauptgott seines Volkes, ließ er einem Pferde an den Schweif binden und von dem Berge, auf dem sein Heiligtum stand, in das Tal hinab bis an den Dnjepr schleppen; zwölf Männer mußten hinter ihm herziehen, die ihn mit Stöcken prügelten und endlich in den Fluß hineinstürzten; an den Ufern aber ließ Wladimir Wachen aufstellen, mit dem Befehl, daß, wenn das Götzenbild an das Ufer getrieben würde, man es so lange fortstoßen solle, bis es durch die Wasserfälle in das Meer hineingetrieben würde. Jammernd umstanden die Heiden die Ufer und sahen diesen traurigen Vorgang an." Endlich entschwand der Götze ihren Blicken, er wurde vom Winde in eine Bucht getrieben, die später den Namen Perunsbucht erhielt. Nachdem die Götzenbilder fortgeschafft und ihre Heiligtümer zerstört waren, ließ Wladimir durch seine Herolde verkünden, es möge jeder, Arme und Reiche, Herr und Knecht, sein ganzes Volk, an einem bestimmten Morgen am Ufer des Dnjepr erscheinen, um sich taufen zu lassen; wer aber nicht komme, würde von ihm als sein Feind angesehen!

Ihrer Götter beraubt, von dem Reiz des neuen Glaubens bestrickt, von ihrem Fürsten gedrängt, dem Beispiele ihrer Ältesten folgend, strömten die Russen in hellen Haufen an das Ufer des Dnjepr und ließen sich taufen. Wie ein

lyrisches Gedicht hört sich die Mitteilung Nestors an, der diesen Vorgang rührend und schön beschreibt: „Und es kam eine unzählige Menge von Menschen herbei und trat in den Fluß; die Großen standen bis an den Hals, andere bis an die Brust, die Knaben nahe am Ufer im Wasser. Die Priester standen auf Flößen und lasen ihnen die Taufgebote vor, und es war eine große Freude, dieses anzusehen. Wladimir aber lag am Ufer auf den Knieen, betete und dankte Gott, indem er sprach: Großer Gott! Schöpfer des Himmels und der Erde! Sieh herab auf dein neues Volk und gewähre ihm, o Herr, daß es dich, den wahren Gott, erkenne, wie ihn die Christen anbeten, und befestige in ihnen den wahren Glauben! Mir aber, o Gott, hilf wider den bösen Feind, so wie ich auf dich vertraue, mit deiner Hilfe seine Ränke zu nichte zu machen! — An diesem großen Tage feierte der Himmel und die Erde!“ So schließt Nestor seinen Bericht.

Auf den Trümmern der alten Götzenaltäre wurden neue Kirchen erbaut, auf dem Hügel, wo vordem das Götterbild Peruns stand, wurde die Kathedrale des heiligen Basilius errichtet.

So leicht, wie die alten Chronisten es berichten, wird nun wohl die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion in dem alten Rußland doch nicht vor sich gegangen sein. Man weiß ja aus der Geschichte der Religionen, wie schwer sich ein solcher Übertritt vollzieht, wie mächtig die Reaktion des alten Heidentums sich gegen die Annahme der neuen Lehre wehrt. Und, ob auch die Chroniken davon schweigen, wir wissen es doch aus anderen zuverlässigen Berichten, daß nur der Fürst und sein Gefolge, vielleicht auch die Stadt Kiew, damals zum Christentum übertraten, das übrige Rußland aber wohl noch lange

heidnisch blieb. Die ihren Göttern treu gebliebenen Russen flüchteten in die Wälder und in die Steppen und beteten dort ihren Perun weiter an. Auch die Stadt Nowgorod, die zweitgrößte Stadt des Reiches, wurde nur mit Gewalt zur Annahme des Christentums bewogen. Zwangsweise wurde das Volk zur Taufe getrieben, zwangsweise wurde das Volk zur Liebe geführt. Auch sind die Chronisten und Historiker schlechte Psychologen, welche uns von einer schnellen und plötzlichen Wandlung im Charakter des Wladimir zu berichten wissen: innerhalb dieser sehr kurzen Frist sollen alle seine früheren bösen Begierden und Gelüste erloschen sein; aus einem verächtlichen Wollüstling soll er urplötzlich ein treuer Ehegatte, aus einem blutdürstigen, grausamen Herrscher ein sanftmütiger Mensch, ein nachsichtiger Fürst, ein Vater seines Volkes geworden sein. An die Wahrheit dieser Zeugnisse kann doch wohl nur der glauben, der an eine ebenso plötzliche Erleuchtung durch die Gnade des Himmels selbst glaubt, und der Historiker, der für diese Wandlung kein anderes Motiv als das Beispiel des Apostels Paulus anführt, kann uns im Grunde genommen wenig Vertrauen einflößen. Ein historischer Kern läßt sich allerdings aus all diesen Überlieferungen und Fabeln der alten Chronisten herausschälen: es mag sicher wahr sein, daß Wladimir durch die neue Lehre besser und veredelt worden ist, auch mag die gebildete griechische Prinzessin einen läuternden Einfluß auf ihn ausgeübt haben, und ebenso dürfte wohl seine Umgebung, die meist aus griechischen Priestern bestand, ihn in neue Bahnen gelenkt haben. Tatsächlich ist Wladimir in den folgenden sechzehn Jahren seiner Regierung ein ganz anderer als in der ersten Periode seines Lebens; er wird in der Tat mild und sanftmütig, ja sogar sentimental und furchtsam. Als das Räuber-

unweſen in ſeinem Lande überhand zu nehmen droht, müſſen ihn erſt die Biſchöfe darauf aufmerkſam machen, daß er die Todesſtrafe an dieſen Räubern vollſtrecken ſolle. Auch ſonſt fügte er ſich gern dem Einfluß der Geiſtlichen in ſeiner inneren wie in ſeiner äußeren Politik. Mit ſeinen Nachbarn hält er, ſolange es geht, den Frieden aufrecht, und als er einmal (992) gegen die Petſchenegen ziehen muß, verlangt er, daß ein Zweikampf die Entſcheidung des Krieges geben ſoll. Auch der deutſche Erzbiſchof Brun aus Querfurt weiß von der Gottesfurcht und Milde Wladimirs dem Kaiſer Heinrich II. mancherlei Tröſtliches zu berichten.

So viel ſteht nun feſt, daß die Einführung des Chriſtentums in Rußland und die Erhebung desſelben zur Staatsreligion unzweifelhaft einen kulturbildenden und fördernden Einfluß auf das Land gehabt hat. Die Bibel kam zum erſtenmal nach Rußland, und mit ihr zog auch die Kunſt des Leſens und Schreibens ein, die unter den ſtammverwandten Bulgaren ſchon ſeit dem Tage der beiden Slawen-Apoſtel Cyrill und Methodius zu Hauſe war. Es wurden Schulen gegründet, und Wladimir zwang ſeine Untertanen, ihre Kinder in dieſe zu ſchicken. Allerdings weiß Neſtor zu berichten, daß die ruſſiſchen Mütter, deren Kinder in die Schule getrieben wurden, ſolche für tot beweinten, denn ſie hielten die Schrift für eine gefährliche Zauberei. Die beiden mächtigſten Hebel der Religion ſind Furcht und Liebe: die Furcht begründet, die Liebe erhält eine Religion. Nur pflegen die Apologeten derſelben beide Faktoren gern miteinander zu verwechſeln. Es iſt einfach töricht, ſich dem Wahn hinzugeben, daß das Chriſtentum in Rußland leicht und ohne jeden Zwang Eingang gefunden habe; einer ſolchen falſchen Vorſtellung darf ſich wohl ein mittelalterlicher Chroniſt, nimmermehr aber ein moderner

Historiker hingeben. Selbst die alten russischen Chronisten sind in dieser Hinsicht nicht ganz frei von Bedenken und Zweifeln; ja sogar der fromme Nestor macht verschiedene Andeutungen darüber, daß das russische Volk nicht ganz freiwillig zur Taufe gegangen sei. Der Osten und Nordwesten des Reiches blieben noch lange heidnisch, und während von der Kathedrale des heiligen Basilius zu Kiew die Glocke mächtig und herzbewegend allerlei Volk zur Auferstehung des Herrn rief, tönte gewiß über die weiten Steppen und durch die riesigen Wälder des alten Rußland die bange Klage und der lang verhallende Seufzer: Perun ist tot.

Am 15. Juli 1015 starb Wladimir im Alter von 56 Jahren. Man beerdigte ihn in der von ihm selbst erbauten Kirche, und zwei Jahrhunderte später verehrte man ihn bereits als Heiligen. Sein Kopf und seine Hand werden heute noch als Reliquien den frommen Pilgern zu Kiew gezeigt.

Das Urteil über Wladimir wird noch lange schwanken in der Geschichte und kaum jemals historisch fest sich gestalten können. Man gelangt zu einer Würdigung und zu einem klaren Bilde seiner Persönlichkeit höchstens auf psychologischem Wege, wenn man zwei Perioden in seinem Leben scharf voneinander trennt: die heidnische und die christliche Periode seiner Regierung. Es ist nun einmal nicht wegzuleugnen, daß diese beiden Perioden durch eine merkwürdige Wandlung, die sich in Wladimir vollzogen, abgeteilt werden. Auf welche Motoren diese Wandlung zurückzuführen ist, das wird jeder Historiker von seinem Standpunkt beurteilen: die einen werden es auf eine religiöse Erleuchtung, die andern vielleicht auf politische Einsicht und die dritten auf den Einfluß des Kulturlebens

zurückführen; jeder aber wird zugestehen müssen, daß die Bedeutung Wladimirs für Rußland eine große und ausschlaggebende gewesen ist; durch ihn wurde das Christentum zur Staatsreligion erhoben, und er hat dadurch das große Reich der Kultur erschlossen; durch große Kriegs- und Siegeszüge hat er in seinem Volke den Geist des Heldentums geweckt; er hat Städte gegründet und Rußland mit der Kulturwelt in eine Verbindung gesetzt, die in der Folgezeit nicht mehr auf die Dauer unterbrochen werden konnte.

Wenn die spätere Entwickelung des Reiches sich nicht günstig gestaltete, so lag dies an Verhältnissen, deren Wladimir selbst nicht Herr werden konnte. Bekanntlich teilte er schon bei Lebzeiten das große Reich unter seine zwölf Söhne. Man ist geneigt, in dieser Tatsache ebenfalls eine Ursache der raschen Verbreitung des Christentums im damaligen russischen Reiche zu finden, man muß aber auch sagen, daß diese Teilfürstentümer die spätere Entwickelung des Landes im wesentlichen ungünstig beeinflußten.

Es ist natürlich, daß ein Fürst und Großer, wie Wladimir, in der Heldensage seines Volkes zu wunderbarer Verklärung gelangen mußte. In den altrussischen Bylinen, welche das Volks-Epos ersetzten, steht der Kiewsche Sagenkreis obenan. Daneben ist die Chronik des Nestor selbst eine Art Epopöe in Prosa. Die Tafelrunde des Fürsten bildet hier wie dort den Gegenstand der Betrachtung. Wiederholt hat man diese Tafelrunde mit der des Artus oder Karls des Großen verglichen. Die Gastfreundschaft Wladimirs rühmt die Chronik sowohl wie die Heldensage. Von seinen Festen weiß Nestor Wunderbares zu erzählen: „Und es war da alles vollauf und in Überfülle an Fleisch

von Hausvieh und Wildbret. Und als man sich einst ein wenig berauscht hatte, fing man an, mit dem Fürsten zu murren und zu sagen: „Es ist doch nicht hübsch, daß wir mit hölzernen, statt mit silbernen Löffeln essen." Als dies Wladimir hörte, ließ er silberne Löffel machen, indem er sagte: „Mit Gold und Silber kann man sich keine Freunde erwerben, durch Freunde aber wohl Gold und Silber."

Die Heldensage aber hat ihrem Wladimir im ganzen nur wenige Züge des geschichtlichen Fürsten verliehen; nur dieser eine Zug seines Charakters, seine unerhörte Freigebigkeit, hatte sich so tief dem Volke eingeprägt, daß er alle anderen Charaktereigenschaften dieses Fürsten aus dessen Erinnerung verdrängte; weder von den Wohltaten seiner Regierung, noch von der Einführung des Christentums ist in den altrussischen Bylinen die Rede, nur wegen seiner Gastfreundschaft und Leutseligkeit wird er als die „rote Sonne" gepriesen. Auch ist es merkwürdig, daß er durchaus nicht die Hauptrolle in dieser Heldensage spielt. Er ersinnt nur für die Paladine seiner Tafelrunde immer neue Abenteuer; unter diesen aber steht Ilja von Murom obenan. Dieser ist der Lieblingsheld des russischen Liedes und Volkes; Wladimir aber kommt in dieser alten russischen Heldensage sogar oft ziemlich schlecht fort; das eine Mal wird er als ungerecht geschildert, das andere Mal als treulos und grausam, als gehässig und tölpelhaft, so daß seine Paladine selbst nur wenig Respekt vor ihm haben. In der Gestalt des Wladimir der Heldensage haben sich, wie schon ein russischer Literarhistoriker sehr richtig bemerkt, verschiedenartige Elemente vereinigt; ein Teil gehört dem normannischen Helden, ein Teil dem christlichen Fürsten an, und manches erinnert sogar an seine späteren Nachfolger. So wenig einheitlich ist diese Gestalt in der alt-

russischen Heldensage aufgefaßt und dargestellt. Erst viel später haben Lyrik und Tragödie dieses poetische Unrecht wieder gutzumachen gesucht, und das romantische Gedicht des russischen Poeten Heraskoff: „Wladimir" wird von Kennern zuweilen sogar den Epen Ossians und Tassos an die Seite gestellt. Es preist die große Tat Wladimirs und besingt die Geschichte der Entstehung des Christentums in Rußland.

Die Geschichte der Religion wickelt sich nicht immer mit der Liebe ab, die von ihren Aposteln überall als der Grundstock jeder Religion bezeichnet wird. Blutströme und Tränenbäche sind gar oft die einzigen Quellen, aus denen eben diese Religion ihren Ursprung herleitet. Nach dieser Richtung hin gewährt die Geschichte der Entstehung des Christentums in Rußland und seine Erhebung zur Staatsreligion im großen Zarenreiche in Wahrheit doch einen seltenen Lichtblick in dieser an Lichtblicken eben nicht sehr reichen Geschichte.

III.

Der ruſſiſche Parnaß.

So weit wie der Weg von Niſchni nach Kertſch, ſo weit iſt auch der Weg von der altruſſiſchen Kultur zu der modernruſſiſchen Dichtung. Und doch kann man die eine nicht verſtehen, ohne die andere erkannt zu haben. Gerade die Entſtehung des Ruſſentums, ſeine alte religiöſe Eigenart, ſeine Lage und die Bedingungen ſeiner Exiſtenz muß man kennen, um die Bewegungen zu verſtehen, aus denen die ſlawiſche Renaiſſance an ſich und die neue Blüte jeder der ſlawiſchen Literaturen mit ihr hervorgegangen. Von all dieſen geiſtigen Strömungen iſt nur wenig im „faulen Weſten“ bekannt, oder es herrſchen darüber vielfach falſche Vorſtellungen. Zwar die ruſſiſche Belletriſtik iſt uns in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden. Sie hat ſich in Deutſchland heute guten Anſehens zu erfreuen, ja ſie wird ſogar hie und da etwas überſchätzt. Von ruſſiſcher Poeſie wiſſen wir dagegen wenig mehr als die beiden Namen Puſchkin und Lermontoff, die tüchtige Überſetzer bei uns eingeführt haben, aufzuzählen.

Wagen wir es nun, einen Spaziergang durch die Steppen ruſſiſcher Lyrik zu machen, ſo wird auch für uns die Ausbeute eine, wie ich glaube, lohnende ſein. Das

Vorurteil, das man im allgemeinen gegen die russische Dichtung an sich zu hegen geneigt ist, dürfte dabei in nichts aufgehen. Denn selbst unter dem Druck der russischen Knute entfaltet sich die Blume der Lyrik, zunächst allerdings nur ein künstlich aufgezogenes Topfgewächs, aus dem „faulen Westen" eingeführt, dann aber als natürliche Pflanze, auf heimischer Erde erwachsen und von russischer Sonne großgezogen. Die Steppe ist ihre eigentliche Heimat, das Leben und Lieben des Volkes ihr trotz unzähliger Variationen unerschöpfliches Thema. Sie hat etwas von jenem Riesen der griechischen Sage an sich, der nur durch die Berührung mit der Muttererde groß und stark wird. Und so teilt sie im großen und ganzen das Geschick der russischen Belletristik, welche uns eigentlich auch nur da wahrhaft zu fesseln vermag, wo sie echt heimische Sitten und russische Volkstypen vorführt.

Die Anfänge der neueren Poesie.

Zu dieser Erkenntnis gelangte man in dem Rußland Peters des Großen aber erst sehr spät. Bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts, bis auf Puschkin, ist die russische Literatur nach allen Richtungen des geistigen Schaffens nichts als eine exotische Pflanze. Französische und deutsche Vorbilder sind ihr maßgebend: Voltaire und Lessing, Rousseau und Günther, Lafontaine und Hagedorn, später freilich auch Schiller und Byron. Erst mit Puschkin findet die nationale Tradition Eingang in den Irrgarten russischer Lyrik, um diesen alsbald gänzlich für sich in Besitz zu nehmen. Aber man muß doch schon um der Vergleichung willen auch die Vorgänger Puschkins kennen lernen. Unter diesen nimmt als Dichter wie als Gelehrter M. W. Lomonossoff den vordersten Rang ein. Er ist

der Reformator der Sprache und der Schöpfer der Metrik; ſeine Gedichte unterſcheiden ſich aber in Form und Inhalt nur wenig von den deutſchen Dichtungen des achtzehnten Jahrhunderts, die er in jungen Jahren kennen gelernt hatte. Warum man ihn „den erſten ruſſiſchen Naturaliſten“ in der Wiſſenſchaft nennt, iſt mir nicht recht klar geworden. Seine Ode auf die Herrlichkeit Gottes atmet ganz den Gedankengang der Oden des unglücklichen Günther, welcher Lomonoſſoffs Vorbild war. Aber ſchon der zweite Dichter des ruſſiſchen Parnaſſes, Gawriil Romanowitſch Derſhawin, der poetiſche Chroniſt des goldenen Zeitalters der Kaiſerin Katharina II., hat etwas vom nationalruſſiſchen Geiſte an ſich. Seine Oden ſind zwar ganz in franzöſiſcher Manier gehalten, aber es lebt doch in ſeinen Gedichten ſchon die Zuverſicht des Moskowitertums. Ja, in einem derſelben ſpricht er dieſe Hoffnung mit ſo volltönenden Worten aus, wie ſie etwa nur ein moderner Panſlawiſt gebrauchen würde: „O Rußland, wage nur einen Schritt vorwärts und die ganze Welt iſt dein!“ Mehr kann auch der heißblütigſte Ruſſe von heute nicht ſagen und fordern. Derſhawin war der Hofdichter der Kaiſerin, die er unter dem Namen „Feliza“ verherrlichte, die ihm dafür eine goldene Doſe und fünfhundert Dukaten ſchenkte, während ſie ihn heimlich mit ihren Hofdamen und Kavalieren auslachte. So hat das „goldene Zeitalter“ unter Katharina II. für die Erweckung nationalen Geiſtes in der Poeſie höchſtens die Keime gelegt. Aber auch noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zeigt ſich die Abhängigkeit von den franzöſiſchen Vorbildern als das weſentliche Moment der ruſſiſchen Lyrik. Selbſt Nicolai Karamſin, der berühmte Hiſtoriker, deſſen Namen die ganze Literaturperiode trägt, und der den Sentimentalismus in die ruſſiſche

Dichtung eingeführt hat, ist in seinem Dichten, wie in seinen wissenschaftlichen Arbeiten von den Franzosen und Deutschen abhängig, die man damals in Petersburg vielleicht genauer kannte als heutzutage. Ebenso die Poeten seiner Schule, Wassilij Puschkin, der zuerst als „Slawophile" auftritt, und Alexei Mersljakow, der in der Theorie ein strenger Verfechter klassischer Traditionen war, während er in seinen Dichtungen sich dem Volksgeist bereits näherte und manches Lied schuf, das im russischen Volke noch heute sangbar und beliebt ist. Mit Iwan Kolzow, der ganz unter dem Einfluß Byrons stand, Konstantin Batzuschkow, dessen Nachdichtungen fremder Originale bedeutender sind als alle seine eigenen Dichtungen, und Wassilij Schukowsky treten wir in die Periode der Romantik ein, in der sich eine größere Abhängigkeit vom deutschen Geiste bemerkbar macht. Schukowsky selbst war mit Goethe befreundet und übersetzte Schiller und Bürger, namentlich deren Balladen, mit Vorliebe und Geschmack. Zu seinen Partisanen gehörten auch Denis Dawydow und der Fürst Pjotr Wjäsemsky, der mehr als Kritiker und Literarhistoriker hervorragt, und Nikolai Zyganow, der mehr im Volke als in der Literatur lebt und dessen Lied „Der rote Sarafan" noch heute ein gern gesungenes, wahrhaft populäres Volkslied der russischen Gesellschaft ist, ferner Anton Delwig, ein sentimentaler Gefühlspoet, dessen Hauptverdienst eigentlich nur darin besteht, der Schulgenosse eines kommenden großen Dichters gewesen zu sein. Dieser Dichter aber war Alexander Puschkin.

Man kann wohl sagen, daß mit diesem poetischen Genius die nationalrussische Poesie zuerst erwacht ist. Bis dahin war sie bloß eine „schönrednerische Exposition herrlicher Gefühle und erhabener Gedanken, die nicht ihre Seele aus-

machten, sondern die ihr nur dienten wie ein bequemes Mittel für einen guten Zweck, wie Schminke und Schönpflästerchen für das fahle Gesicht der alternden Dame Wahrheit." Puschkin war der erste russische Dichter, der die Poesie der Poesie entdeckte und verkündete, der erste auch, der die fremde Romantik mit dem russischen Geiste zu vermählen strebte. Sein Ideal ist Byron — aber in der Tat, der Weltschmerz, die Ironie, die Zerrissenheit des englischen Dichters konnten nirgends einen günstigeren Boden finden als in dem Rußland des Zaren Nikolaus. Erst als Puschkin die wilde Romantik des Kaukasus und der Krim kennen lernte, erst als er mit dem armen und verachteten Volke in Berührung kam und aus dessen Munde die latente Poesie der russischen Nationalsage vernahm, erst da erwachte in ihm der Sänger der Heimat. Ohne Zweifel, Puschkin wäre ein echter Sänger seines Volkes geworden und hätte sich von Byron wie von Goethe emanzipiert, wenn nicht eine tückische Kugel sein Leben in jungen Jahren (1799 bis 1837) zerstört hätte. So ist seine poetische Weltanschauung nicht aus dem Kreise Byrons herausgekommen. Der Held seines Hauptwerkes „Eugen Onegin" ist nichts als ein russischer Don Juan, das Werk selbst ist aber voll poetischer Kraft und wahrhaft tragischer Weltanschauung.

Zum Glück für Rußland erstand aber der Genius der Poesie gerade in dem Dichter wieder, der diesen Bannfluch in trüber Stunde ausgesprochen, in Michael Lermontoff, dem ebenbürtigen Zeit- und Dichtergenossen Puschkins. Auch seinem Leidgenossen: denn auch Lermontoff fiel, kaum dreißig Jahre alt, im Duell; seine ganze dichterische Wirksamkeit dauerte etwa vier Jahre! In diesen vier Jahren hat er aber eine Anzahl poetischer Erzählungen und lyrischer Gedichte geschaffen, die zu dem Reichsten und

Höchsten gehören, was die russische Poesie aufzuweisen hat. Allerdings steht auch Lermontoff ganz unter dem Zauberbanne Byrons; aber er weiß doch den Geist der Heimat in sein Lied zu verweben und — vor allem — er ist nicht so blasiert, daß er nicht für das Weh und das Elend seines Volkes ein tiefsinniges Empfinden hätte. Darin steht er über Puschkin, den er wohl auch an dichterischer Kraft und Tiefe überragt. Er repräsentiert somit eine Art von oppositioneller Romantik, die sich gegen den wilden Absolutismus des Zarentums richtete, gegen die Fremdenherrschaft und gegen die verkommene Gesellschaft. Er ist immer subjektiv, aber auch wahr und treu seinem Ideal. Es ist nur gerecht, wenn man von seiner Dichtung sagt, daß sie „das freieste, selbständigste und männlichste Wort" war, welches Rußland bis dahin gesprochen hatte, daß in ihr „das rastlose Ringen eines freien, einsamen und vornehmen Geistes gegen den nivellierenden Druck einer unerbittlichen Autokratie" zum tiefsten Ausdruck gelangte.

Schon in den ersten, der Liebe und dem Vaterlande geweihten Gedichten, erkennt man das Aufbäumen eines freien Geistes gegen das Joch der Gewalt, die in wunderbarer und wildromantischer Natur großgewordene Dichterkraft, das heiße, für sein Ideal der Freiheit und der Liebe tief erglühende Poetenherz. Noch schärfer und noch plastischer tritt alles in seinen größeren poetischen Erzählungen und in seinem berühmten Roman: „Ein Held unserer Tage" hervor. Lermontoff hat etwas von einem Propheten des alten Bundes an sich, der kühn in das Volk hinein sein erhabenes Mahnwort schleudert, unbekümmert um die Folgen, die sein Tun nach sich ziehen könnte. Kummervoll blickt er auf seine Zeit und sein Geschlecht, das sich tatenlos und geduldig unter das Joch der Tyrannei beugt.

Die Romantik, der Puschkin, seine Genossen und Nachfolger huldigten, entfernte sich aber immer mehr von dem Boden der Heimat. Und so hatte der Fürst Wjäsemski wohl recht, wenn er damals erklärte: „Das russische Volk erwartet erst eine Literatur. Bis dahin war die Literatur alles, was sie sein wollte: sie war französisch, deutsch, klassisch, romantisch, aber nie russisch. Die Verse Lomonossoffs, die Lyrik Derschawins, endlich Puschkins so wunderbar mannigfaltige und dem Volkscharakter sich nähernde Werke, kurz die gesamte bisherige russische Literatur kann der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Vaterland beschuldigt werden, denn sie stellt durchaus nicht das Leben des Volkes dar. Sie ist nur der Widerhall der sogenannten zivilisierten oder europäischen allgemeinen Salongesellschaft. Die echtrussische Gesellschaft hat den Mund noch nicht aufgetan."

Freilich, als der einsichtige Kritiker diese Worte schrieb, hatte auch die echtrussische Poesie schon den Mund aufgetan. Die Zeitgenossen hörten nur nicht auf ihre Stimme. Denn zu derselben Zeit lebte in Woronesch der arme Alexei Kolzoff, den man jetzt mit Recht den bedeutendsten Volksdichter Rußlands nennt, als Gehilfe seines Vaters, eines Viehhändlers, und dichtete, hinter dem Pfluge einhergehend, seine wahrhaft unvergänglich schönen Lieder. In der Steppe entstanden, atmen sie auch den Hauch der Steppe aus; es sind Lieder voll innigsten Naturempfindens, voll hinreißender Wahrheit und Innigkeit, von einer seltenen Frische und Einfachheit, die ihren Ursprung unmittelbar aus dem Quell des Lebens deutlich verrät, Lieder, die in seinem Vaterlande allgemein gesungen wurden, ohne daß man den Sänger selbst auch nur dem Namen nach kannte.

Vielleicht ist nie ein Vergleich so passend gewesen, wie

der zwischen Kolzoff und Robert Burns. Denn auch seine Gedichte spiegeln wie die des Bauersmanns von Ayrshire nur seine Freuden und Leiden, seine Hoffnungen und Enttäuschungen, seine Anhänglichkeit an die Heimaterde, seine Träume in der Natur und den tiefen Schmerz seines Lebens wieder. Auch der Kreis, den die Poesie Kolzoffs umschreibt, ist nur ein kleiner: Glaube, Liebe und Arbeit füllen ihn mehr als reichlich aus. Seine religiöse Weltanschauung ist eine inniggläubige; in den Schauern der ihn umgebenden Natur ist ihm sein Gott nahegetreten und teuer geworden. Das Beste und Schönste aber widmet er der Arbeit, der Arbeit des Volkes. Diese Lieder sind wahre Perlen der Volkspoesie; sie sind auch von der Romantik der Steppe und von einem Gefühl inniger Liebe durchglüht, die tiefe Naturwahrheit atmet. Der Schmerz einer solchen Naturliebe ergreift uns aber um so tiefer, als jede Rührseligkeit, jede kokette Selbstbespiegelung absolut ausgeschlossen ist, wir vielmehr aufs deutlichste empfinden, daß die Tränen, die hier vergossen werden, unmittelbar aus dem Herzen des Dichters strömen.

Auch Kolzoff starb jung, kaum dreißig Jahre alt, und im Elend . . . . .

Die Volkslyrik Kolzoffs hätte aber, auch wenn sie schon zur Zeit ihres Entstehens unter die russische Dichterzunft gedrungen wäre, der Romantik und der Nachahmung Puschkins wie Byrons gegenüber sich unmöglich behaupten können. So steht sie in ihrer Zeit und noch lange darüber hinaus völlig vereinzelt da. Die Zeitgenossen und Nachfolger Puschkins, wie Jewgenij Baratynsky, Nikolai Jasykow, Fjedor Tjutscheff — in München ein intimer Freund Heinrich Heines — Alexei Gomjakow, der schon zu den eifrigsten Vertretern der slawophilen

Partei gehört, Dimitrij Wanawitinow, Alexander Poleschajew, der begabteste Nachfrevler Byrons in jener Periode, Wladimir Benediktow, Nestor Kukolnjnik, dessen Bedeutung eigentlich im Drama liegt, Wassilij Krassow, Nikolai Ogarew und Eduard Huber, der Übersetzer des „Faust", sie alle und noch manche mit ihnen schlagen die breitgetretene Straße des Weltschmerzes und der Zerrissenheit ein, die Byron ihnen gezeigt und Puschkin geebnet hat. Es schien in der Tat, als sollte der Fluch, den ein dichterischer Zeitgenosse seiner Generation zugedonnert hatte, in Erfüllung gehen:

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missetat nicht rächen,
Auf unser Fleh'n in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
Zum zweitenmal send' ich euch keinen wieder.

Ein wahrhaft tragisches Geschick lastet auf der russischen Poesie, seit sie zuerst den Parnaß erklommen. „Die Geschichte unserer Literatur", sagt Alexander Herzen, „ist ein Verzeichnis von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen." Rylejeff wurde auf Nikolaus' Befehl gehenkt. Puschkin wurde in einem Alter von achtunddreißig Jahren im Duell getötet. Gribojedoff ist in Teheran ermordet worden. Lermontoff fiel, dreißig Jahre alt, in einem Duell im Kaukasus. Wanawitinow ging mit fünfundzwanzig Jahren an der Gesellschaft zu grunde. Kolzoff wurde von seinen nächsten Verwandten zu Tode geärgert und starb mit dreiunddreißig Jahren. Poleschajew starb in Sibirien, Krassow endete in tiefster Armut und Bajuschkow im Irrsinn. Bestjuschew erlag noch ganz jung in der Verbannung den Anstrengungen der sibirischen Zwangsarbeit. Und so könnte man das Register von Hunger und

Elend, von Verbannung und Tod bis ins Unendliche fortsetzen. In der Tat, man muß unter solchen Umständen den hohen Mut bewundern, der dazu gehörte, in dem Rußland der nikolaitischen Zeit ein freies Wort zu wagen. Und die innigste Sympathie begleitet das Andenken jener edlen Märtyrer des ringenden Gedankens, die in trüber, niedergedrückter Zeit ihre Volksgenossen durch Wort und Lied getröstet und über das Elend des Tages erhoben haben, indem sie ihren Geist aus der trostlosen Gegenwart in eine lichte Zukunft lenkten, in der auch Rußland sich erheben und dem Hauch der Freiheit erschließen würde.

Es bedurfte eines kritischen Gewitters, um die mit Romantik geschwängerte Luft des russischen Parnasses in den dreißiger Jahren zu reinigen. Zum Glück ließ dieses Gewitter nicht lange auf sich warten. Gerade in der Epoche, da die deutsche Philosophie in die Hörsäle der russischen Universitäten ihren Einzug hielt und die slawophile Partei auf der andern Seite ihre Stellung gegenüber der „westeuropäischen Zivilisation" präzisierte, erstand der russischen Literatur in W. Belinskij ein Pfadfinder und Wegweiser von der kritischen Bedeutung Lessings für unsre Nation. Er erkannte das Volkstum der Russen als einen der Hauptfaktoren des geistigen Lebens an, aber die panslawistische Idee war ihm zuwider. Die Schule, die sich an seine Theorien anlehnte, sah in der Kunst keinen Selbstzweck, sondern einen Hebel für Lösung der großen Lebensfragen. Es war also der Realismus, der, sich auf diesen Kritiker stützend, seinen Einzug in Rußland hielt.

Man weiß, welche Bedeutung diese Schule der Gogol, Turgenjeff, Ostrowski, Tolstoi, Pisemski, Dobroljuboff u. a. für die russische Romanliteratur hatte und wie sie die Brücke bildete, die von der Generation der Romantik zu

der des Naturalismus der modernen Strömung hinüberführt. Auch die Lyrik ging bei dieſem friſchen Streben nicht ganz leer aus. Überſchaut man aber die zurückgelegte Wegſtrecke von faſt fünfzig Jahren, ſo muß man freilich doch ſagen, daß die Periode der Klaſſizität und der Romantik für die Poeſie im allgemeinen weit günſtiger ſich erwieſen hat als eben dieſe neue Strömung. Allerdings werden Genies geboren und nicht durch eine Schule großgezogen; auch die Romantik hätte einen Puſchkin oder Lermontoff nicht hervorbringen können. Gleichwohl kann der Eindruck, daß mit dem realiſtiſchen Hauch, der über die ruſſiſche Literatur dahinweht, die Poeſie zurückgedrängt worden ſei, nicht weggeleugnet werden. Und doch hätten die tiefere wiſſenſchaftliche Erkenntnis des Volksgeiſtes, die neue Ära des politiſchen Lebens, ja ſelbſt das ſich regende Slawophilentum befruchtend auf die lyriſche Dichtung wirken müſſen. Dies iſt aber nicht der Fall; die Lyrik bleibt weit hinter dem Roman, der Satire, ja ſelbſt dem Drama zurück, die zugleich mit den politiſchen Strömungen vom gemäßigten Liberalismus bis zum wilden Nihilismus ſich fortentwickeln.

Der allgemeine Charakter der neuen ruſſiſchen Poeſie, wenn von einem ſolchen überhaupt geſprochen werden darf, ſetzt ſich, nach dem Urteil A. v. Reinholds, hauptſächlich aus den folgenden vier Strömungen zuſammen, die ſich teilweiſe ablöſen, teils auch nebeneinander herlaufen: Die einen Dichter dienen dem Kultus des Schönen, der reinen Kunſt oder der entſchwundenen Größe des Vaterlandes, die anderen huldigen den nationalen und Stammesideen der Gegenwart, die dritten ſchlagen einen Ton bürgerlicher Tendenz an, indem ſie mehr oder minder ergreifend die Miſere des Volkes und der Geſellſchaft zum Ausdruck

bringen, die vierten endlich geben sich einfach einer reflektierenden Ideenpoesie ohne bestimmte Tendenz hin, die ja zu allen Zeiten und in allen Ländern ihre dienstwilligen Vertreter findet.

Das reine Kunstideal vertritt A. Maikow, einer der größten russischen Dichter der neuen Zeit, der sich dem Pantheismus Goethes und einer beschaulichen Reflexion ergibt, dessen Formvirtuosität etwas von antiker Grazie hat, dessen poetisches Empfinden aber jenen Gluthauch vermissen läßt, den alle wahre Poesie, so sie aus einem echten Dichterherzen strömt, mit zwingender Gewalt auch jeden Hörer verspüren läßt.

Neben diesem Dichter sind noch Jakow Polonskij, der Freund Turgenjeffs und Herausgeber seiner Briefe, Afanasij Feth, Graf Alexei Tolstoi, Lew Mey, ein literarischer Zigeuner, aber mit poetischer Kraft begabt, Alexei Apuchtin, von dem noch die Rede sein soll, als Vertreter dieser nachklassischen Richtung hervorzuheben.

Die slawophile Dichtung hat etwas von der politischen Lyrik Deutschlands: den warmen, patriotischen Ton, die sittliche Energie, das jugendliche Ungestüm. Schon in der vorigen Periode hatte sie in einigen Ausläufern der Romantik mutige Vertreter, die selbst die Furcht vor Sibirien nicht abzuhalten vermochte, ihrem Volke und dem absoluten Zarentum herbe Wahrheiten in poetischem Gewande zu künden. In der neuen Ära, während des Krimkrieges und später, wuchs diese Partei. Sie hatte den berühmten Panslawistenhäuptling Iwan Aksakow in ihrer Mitte, dessen Dichtungen edler Schwung und Gedankenreichtum nachgerühmt wird. Seine Lieder haben ein tief pessimistisches Gepräge; sie predigen den Untergang der alten und verkünden die Hoffnung auf eine neue Weltordnung. . . .

Die Erde heiſcht ein neues Leben;
Verſchmachtend im Vergnügungsſtreben
Iſt ihr dies Treiben längſt vergällt;
Sie welkt und dorrt in Qualengluten . . .
Wann ſtrömen der Erlöſung Fluten
Erfriſchend auf die greiſe Welt?

In Verbindung mit dieſer Richtung ſteht eine wiederum zu ihrer Zeit vereinzelte Erſcheinung, die man als Nachfolger Kolzoffs bezeichnen könnte: Iwan Nikitin, ebenfalls aus Woroneſch. Er war Beſitzer einer Herberge für Fuhrleute und ſtarb nach vielfachen ſeeliſchen Leiden im fünfunddreißigſten Lebensjahr. Er beſingt das große Zarenreich, die teure Steppe im Frühling, die Nacht im Bauernhauſe und alle ähnlichen Stoffe in einem wahrhaft naiven und das Herz des Volkes ergreifenden Ton; er iſt weniger originell, aber nicht weniger empfindungsreich und gemütstief als ſein Vorgänger Kolzoff. Und es iſt vielleicht nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß dieſe Volksdichter, ohne eine beſtimmt ausgeprägte Tendenz zu verfolgen, dasſelbe gewollt, was auf anderen Gebieten Gogol, Turgenjeff und Tolſtoi verſucht haben.

Von beſonderem Intereſſe wird es natürlich für den deutſchen Leſer ſein, zu erfahren, daß auch Iwan Turgenjeff, den wir bisher nur als Proſaſchriftſteller geſchätzt haben, ehedem ein lyriſcher Dichter war. Die ruſſiſchen Kritiker zählen ihn allerdings zu den Reflexionspoeten; indes ſcheint es doch, als ob die peſſimiſtiſche Weltanſchauung, die ſeine Romane und Novellen durchzieht, auch ſeine Lyrik gefärbt habe. Mindeſtens kann man ohne weiteres einzelne ſeiner Balladen — im Gegenſatz zu ſeinen bekannten „Gedichten in Proſa“ — Romane in Verſen nennen.

Sie haben ganz den Geiſt und die beſtimmte Klarheit

der Naturschilderung, die uns in den Prosadichtungen Turgenjeffs so oft entzückt haben. Es hat alles Duft und Farbe, Leben und Kraft: der Frühlingsabend wie die Mondnacht, der verwitterte Kirchturm wie der Saatenkranz der Felder und wie die grenzenlose Steppe, die in der gesamten russischen Poesie die einzige, aber auch die beste Perspektive abgibt. Durch diesen natürlichen Hintergrund hat sie auch eine gewisse Farbe und etwas Elementar-Gewaltiges erhalten.

Die russische Lyrik ist im wesentlichen eine Dichtung der Männer. Und es ist in Wahrheit charakteristisch für diese, daß seit einem Jahrhundert nicht mehr als zwei Frauen in ihr sich hervorgetan haben. Ja, daß auch diese beiden Frauen, Julia Schadowskaja und Nadjeschda Chwostschinskaja denselben männlich-kräftigen Ton anschlagen wie ihre Sangesbrüder in Apollos Lorbeerhain und von demselben Pessimismus erfüllt sind wie jene.

Ihre Blüte erreicht diese pessimistische Gedankenlyrik, aber auch ihren Höhepunkt, in den Dichtungen des Nikolai Nekrassoff, der unstreitig der hervorragendste Poet dieser Epoche ist. Man darf Nekrassoff nur mit den Vertretern des realistischen Romans, mit Tolstoi, Dostojewski u. a. vergleichen, über die er zum Teil noch hinausgeht.

Er fängt mit dem Realismus an, um im Nihilismus zu enden. Er fällt schließlich jener trostlosen Verbitterung anheim, die ihren Gipfel in seiner Erklärung gefunden: „Ein Stück Käse ist mir mehr wert als der ganze Puschkin.“ Es ist psychologisch interessant und für das moderne Russentum charakteristisch, den Entwickelungsgang dieses eigenartigen Talents, das einst zu großen Hoffnungen berechtigte, zu verfolgen. Als der „Dichter der bürgerlichen Muse“, den Pfeil der Tendenz im Gewande, trat Nekrassoff zuerst

auf; er war damals in der Tat der vornehmste Träger der Zeitidee, die die reformbedürftige russische Gesellschaft repräsentierte. Erst später wurde seine Muse „racheschreiend", nachdem von den Idealen und Hoffnungen, die die junge Generation geträumt, so gut wie nichts in Erfüllung gegangen war, als die Gewalt an Stelle der Geduld, die furchtbare Selbsthilfe an Stelle der Staatshilfe trat. Das trostlose Bekenntnis über den Inhalt seiner Lieder ist für Nekrassoff charakteristisch:

Ihr Lieder mein! Lebendig Zeugnis tragt ihr
Des Tränenwehs ringsher;
Geboren aus der Seele Gluten, klagt ihr
In Stürmen, bang und schwer,
Und an die starren Menschenherzen schlagt ihr
Wie ans Gefels das Meer!

So wurde Nekrassoff allmählich der Sänger des Volkswehs, des Proletarierelends; seine Muse nennt sich selbst das Sprachrohr für die „Abgründe finsterer Gewalt, schwerer Arbeit und des Hungers". Die Form und die Schönheit war ihm Nebensache, oder auch gar nichts. Nur die Liebe zum Volk, dem geknechteten und geächteten, sowie die Liebe zur Heimat sind die einzigen Lichtpunkte in seinem poetischen Gewebe voll Haß und Groll, von Leid und Klage, von Unmut und Zerrissenheit. Ein trauriges Vermächtnis läßt der Dichter zurück, da er aus dem Jammertal dieser Erde scheidet: das Vermächtnis ungestillten Wehs, ungelöster Erwartungen, unbefriedigten Lebens. Er selbst erkennt im scheidenden Strahl der Erdensonne, daß er seine Mission nicht erfüllt habe . . .

Eine eigentliche Schule hat Nekrassoff in der Poesie nicht gemacht, wie viele Tausende auch mit ihm im weiten Zarenreiche das große Nichts anbeten, von dem sie alle hoffen, daß es dermaleinst sie mitsamt der Heimat ver-

ſchlingen werde. Nekraſſoff war der Dolmetſch der nationalen Empfindungen ſeines Volkes wie kein zweiter moderner Dichter. Wenn er trotzdem keine Schule gebildet, ſondern höchſtens einige Nachahmer gefunden hat, ſo muß der Grund davon wohl in gewiſſen politiſchen Bedingungen liegen, die in der Peter-Paulsfeſtung zu Petersburg ihren Anfang und in den Bergwerken Sibiriens ihr Ende zu nehmen pflegen. Nur Alexei Pleſtſchejew kann allenfalls als ein Mitſtrebender Nekraſſoffs genannt werden. Auch er hat die Bitterniſſe des ſibiriſchen Exils gekoſtet, und das hat ſeiner Muſe den Stempel einer unheilbaren Melancholie verliehen. Aber es fehlt ihm die Kraft ſeines hohen Genoſſen.

Von einer wirklich politiſchen Lyrik konnte und kann natürlich in Rußland nicht die Rede ſein. Man iſt hier ſchon beinahe politiſch, klagt ein Kritiker der ruſſiſchen Poeſie, wenn man nicht die Herzallerliebſte, die Nachtigall und Sonne, Mond und Sterne anſingt. Um ſo mehr muß man aber den Mut jener Männer bewundern, die auch unter dieſen zwingenden Verhältniſſen noch ein freies Wort im Liede wie im Leben wagten. So ſind nach dieſer Richtung noch der Autodidakt Iwan Sſurow, der mit Holz, Kohlen und Lumpen handelte, dabei aber ſchöne, tiefempfundene, volkstümliche Lieder geſungen hat, S. Kunojeff, Pjotr Weinberg, der Überſetzer Heines, u. m. a. zu nennen, die mit Erfolg den poetiſchen Kampf gegen Lüge und Finſternis, gegen Vorurteil und Bedrückung aufzunehmen wagten und eine politiſche Lyrik vorbereiteten, die allerdings noch ziemlich lange auf ſich warten laſſen dürfte.

Denn auch die neueſte Dichterſchule, die vierte der im Eingang erwähnten poetiſchen Richtungen des ruſſiſchen Parnaſſes der Gegenwart, hat nur den finſtern, weltverachtenden Peſſimismus mit ihren Vorgängerinnen gemein,

jenen Peſſimismus, der die einzige Zuflucht aller freien Geiſter in ſo trüben Verhältniſſen iſt, den ſie aber ſo auf die Spitze getrieben hat, daß er nichts mehr mit der wahren Poeſie, die doch am Ende auch ein verſöhnendes Element enthalten ſoll, gemein haben kann. Etwas „Klagendes, krankhaft Erregtes, Nervöſes klingt durch ſämtliche neueſte Poeſien ruſſiſcher Dichter, deren Leier in der Regel mehrere geſprungene Saiten aufweiſt.“ Es fehlt ihnen jener Idealismus, den die ältern Poeten doch bei all ihrer peſſimiſtiſchen Weltanſicht nie verleugnet haben, jene rührende Ergebung in das Unvermeidliche, jene ſinnende Melancholie, die dem Dichter ſo gut ſteht und ſeinem leidensvollen Antlitz einen Zug der Verſöhnung gibt. Eine reiche poetiſche Begabung läßt ſich den meiſten dieſer modernen Poeten nicht abſprechen, aber einen erfreulichen Eindruck vermag das Konzert ihrer Lieder doch nicht hervorzubringen. Als die begabteſten werden Arſenij Goleniſchtſchew-Kutuſoff, Sergei Andrejewskij, Jeronym Jaſſinskij genannt. Ihnen ſchließt ſich das Trifolium: Nikolaj Minskij, Sſemjon Frug und Sjemjon Nadſon an, mit denen auch der geknechtetſte Volksſtamm in Rußland, der ruſſiſche Jude, ſeinen Anteil an der Poeſie der Heimat, die ihm ſelbſt ihre geringen Heimatsrechte noch ſo hartnäckig vorenthält, bekundet hat. Alle drei ſind peſſimiſtiſch, originell, alle drei haben aber auch etwas von dem poetiſchen Naturell ihres Namens, von der Rhetorik des prophetiſch-pſalmiſtiſchen Elements, das in der Bibel ſo unvergängliche Denkmale poetiſcher Empfängnis geſchaffen hat.

Der talentvollſte von ihnen iſt unſtreitig Nadſon. Wenn man den Peſſimismus und auch den Patriotismus kennen lernen will, der dieſen Dichter beſeelt, muß man eines ſeiner Gedichte leſen. Sie ſind förmlich das Programm

der ruſſiſchen Jugend in ihrem Verzweiflungskampf und in ihrer Entſagungsqual . . . .

Nein, Muſe, lock' mich nicht mit holderem Geſchicke!
Verheiße nicht den Kranz mir in der Zukunft Nacht!
Mein Urteil iſt gefällt, ſchon ſpäh'n des Todes Blicke
Nach mir allorts, allzeit, von Beutegier entfacht . . .
Zu dornig war die Bahn . . . Der müde Pilger muß,
Von ſeiner Laſt erdrückt, auf halbem Wege ſchwanken,
Und ſinkt ins frühe Grab nach des Geſchicks Beſchluß . . .
Doch lebt' ich noch ſo gern! . . O könnt' ich dir nur leben,
Mein teures Heimatland! Den letzten Tropfen Blut
Gäb' ich für dich! Ein Ziel nur hätte all mein Streben —
Daß jedes Herz dir ſchlägt in gleicher Liebesglut!
Wie ſäng' ich deinen Ruhm zu deiner Feinde Schrecken!
Dein Wachthund wollt' ich ſein in Demut treu allzeit!
Dein Lebenshauch würd' mich zu neuem Sein erwecken,
Durchglüht von deiner Scham, teilt' ich dein tiefſtes Leid! . . .
Allein zu ſpät, zu ſpät! . . . Mit des Gewitters Schnelle
Stürmt auf mich ein der Tod . . . In Nacht erſtirbt der Tag . . .
In Irrwahn kocht das Blut, erliſcht des Geiſtes Helle . . .
So triff denn, triff mein Haupt, du grauſer, letzter Schlag!

Es iſt traurig, daß unſere Wanderung durch den ruſſiſchen Parnaß mit einer ſo grellen Diſſonanz abſchließt. Hier iſt die Poeſie wirklich ein Spiegel der Zeit und des Lebens, und wer hier eintritt, hat alles Hoffen längſt begraben.

Und doch kann eine Rückſchau über die Entwickelung der ruſſiſchen Poeſie innerhalb eines Jahrhunderts nicht ohne einen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft abſchließen. Ein reicher Quell der Poeſie iſt auf ruſſiſcher Erde vergraben; es gilt ihn zu heben und in ein künſtleriſches Bett zu lenken. Das iſt die Aufgabe einer beſſeren Zukunft, die den ſchönſeligen Idealismus der Vergangenheit, der die Wahrheit nicht kannte, und den troſtloſen Peſſimismus der Gegenwart, der die Schönheit verbannte, gleich-

mäßig überwinden und zu dem Urquell aller Dichtung: der Verklärung des Menſchenlebens, ſich wenden wird. Die Ruſſalka, die Muſe des ruſſiſchen Parnaſſes, hat noch flammende Küſſe ohne Zahl zu verſenden, und der Flügelſchlag ewiger Poeſie umrauſcht die Steppe ſo gut wie das gelobte Land. Wenn nur Sonne und Wind des allgemeinen, nationalen Lebens ſich ihr günſtig erweiſen, dann wird im Laufe der Zeit auch die ruſſiſche Poeſie ſicher zu einer Wunderblume an dem Baume der Menſchheit emporblühen, um den ja der große Strom aller Weltpoeſie rauſcht.

Alexei Apuchtin.

Ich glaube, es war Georg Brandes, der zuerſt in ſeinen „Hauptſtrömungen“ die Behauptung aufſtellte, daß man, um das Milieu einer Literatur kennen zu lernen, nicht die großen und berühmten Dichter, ſondern die mittleren Talente und Begabungen, ja vielleicht am meiſten die überſehenen und vergeſſenen aufſuchen müſſe. Iſt dieſe Behauptung richtig, ſo wird man in der neuern ruſſiſchen Poeſie am eheſten die Probe auf das Exempel machen können. Ich greife zwei Dichter heraus, die in ihrer Zeit angeſehen waren und einen gewiſſen Einfluß ausübten, die aber doch in dem Ringen nach dem Höchſten weit hinter anderen Genoſſen zurückblieben. Für uns haben ſie aber im Zuſammenhange dieſer Betrachtung ein doppeltes Intereſſe: der eine als Vertreter des echtruſſiſchen Peſſimismus, der andere als Herold weſteuropäiſcher Strömungen im weiten Zarenreiche. Ich ſpreche zunächſt von Alexei Nikolajewitſch Apuchtin.

Ein ruſſiſcher Dichter, der eines natürlichen Todes ſtirbt, der nicht verhungert iſt oder erſchoſſen wurde — iſt eine ſolche Seltenheit, daß ſie wohl regiſtriert zu werden

verdient. Alexei Apuchtin war ein solcher Mann, der 1893 still, wie er gelebt, in St. Petersburg gestorben ist.

Apuchtin wurde am 26. (14.) November 1841 zu Bolchow im Gouvernement Orel geboren. Er stammte aus einer alten, aus Frankreich eingewanderten Adelsfamilie und fand seine Ausbildung auf der Rechtsakademie in Petersburg. Dann diente er im Ministerium des Innern. Zu Ende der fünfziger Jahre erschienen seine Gedichte unter dem Titel „Dorfgeschichten"; sie erregten allgemeines Interesse und das Entzücken von Kennern der russischen Poesie, wie Turgenjew, Polonskij u. a. Turgenjew schrieb darüber: „Wenn dieser junge Wein den Gärungsprozeß durchgemacht hat, so wird er ein göttlicher Trank werden." Nun hätte man meinen sollen, daß dieser schnelle Erfolg den jungen Dichter zu ferneren Schöpfungen angespornt haben müßte. Weit gefehlt! Alexei ist ein echter Russe — und diese sind bekanntlich alle unberechenbar. Ja, es ist kaum zu glauben und für deutsche Lyriker gewiß unfaßlich: nach diesem großen Erfolge schweigt Apuchtin 25 Jahre mäuschenstill, ohne auch nur einen einzigen poetischen Seufzer von sich hören zu lassen. Dann nach einem Vierteljahrhundert gelingt es einigen Freunden, ihm etwas von seinen poetischen Geheimnissen zu entlocken, die nun in verschiedenen Zeitschriften erscheinen und wieder mit allgemeinem Beifall begrüßt werden. Und darauf legt sich dieser Mann hin und stirbt. Echt russisch!

In der vorletzten Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons lese ich über den Dichter folgendes: „Apuchtin schreibt wenig, hält sich vom politischen Treiben fern und besingt eine leidenschaftslose und stille Liebe." — Das ist wenig. In einer Notiz über den Dichter, die jüngst durch die deutschen Blätter ging, finde ich den noch lakonischeren Satz:

„Viele ſeiner Gedichte beſingen die unglückliche Liebe.“ Da haben wir's nun: Eine leidenſchaftsloſe und ſtille, aber unglückliche Liebe. Aber jetzt wollen wir uns mit den Notizen des Lexikons und der Zeitungen nicht mehr begnügen und wünſchen etwas mehr über den Dichter zu hören, da wir ja über ruſſiſche Lyrik bekanntlich nicht allzuviel wiſſen.

Unter den Vertretern des reinen Kunſtideals und der nachklaſſiſchen Richtung, deren Führer A. Maikow iſt, finden wir unſeren Alexei Apuchtin als einen der beſten und begabteſten. Er iſt ein Peſſimiſt und leidet, wie wir ſchon aus dem Konverſationslexikon wiſſen, an einer unglücklichen Liebe. Das iſt gerade genug, um ein Menſchenleben zu verbittern. Nicht ſo bei Apuchtin. Sein Peſſimismus verklärt ſich zu einer milden Reſignation, ſeine unglückliche Liebe wird ihm förmlich zu einer ſüßen Gewohnheit. Er hat nur zwei Saiten auf ſeiner Leier, aber er weiß dieſer doch ſehr viele und ſehr verſchiedenartige, oft ſehr anheimelnde Töne zu entlocken. Die ſinnende Melancholie, die rührende Ergebung in das Unvermeidliche ſteht auch ihm ſehr gut zu Geſichte und gibt ſeiner ſchwermütigen Poeſie einen Zug der Reſignation. Er bleibt der Liebe treu, wie tief ſie ihn auch verwundet, wie ſchmerzlich ſie ihn auch enttäuſcht . . .

Und glaube mir: je mehr im wilden Wehe
Du dich verzehrſt, die Seele ſiech und wund —
Um deſto tiefer fühlſt du meine Nähe
Um deſto lauter ſpricht zu dir mein Mund!
Sei dankbar mir für alles: für die Tränen,
Für jede Wolke, jeden Sonnenblick,
Für jeden Seufzer um getäuſchtes Sehnen,
Für jedes kurze, wahnerzeugte Glück.
Und wenn, zermalmt vom Leben, du voll Klage
Nach mir verlangſt, komm' ich zu dir aufs neu —
Ich, die Gefährtin deiner beſten Tage,
Die alte Liebe, die dir ewig treu!

Aber nicht immer steht ihm diese Gefährtin zur Seite; gar oft ruft sie der Dichter vergeblich an, wenn das Heer der schwarzen Gedanken bei ihm Einzug hält. Dann schlägt er die zweite Saite auf seiner Leier an:

Fliegen, gleich schwarzen Gedanken, sie lassen mir Tags keine Ruhe;
Surrend und stechend umschwirren sie mich, was immer ich tue!
Kaum ist die eine verscheucht von der Wange, der zuckenden Lider,
Kriecht das verhaßte Geschmeiß mir über das Angesicht wieder;
Kann weder denken, noch lesen . . . es sinken die Hände, die matten,
Käme doch schneller der Abend, ach, kämen die nächtlichen Schatten!

Schwarze Gedanken, gleich Fliegen, sie bringen mich Nachts um den Frieden.
Surrend und stechend umschwirren sie mich, den Schläfrigen, Müden!
Kaum ist der eine verscheucht, so nagt schon ein andrer am Herzen,
Weist mir mein Leben, so zwecklos verträumt in Wonnen und Schmerzen; . .
Kann nicht vergessen — muß lieben in glühendem, tieferem Kummer . . .
Käme doch schneller die Nacht, die Nacht mit ewigem Schlummer!

Aber wer kann eines Poeten Herz ergründen — er bedauert es trotz aller schwarzen Gedanken nicht, daß er der Liebe zugeschworen und daß seine Seele ständig zu Tode betrübt ist. Er bedauert einzig und allein . . .

Daß spät ich die Liebe erkannt,
Daß ich wenig, zu wenig geliebt!

Er ist also unverbesserlich, und es ist ihm nicht zu helfen. Mit seinem Pessimismus und seiner Liebe ist er zu Grabe gegangen. Er ist auch nicht der Erlöser der russischen Poesie geworden, und diese harrt noch weiter des Genius, der ihre verborgenen Schätze erschließen wird.

Alexei Plestschejeff.

Der zweite russische Poet, den ich als charakteristischen Vertreter einer bestimmt hervortretenden Richtung innerhalb des modernen Kulturlebens hier im Zusammenhang besprechen möchte, ist für uns schon darum von tieferer Bedeutung, weil er nicht nur ein großes Interesse für Deutschland gehabt, sondern es auch sein Leben lang betätigt hat, weil er etwas erlebt hat und etwas erzählen konnte, also ein bewegtes Leben geführt hat.

Zwar die Tatsache, daß Alexei Plestschejeff am 22. November 1825 in Kostroma, der Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements, am linken Ufer der Wolga, geboren wurde und später die Universität zu Petersburg besuchte, hat an sich noch nichts Merkwürdiges. Interessanter ist schon sein Treiben als Student. Als solcher beteiligte er sich an der Verschwörung des Beamten Petraschewsky, wie sich dies für einen russischen Studenten geziemt. Diese ungeheuerliche Verschwörung bestand darin, daß die jungen Leute in der Wohnung jenes Mannes, der noch dazu Beamter des Auswärtigen Amtes war, regelmäßig zusammenkamen, um die politische und soziale Literatur des Westens zum Gegenstand des Studiums und der Debatte zu machen. Aber solche Gedankensünden wurden unter dem Regiment Nikolaus' I. noch strenger bestraft als Tatsünden. Die Verschwörung wurde entdeckt, und im April 1849 wurden dreiunddreißig junge Leute, unter ihnen Dostojewsky und Plestschejeff, verhaftet. Nach kurzem Prozeß verurteilte man siebenundzwanzig zunächst zum Tode, begnadigte sie aber später zur Zwangsarbeit und zum Soldatendienst in Sibirien. Dostojewsky selbst beschreibt die Prozedur in einem Briefe an seinen Bruder. „Wir wurden", sagt er, „auf den Semenowplatz geführt.

Daſelbſt wurde uns ein Urteil vorgeleſen, das über uns alle die Todesſtrafe verhängte. Man gab uns das Kreuz zu küſſen, zerbrach die Degen über unſeren Köpfen und legte uns die weißen Totenhemden an. Dann wurden wir zu dreien an Pfähle geſchloſſen, um gehängt zu werden. Da ich der ſechſte in der Reihe war, glaubte ich, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben haben würde. Ich gedachte Deiner, mein Bruder, und der Deinigen, und es gelang mir auch noch, Pleſtſchejeff und Durow, die neben mir ſtanden, zu umarmen. Plötzlich wurde zum Rückmarſch geblaſen, wir wurden losgebunden und zurückgeführt. Man las uns vor, daß Seine Majeſtät der Zar uns das Leben ſchenke. Dann wurden die endgültig beſtätigten Urteile verleſen." Die Gnade des Zaren entzog alſo die beiden jungen Dichter dem Henker und ſandte ſie dafür als gemeine Soldaten nach dem Ural. Acht Jahre lebte Pleſtſchejew in Orenburg in der Verbannung, um dort ſeine Jugendträume und dichteriſchen Hoffnungen zu vergeſſen, bis ihm die Expedition nach Khokand Gelegenheit gab, ſich im Kriege auszuzeichnen. Er ward Offizier, und das Jahr 1857 gab ihm die Erb- und Standesrechte zurück; er durfte nach Moskau zurückkehren.

Nun ſollte man meinen, daß dieſe bitteren Erlebniſſe, dieſe trüben Erfahrungen ſeiner Dichtung ihren eigentümlichen Charakter verliehen hätten. Weit gefehlt! „Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Fluch" findet ſich in ſeinen Gedichten. Die Bitterniſſe des Exils haben ſeiner Muſe nur den Stempel einer tiefen Melancholie und eines reſignierten Peſſimismus verliehen. Er hat ein ſtark entwickeltes Schönheitsgefühl, eine faſt weibliche Natur mit inniger Empfindung; aber es fehlt ihm die Kraft ſeines großen Genoſſen Nekraſſoff, dem er im Liede wie im Leben nach-

strebte. Alexei Plestschejew kann immerhin als ein Mitstrebender Nekrassoffs angesehen werden. Sein Lied klingt etwa wie das Theodor Körners, wenn er die Jugend seines Volkes zum Kampfe auffordert.

Nur vorwärts, ohne Furcht und Zagen
Zum heil'gen Kampfe Mann für Mann!
Schon seh' ich's hell am Himmel tagen,
Der Freiheit Morgenrot bricht an!
Nur vorwärts in geschlossnen Reihen,
Mit brüderlich vereinter Kraft!
Der Bund wird wachsen und gedeihen
Im Bannerschutz der Wissenschaft!
Laßt uns die Afterpriester schrecken
Aus ihrer Lüge Sündennacht;
Laßt uns die Schlummernden erwecken,
Die Scharen führen in die Schlacht!
Laßt nie das stolze Haupt uns neigen,
Das Herz von Erdenluft geschwellt,
Laßt nimmer uns die Kniee beugen
Vor einem Götzen dieser Welt.

So sang Plestschejew in den Tagen seiner Jugend. Und als dann wirklich kam, was zu kommen drohte, da bewährte sich die Liebe zu seinem Volke, dem geknechteten und geächteten, die Liebe zu seiner Heimat, welche die einzigen Lichtpunkte in seinem Leben waren.

Im Exil schwieg seine Muse. Nach der Rückkehr aus der Verbannung war er ein anderer geworden. Nicht in seiner Überzeugung und in seinem Glauben, wohl aber in seinem Singen und Sagen. Ein melancholisch düsteres Kolorit lagert über den Dichtungen seiner zweiten Periode. Jetzt besingt er wirklich die Herzallerliebste in sanften Tönen; nur weiß man nicht, ob er etwa darunter sein Vaterland versteht.

Aber Plestschejew ist nicht bei dem Liede der Verzweiflung stehen geblieben, sondern wieder in das volle

Leben eingetreten und hat sich an dem geistigen Schaffen seiner Nation tatkräftig beteiligt. Nur daß weder seine Erzählungen in Prosa noch seine Lustspiele den Zauber und die Kraft seiner lyrischen Dichtungen haben. Einzig in diesen spiegelt sich der sympathische Charakter dieses Mannes. Daneben hat sich Plestschejew ein anderes großes Verdienst um sein Volk erworben; er hat, selbst ein begeisterter Verehrer der deutschen Poesie, die Russen mit dieser bekannt gemacht. Seit seinem ersten Auftreten im Jahre 1843, wo er mit der Übersetzung eines Gedichtes von Rückert debütierte, bis zu dem Ende seines Lebens hat er ununterbrochen hauptsächlich deutsche, hier und da auch englische, italienische und französische Dichtungen mit außerordentlicher Formgewandtheit und großem poetischen Geschick ins Russische übertragen. Heines „Ratcliff", Hebbels „Maria Magdalena", Michael Beers „Struensee", viele Gedichte von Lenau, Heine, Herwegh, Prutz und Hamerling, von Byron, Tennyson und Alfieri hat er übersetzt. Er war einer von den wenigen Russen, für welche die Welt nicht an der russisch-preußischen Grenze aufhörte, um erst jenseits des Rheines und der Vogesen wieder zu beginnen.

Das Leben des Dichters, dem die Regierung schließlich doch ein kleines Amt übertragen, erfuhr noch in den letzten Jahren seines Lebens eine seltsame Wendung. Dem armen Poeten fiel nämlich eine Millionenerbschaft zu. Niemals hat die Laune des Schicksals einen Würdigeren getroffen; selten hat ein Glücklicher von seinem Reichtum einen so edlen Gebrauch gemacht, wie der russische Poet. Unermüdlich spendete er für Bildungs- und Unterrichtszwecke, für arme Schriftsteller, für Notleidende aller Art. Er selbst ließ sich in Paris nieder und hielt dort ein gastfreies

Haus für alle durchziehenden russischen Künstler und Schriftsteller. Selten war ein Dichter so beliebt in der russischen Gesellschaft wie Plestschejew, bei den Alten wie bei den Jungen. Die Alten rezitierten sein berühmtes Gedicht „Wpered" wie ein religiöses Bekenntnis; die Jungen verehrten in ihm den greisen Vertreter freisinniger Anschauungen. Er selbst konnte sich allerdings mit den Anschauungen der Jugend nicht recht befreunden. Er verstand diese Welt nicht mehr und wollte sie auch nicht verstehen. Wehmütig sah er die Ideale zerrinnen, die ihm einst das trunkene Herz geschwellt. Wenn die Schatten der alten Kampfgefährten, die vor ihm heimgegangen, ihm in schlaflosen Nächten erschienen, dann las er in ihren Augen das eigene Glaubensbekenntnis:

Du alter Kampfgefährte, immer
Noch zögerst du zur Ruh' zu gehen?
Du hoffst noch?! Von der rohen Menge
Gestürzt sind deine Götter all'
Und deiner Leier leise Klänge
Sie wecken keinen Widerhall!
Man braucht dich nicht, du stehst verlassen —
Drum komm in unser stumm Gefild!
Auf schwarzem Fittich steigt hernieder
Der Genius der Vergessenheit,
Und deine müden Augenlider
Verschließt der Schlaf der Ewigkeit!

In den letzten Tagen des Jahres 1893 ist der Dichter den teuren Schatten in die acherontischen Gefilde nachgefolgt. Wenige Tage später hätte sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert werden sollen; nun ward aus dem Dichterfeste ein Totenamt. Er selbst wünschte in Moskau begraben zu werden. Die Liebe zur Heimat verließ ihn nicht bis zum letzten Atemzug seines Lebens. Er glaubte an Rußlands Zukunft und schied mit der festen

Überzeugung, daß es sicher noch einmal eine glänzende Zukunft haben müsse.

Ein großfürstlicher Dichter.

Die Tatsache, daß unter den russischen Großfürsten auch ein Dichter zu finden sei, ist sicher eine der überraschendsten Mitteilungen, die uns aus dem weiten Zarenreiche in den letzten Jahren zugekommen sind. Im allgemeinen denkt man ja, wenn man von russischen Großfürsten spricht, heute nicht gerade an lyrische Dichter. Also wird auch hier das Überraschende zum Ereignis.

Genauere Kenner der russischen Literaturgeschichte wissen freilich von der literarischen Tätigkeit russischer Zaren und Großfürsten ein mehreres zu berichten. Schon Wladimir Monomachos schrieb belehrende Erzählungen für seine Kinder und ward so einer der ersten Schriftsteller Rußlands. Selbst Iwan der Schreckliche griff hie und da zur Feder. Daß Peter der Große und Katharina II. starke literarische Neigungen hatten, ist männiglich bekannt. Vor einigen Jahren ist sogar in Paris ein stattlicher Band von Aufsätzen, wenn ich nicht irre, kriegsgeschichtlichen Inhalts erschienen, die den Zaren Alexander III. zum Verfasser hatten. Hört man also die Literarhistoriker, so ist es nichts Neues, wenn auch Großfürsten sich mit literarischen Allotriis abgeben. Das Wundern fängt erst von neuem an, wenn man die Gedichte des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch — denn von diesem soll hier die Rede sein — näher kennen gelernt hat.

Bevor ich dies näher erläutere, will ich nur kurz bemerken, daß Großfürst Konstantin der Sohn des ehemaligen Statthalters von Polen, ein Vetter des regierenden Zaren ist und ein Bruder der Königin von Griechenland. Er

wurde am 22. August 1858 geboren, ist Oberst des Preobraschenskyregiments, zugleich aber auch Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und — was uns gegenwärtig am meisten fesselt — der intime Freund, der vertraute Ratgeber des russischen Zaren. Großfürst Konstantin ist mit der deutschen Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg vermählt. Auch seine Mutter war eine Deutsche und zwar ebenfalls eine altenburgische Prinzessin.

Damit haben wir schon das Milieu gefunden, aus dem die geistige Bildung des Großfürsten hervorgegangen ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in seinen Gedichten deutschen Einfluß suchen wird, und es ist, nachdem diese Gedichte in vortrefflicher deutscher Nachbildung von Julius Grosse vorliegen, jedermann leicht, diese Einflüsse selbst zu suchen und herauszufinden.

Denn Großfürst Konstantin steht, wie schon Julius Grosse richtig erkannt hat, unserer deutschen Empfindungsweise so nah wie möglich. Er ist, um dies gleich von vornherein zu konstatieren, ein Dichter, der es versteht, „mit warmer Empfindung und farbiger Frische seine innere Welt in eigenartiger Weise zum Ausdruck zu bringen". Er hat eine hohe Meinung von dem dichterischen Beruf im allgemeinen und faßt diesen für sich in sehr ernster Weise auf. Eine Elegie, die er in Athen gedichtet, und die vielleicht zu seinen besten Schöpfungen gehört, legt davon Zeugnis ab.

Ich bin des Schicksals Günstling, Mammon, Würden,
In meiner Wiege schon der höchste Rang,
Sie sparten mir des Daseins schwere Bürden,
Geburt gab mir erhabnen Lebensgang.
Allein was liegt an Gold, an Macht, an Prunken?
Lischt nicht uns allen bald der Lebensfunken?
Hinsinkt der nicht'ge Menschenglanz in Nacht.

Schönheit und Ruhm und Größe sind versunken,
Wie Flut hinschwindend und wie Wolkenpracht. —

Doch gibt es eine Gabe ohnegleichen,
Die göttlich ist — die heiligste fürwahr.
Nie könnte sie in meiner Brust, der reichen,
Ersetzen alle Schätze wunderbar. —
Das ist mein Lied! O, mögen seine Klänge
In alle Herzen zaubern Maienzeit,
Den Kummer heilend in des Lebens Enge,
Dem Glücklichen verklärend auch das Leid.
Und wenn das Echo meiner Liederweisen
Forthallt in allen Gau'n des Vaterlands,
Das würd' ich einst als höchste Wonne preisen,
Annehmen auch des Sängers Ruhmeskranz.

Doch sei es fern von mir, verdient zu haben
Die Liebe meines Volkes, das mir hold,
Etwa durch andre, als durch Geistes Gaben,
Durch Ahnenblut, das fürstlich in mir rollt.
Nur dadurch, daß ich meiner Heimat Oden
Fortsingen werde, bis mein Ende naht,
Verherrlichend mein Volk und Rußlands Boden,
Werd' ich vollbringen heilige Sängertat.

Aber dieser Dichter hat auch ein großes Recht darauf, um seines Volkes Gunst zu werben. Zwar ist seine poetische Neigung himmelweit entfernt von der, welche gegenwärtig in Rußland auf der Tagesordnung der Mode steht. Er weiß nichts von dem „bürgerlichen Weltschmerz", den Nekrassoff erfunden und den ihm tausend dumme Jungen nachgesungen. Er findet das Leben schön und inhaltreich. Die Natur ist ihm nicht entgöttert, sondern vielmehr ein stilles, aber innig vertrautes Heiligtum. Die Menschen beurteilt er mild und nachsichtig. Die Leiden sind ihm eine Reinigung der Seele, ohne die das Leben nicht zu denken wäre. Dadurch hat er sich eine Unmittelbarkeit des Gefühls

der Natur gegenüber bewahrt, die seinen Dichtungen einen eigentümlichen Reiz verleiht und sie ganz besonders der deutschen Empfindungsweise nähert.

Und was über allem ist: Konstantin Romanow ist ein Dichter, ein wirklicher Dichter; nicht bloß ein Fürst, sondern auch ein Dichter von Gottes Gnaden. Freilich, er gehört einer poetischen Richtung an, die heute nur noch wenige Vertreter in der russischen Poesie hat, der idealistischen und idealisierenden nämlich, welche vor einem halben Jahrhundert etwa, sichtlich unter dem Einflusse Schillers, „die Poesie jener Welt, wo keine Tränen fließen, wo Schönheit, Liebe, Ruhe und Vergessen herrscht," zu schildern unternommen hatte. In dieser Welt ist er heimisch; er kennt ihre Sorgen und Leiden, ihre Hoffnungen und Wonnen und vermag diesen warmblütigen, poetischen Ausdruck zu geben. Darum folgen wir ihm auch gern in diese uns eigentlich fremd gewordene Welt, wie man nach der Mühe des Tages gern in sein stilles Heim zurückkehrt, wie man nach der Arbeit des Jahres froh in eine idyllische Sommerfrische flüchtet, um dort eine Weile auszuruhen. Daß es dem Dichter gelingt, uns diese Welt heimisch und sympathisch zu machen, ist sein poetisches Hauptverdienst.

Aber er begnügt sich auch nicht damit. Er selbst fühlt wohl auch das Bedürfnis, aus diesem poetischen Quietismus herauszutreten und uns in das volle Leben einzuführen, dem er schon durch seinen Beruf angehört. Doch auch hier bewährt er sich als ein echter Dichter, der große Eindrücke wechselnder Stimmung, weiter Reisen, des bunten Soldatenlebens künstlerisch zu gestalten weiß. So setzt sich seine poetische Sammlung eigentlich aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammen: neben Stimmungsbildern, Reiseeindrücken, Landschaftsszenen und erotischen Klängen finden

wir biblische Motive, venetianische Elegien, Episteln, Bilder aus dem Soldatenleben, schließlich sogar eine Fortsetzung des Manfred von Byron, ein dramatisches Mysterium, welches den Seelenzustand Manfreds im jenseitigen Leben schildert. Dieses Jenseits macht unserm Dichter überhaupt große Sorge. „Nicht möglich," sagt er einmal, „daß Raffael in jener Welt seine sixtinische Madonna vergessen, daß Shakespeare sich nicht mehr seines Hamlet erinnert und Mozart von seinem Requiem nichts mehr wissen wollte." Man sieht, der Dichter glaubt fest an die individuelle Unsterblichkeit. Und daneben auch selbstverständlich an die moralische Wiedergeburt des Menschen, denn er ist fromm. Aber auch seine Frömmigkeit hat etwas Liebenswürdiges, Ungekünsteltes und Wahres. Es ist nichts gemacht an diesem Dichter; sein Glauben und Sehnen, der Ausdruck seiner Gefühle und Anschauungen, sein Geist und sein Lied, es ist alles harmonisch, fein gestimmt von zarter und doch kräftiger Empfindung. So scheidet man schließlich von diesen Gedichten, die Julius Grosse mit vollendeter Meisterschaft in deutschem Geiste nachgebildet hat, mit den Gefühlen, mit denen man von einem guten Freunde scheidet: mit dem Dank für das, was diese Freundschaft gewährt hat, mit einem bißchen Wehmut der Rückerinnerung und mit der stillen Hoffnung, dem Freunde wieder einmal zu begegnen und ihn so treu und liebenswürdig wiederzufinden, wie wir ihn verlassen.

Michail Katkow.

Einer der merkwürdigsten und interessantesten Charaktere des neueren Rußland war unstreitig Michail Nikophorowitsch Katkow, und man kann die ganze Entwickelung des Zarenreiches nur dann verstehen, wenn man auch seine Lebensgeschichte kennt. Es ist eine Ironie der Geschichte,

daß in dem absolutistischsten Staate Europas ein einfacher bürgerlicher Mann, ein Journalist, ein begabter zwar, aber nicht gerade übermäßig begabter, sich mit dem „Väterchen Zar" in die Herrschaft des großen, weiten Russenreiches lange Zeit teilen konnte und durfte. Wenn es eines Beweises für die Macht der Presse im neunzehnten Jahrhundert noch bedürfte, so braucht man nur diese Tatsache anzuführen und durch einige besonders schlagende Beispiele zu illustrieren.

Das Leben Katkows gleicht einem, wenn man so sagen darf, politischen Roman, und sein Tod hat etwas von einer modernen Tragödie an sich. Versuchen wir, ohne uns auf das politische Gebiet zu verirren, und rein auf dem Boden der geschichtlichen Tatsachen verbleibend, ein Bild von jenem Roman und von dieser Tragödie zu entwerfen.

Michail Nikophorowitsch Katkow wurde im Jahre 1820 zu Moskau geboren. Er stammt aus einer altadligen russischen Familie, welche dem Zaren schon früher, allerdings in untergeordneten Stellungen, Dienste geleistet hatte. Seine Jugend verlebte er in Moskau, in dem Moskau, in welchem damals die Hegelsche Philosophie gewissermaßen ein Evangelium war. Mit ihren Ideen erfüllte sich auch der junge Katkow in den Hörsälen der Moskauer Universität; dann ging er nach Deutschland, wie das damals bei allen strebsamen Geistern in Rußland an der Tagesordnung war, und zwar nach Königsberg und Berlin. In Berlin stand er unter dem Einfluß Schellings, nämlich des mythologisch-christlichen Schelling in seiner letzten Lebensepoche. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß Katkow etwas von den Ideen Schellings sein ganzes Leben lang behalten hat und daß er diesen eigentlich nie recht untreu geworden ist, aber es ist interessant, gleich von vornherein zu bemerken,

daß Katkow, in dem wir uns sonst das Prototyp eines Deutschenhassers vorstellen, sein Leben lang auch ein aufrichtiger Freund des deutschen Geisteslebens gewesen ist.

Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er alsbald Professor an der Moskauer Universität, die er kurz vorher noch als Student verlassen hatte. Er war einer der freisinnigsten Professoren, und seine Vorlesungen waren von dem jungen Rußland so besucht, daß der Hörsaal die Menge von wißbegierigen Schülern nicht fassen konnte, die sich um sein Katheder zusammendrängten. Katkow war der populärste Lehrer, und als der allmächtige Zar Nikolaus im Jahre 1849 die akademische Lehrfreiheit der Universitäten wesentlich beeinträchtigte, war er der erste russische Professor, welcher seine Stellung niederlegte.

Er wandte sich nun mit Eifer dem Journalismus zu, und nach verschiedenen dilettierenden Versuchen begann er im Jahre 1856 die Herausgabe der Zeitschrift „Rußky Wjestnik". Seit Alexander Herzen seine russische „Glocke" weithin erschallen ließ, hatte kein Journal einen solchen Einfluß wie dieses, in welchem die modernen Ideen des Liberalismus mit einem Eifer und einem Geschick vertreten wurden, welches bisher auf publizistischem Gebiete in Rußland keiner vorher entwickelt hatte, in welchem aber auch zugleich alle radikalen und sozialistischen Ideen, welche damals, allerdings noch verschämt, in Rußland hier und da hervorzutreten wagten, mit einer begeisterten Opposition angegriffen und ad absurdum geführt wurden.

„Ich und Du", sagte einmal Kaiser Nikolaus im Kreml von Moskau zu Katkow, „sind die einzigen Ehrlichen heute in Rußland!" So groß war der Einfluß Katkows schon damals; allerdings behaupteten Leute, die den Zaren wie Katkow näher kannten, daß dieses Leumundszeugnis mehr

auf den ersteren wie auf den letzteren passe. Katkow hatte von Anfang an einen Fehler, den seine Gegner alsbald auch herausspürten und der ihm trotz aller seiner Erfolge doch nicht jene Ehrenstellung verschaffte, welche er sonst hätte beanspruchen können: er war von einem unbändigen Ehrgeiz erfüllt und schon darum nicht geeignet, jeder Erscheinung objektiv und gerecht sich gegenüberzustellen. Daß Katkow und Gortschakow miteinander sehr vertraut waren und sich einander in die Hände arbeiteten, ist sehr begreiflich. Dennoch fühlte der mächtige Kanzler die Herrschaft des kleinen Moskauer Exprofessors wie eine schwere Last auf seinem Nacken sitzen. Auch Gortschakow war ehrgeizig und konnte es nicht vertragen, daß jemand sich mit ihm in die Popularität teilte. Katkows Popularität aber war seit jenen Worten des Zaren Nikolaus und seitdem ihn bei einer Feierlichkeit in Moskau der Metropolit der Stadt mit dem Epitheton „Rußlands Messias!" angesprochen hatte, eine ungeheure. Sie wuchs noch, als er im Jahre 1861 auch die Leitung der der Moskauer Akademie gehörenden „Moskauer Zeitung" übernahm, welche sehr lange das leitende Organ Rußlands geblieben ist.

In dieser Tageszeitung nun machte Katkow die seltensten Wandlungen durch, Wandlungen, die jeden andern an den Rand seiner Popularität und seines guten Namens gebracht hätten, während dieser moderne Proteus immer wieder unversehrt aus jedem Feuerbrand, den er angestiftet hatte, hervorging.

Zu seinen besten Schülern hatten, als Katkow an der Universität noch Schellingsche Philosophie lehrte, die jungen Musensöhne von der Weichsel gehört. Solche freisinnige Ideen hatten sie zu Hause in Warschau und Wilna niemals vernommen; so geistreich war ihnen die Philosophie

mit dem Glauben noch nie verquickt worden, und so phrasenreich hatte noch nie ein Professor der Philosophie in ihrer Heimat einen mystisch-philosophischen Glaubensnebel über alle Dinge dieser Erde ausgebreitet, wie Herr Katkow. Die erste große Wandlung, die Katkow durchmachte, begann in jenem Jahre, als an der Weichsel wegen des verunglückten Aufstandes Ströme Blutes flossen. Aus einem Gönner der Polen wurde er nun ihr heftigster und erbittertster Feind; er, der kurz vorher am offenen Grabe eines seiner polnischen Kollegen eine pathetische Leichenrede gehalten hatte, predigte jetzt einen wahren Kreuzzug gegen das unglückliche Polen. Damals eben begann die panslawistische Idee, welche in den Jahren 1849—1853 zuerst hoffähig wurde, immer weitere Kreise zu ergreifen. Katkow wurde bald einer ihrer ersten Herolde. So lange er noch glaubte, die Polen für sich gewinnen zu können, so lange schmeichelte er ihnen; als er seine Hoffnungen getäuscht sah, predigte er Feuer und Schwert gegen sie. In dem Fürsten Gortschakow fand er einen treuen Genossen. „In Gortschakow stecken zehn Katkows", sagte einmal ein deutscher Diplomat sehr richtig, „aber sie haben sich in der Welt umgesehen und Witz gelernt, während der Moskauer Stockrusse an dem Testament Peters des Großen hängen geblieben ist."

Als charakteristisches Zeichen seiner Herrschaft mag folgende Tatsache aus jenen Jahren des polnischen Aufstandes gelten. Eines Tages erschien im Jahre 1863 in der „Moskauer Zeitung" ein fulminanter Artikel, in dem die Abberufung des den Schwierigkeiten der Lage nicht mehr gewachsenen und in Vorurteilen befangenen Generalgouverneurs von Litauen, Nasimow, entschieden verlangt und Michael Nikolajewitsch Murawjew als ein Patriot und

Mann der energischen Tat, ja als der einzige bezeichnet wurde, der die Zustände in jenen rebellischen Ländern wieder in das richtige Gleis zurückführen könnte. Der Artikel erregte überall ungeheures und peinliches Aufsehen. Murawjew war einer der wildesten, härtesten Russen seiner Zeit. Und dennoch! Acht Tage nach jenem Artikel erhielt Murawjew durch einen Feldjäger plötzlich den Befehl, sofort bei Seiner Majestät dem Zaren zu erscheinen. Die Audienz dauerte nicht lange, und die „plumpe Bulldogge" Murawjew kam aus dem Vorzimmer des Kaiserlichen Kabinetts als Generalgouverneur und Oberkommandierender der nordwestlichen Gouvernements zurück. Er sollte „den historischen Charakter Weißrußlands wiederherstellen". Es ist bekannt, in welcher Weise er dieses Programm ausgeführt hat, indem er in der kurzen Zeit von zwei Jahren mehr als zehntausend Menschen nach Sibirien schicken oder gar hinschlachten ließ. So groß war der Einfluß Katkows. Was Murawjew mit Schwert und Galgen, das erreichte Katkow durch Rede und Schrift gegen die Polen. Sein Werk war die Beseitigung des liberalen Marquis Wielopolski als Statthalter von Polen, sein Werk waren alle fortan unternommenen Versuche und Taten zur völligen Russifizierung Polens und zur Unterdrückung des deutschen Elements in den Ostseeprovinzen. Er wurde der fanatischste Apostel des panslawistischen Nationalrussentums, welches sich in jenen Jahren, da es von dem Throne Alexanders II. vertrieben wurde, um den Hof des Großfürsten-Thronfolgers scharte. Der Traum, daß einst auf der Kuppel der Aja Sophia das Banner des Zarentums wehen werde, wurde von Katkow mehr als von allen anderen gehegt und gepflegt; dieser Traum aber war sehr populär in ganz Rußland, und so ist es denn durchaus richtig, wenn man be-

hauptete, daß Petersburg sich mehr denn ein Jahrzehnt vor Moskau und der Eispalast an der Newa vor dem Redaktionsbureau der „Moskauer Zeitung" gefürchtet habe.

Das Stichwort vom „faulen Westen" stammt, wenn wir nicht irren, von Katkow her. In jedem Fall aber hat er dieses Wort populär gemacht. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß er sein Russifizierungswerk systematisch von unten herauf betrieben hat. Er wendete sich damit zunächst an das Geschlecht der Zukunft. Gegenüber dem bis dahin herrschenden verteidigte er mit Eifer das klassisch-humanistische Unterrichtssystem auf nationaler Grundlage. Schon im Jahre 1865 hatte er mit seinem Freunde und Genossen Leontjew ein Privatgymnasium zu Moskau unter dem Namen „Lyceum des verstorbenen Großfürsten Nikolai" begründet, in dem er sein Unterrichtssystem durchzuführen versuchte. Ein Jahr darauf gelang es ihm, den damaligen Unterrichtsminister Golownin, welcher seinen pädagogischen Theorien abgeneigt war, zu stürzen und eine völlige Umgestaltung des Gymnasialwesens in Rußland herbeizuführen. Auch nach dieser Richtung hin haben seine Vorschläge und Ideen bis auf den heutigen Tag Geltung im Zarenreiche. Gleichwohl besaß Katkow die Selbsterkenntnis, als ihm von seiten des Zaren das Portefeuille des Unterrichts angeboten wurde, dasselbe wiederholt abzulehnen. So schlau war er, um einzusehen, daß sich Minister verbrauchen können, daß aber ein einflußreicher Journalist seine Macht so lange behaupten dürfe, als er seinen Geist behauptet. Freilich dachte er nicht daran, daß sich auch die Zeiten ändern könnten. In seinem Geist lebte nur der Gedanke von der Allmacht Rußlands. Daß aber jemals Deutschland, welches er bereits gründlich zu hassen anfing, und in dessen Einigungsversuchen er geradezu „eine revo-

lutionäre Idee" erblickte, sich auch einmal erheben und zu einer gefürchteten Großmacht werden könnte, das fiel dem Moskauer Journalisten nie ein — auch in seinen kühnsten Träumen nicht!

Er wurde sehr unsanft durch den Kanonendonner des Jahres 1870 aus diesen seinen panslawistischen Träumen gerüttelt. Von jener Zeit datiert die zweite Wandlung Katkows: sein unverwüstlicher und unzerstörbarer Deutschenhaß. Schon zu Beginn des großen Kriegsjahres machte er einen Versuch, Deutschland in den Augen Rußlands zu diskreditieren. Er behauptete nämlich, der deutsche Botschafter am Petersburger Hofe, General von Schweinitz, habe sich ihm gegenüber eines Bestechungsversuches schuldig gemacht. Allerdings reduzierte sich dieser Bestechungsversuch schließlich bloß darauf, daß der Botschafter, nachdem er verschiedene im bonapartistischen, ja sogar im welfischen Interesse geschriebene, aus der Umgebung des Thronfolgers herrührende Artikel der „Moskauer Zeitung" zu Gesichte bekommen, durch einen gemeinsamen Bekannten bei Katkow hatte anfragen lassen, ob die „Moskauer Zeitung" nicht etwa auch anderen Informationen zugänglich und bereit sein würde, ihr von Berlin eingesandte, wichtige Neuigkeiten enthaltende Aufsätze im redaktionellen Teil des Blattes zum Abdruck zu bringen und auf solche Weise das Nachrichtenmaterial desselben zu bereichern. Dieser harmlose Vorschlag wurde nicht nur abgelehnt, sondern in einer langen Reihe fulminanter Entrüstungs-Leitartikel als ein Attentat auf „die Majestät der russischen Presse, als ein Versuch, die öffentliche Meinung zu fälschen und das russische Volk zu betrügen," in der boshaftesten und niederträchtigsten Art breitgetreten. Fortan war nun kein Halt mehr für Katkow auf seiner abschüssigen Bahn des Deutschen-

haſſes. In dem Zwieſpalt, der am Hofe von Sankt Petersburg zwiſchen der deutſchen und der franzöſiſchen Partei damals ausbrach, nahm Katkow energiſch für letztere das Wort. Kategoriſch forderte die „Moskauer Zeitung“ freie Hand für Rußland, wo nicht gar Teilnahme für Frankreich. Die nationale Abneigung gegen alles, was auch nur einer direkten Unterſtützung Deutſchlands ähnlich ſah, wurde mit einem wahren Fanatismus von Katkow gepredigt. Mit einer wohlberechneten Perfidie kam er immer wieder darauf zurück, daß das „verhaßte Albion“ Preußens ſtiller Kompagnon ſei, und über den Tag von Sedan konnte er nicht genug Worte des Entſetzens finden. Er nannte ihn „eine Kataſtrophe, welche noch bedrohlicher iſt als diejenige, welche vor einigen Jahren Dänemark und das unglückliche Hannover getroffen habe“. Preußen habe nun ſeine Oberherrſchaft in Europa in aller Form angetreten, erklärte er, „ein grenzenloſer Hochmut habe ſich der deutſchen Raſſe bemächtigt“. Jede Verleumdung gegen den Fürſten Bismarck und die Leiter der deutſchen Armee, jede Niederträchtigkeit, welche von franzöſiſcher Seite gegen Deutſchland ausgeheckt wurde, fand ein willkommenes Echo in der „Moskauer Zeitung“, und von Katkow ſtammt das bekannte Wort: „Europa wird fortan wie eine Vaſallin Bismarcks behandelt werden“.

Katkow gebot damals über nicht weniger als drei Organe, ein Tagesblatt, ein Wochenblatt und eine Monatsſchrift; aber die ganze ruſſiſche Preſſe folgte ſeinen Ordonnanzen. Man kann wohl ſagen, daß er zu jener Zeit auf der Höhe ſeiner Macht ſtand.

Um ſo überraſchender wirkte die Nachricht, welche eines Tages durch den elektriſchen Draht verbreitet wurde, daß der Miniſter Walujeff Katkow eine Verwarnung erteilt

habe. Man kann sich kaum denken, welches Aufsehen diese Nachricht überall, vornehmlich aber in Rußland, erregte. Das hatte man nicht erwartet, kaum geahnt! Und rasch sank die Popularität des Moskauer Publizisten auf das niedrigste Niveau herab.

Katkow wäre nicht Katkow gewesen, wenn er nicht fortan im stillen darüber nachgedacht hätte, wie er wieder zu seiner alten Popularität gelangen könne. Ging es nicht mit dem Deutschenhaß, so geht es vielleicht mit der Deutschenfreundschaft, dachte er, und es war nichts komischer, als jene Szene im Jahre 1872, als der Kronprinz des Deutschen Reiches bei einem Besuch in Moskau auch das von Leontjew und Katkow geleitete Lyceum besuchte und bei dieser Gelegenheit von dem Redakteur der „Moskauer Zeitung" mit einer wahrhaft überschwenglichen Rede begrüßt und gefeiert wurde. In Rußland ist eben alles möglich — und dennoch schüttelten die Altrussen bedenklich ihre Köpfe, und Iwan Aksakow sagte sich förmlich von seinem Kompatrioten los; ja, die größten Heißsporne unter den Panslawisten verbreiteten sogar die Nachricht, Katkow sei verrückt geworden. Aber diese Nachricht war erlogen. Vielleicht war Katkow niemals so bei Sinnen gewesen als in jenen Tagen, und vielleicht hatte er nie zuvor eine so feine Witterung für die Hofluft an der Newa gehabt als gerade damals. Nicht er, sondern sein Bruder war irrsinnig geworden, derselbe, welcher später auf den alten Leontjew ein Attentat verübte und sich, nachdem es mißlungen war, an dem Fensterpfosten seiner Gefängniszelle erhängt hat.

Von nun an konnte man auch sehr oft in der „Moskauer Zeitung" sogar die begeistertsten Lobreden auf den Fürsten Bismarck lesen, den Katkow bis dahin glühend gehaßt und von dem er im Mai 1871 behauptet hatte, daß

„die Internationale unter dem geheimen Einfluß eines sehr mächtigen europäischen Staatsmannes stehen müsse". Ja, zuweilen pflegte Katkow jetzt, da die Stimmung für Deutschland in Petersburg eine überaus günstige war, auch an das Wort des sterbenden Kaisers Nikolaus zu erinnern: „Dites à Fritz, qu'il reste toujours de même pour la Russie et de ne pas oublier les dernières paroles de Papa!" Und noch in späterer Zeit, da er die deutsch-russische Allianz vertrat und eine Verständigung mit Österreich-Ungarn befürwortete, citierte er mit Vorliebe die Worte Friedrich Wilhelms III.: „Vor allem aber mögen Preußen, Rußland und Österreich sich nie voneinander trennen!"

Es folgte die dritte Wandlung im Leben Katkows. Sie trat an dem Tage des entsetzlichen Attentats auf Alexander II. ein. Hatte noch hier und da eine freie Regung in seiner Seele geschlummert, so war nun mit diesem Tage auch der letzte Hauch derselben verweht. Der tragische Zufall, welcher am 13. März 1881 den Thronfolger, welcher so begierig den Lehren und Ideen Katkows gelauscht hatte, auf den Thron gebracht, brachte auch Katkow wieder in die Höhe. Von jener Zeit an datiert sein gewaltiger Einfluß in Rußland. Er war der freimütigste und einflußreichste Berater des Zaren, der ihn in allen wichtigen Fragen interpellierte. Katkow stand an der Spitze der Partei, die die Entlassung des liberalen Ministeriums Loris Melikow und die Befolgung eines neuen Systems, welches auf streng nationalem und reaktionär-absolutistischem Standpunkt stehen sollte, anriet. Abermals wurde Katkow ein Minister-Portefeuille angeboten, abermals schlug er es aus. Nur die Würde eines Geheimrats nahm er an, sonst aber wollte er ein einfacher Journalist bleiben. Dieser einfache Journalist erfreute sich nun aber eines Einflusses, wie

ihn vielleicht noch nie vorher ein Minister in Rußland gehabt hatte. Die Frage: ‚Was wird Katkow dazu sagen?‘ kehrte wohl bei jedem neuen Ukas wieder, und jede neue reaktionäre Maßregel wurde auf das Kerbholz Katkows geschrieben, vornehmlich in Fragen des Unterrichts. Die Aufhebung des Universitätsstatuts von 1863 und die Strenge, mit der gegen alle freisinnigen Elemente im Unterrichtswesen wie in der Verwaltung überhaupt vorgegangen wurde, ist auf den Einfluß Katkows zurückzuführen. Wie wenig er aber den damals auftauchenden Nihilismus verstanden hat, geht aus eben jenen reaktionären Ratschlägen hervor. Es ist bekannt, daß Katkow sich weigerte, dem Dichter Turgenjew bei einem Diner zu Ehren des letzteren die Hand zu geben — der Vorgang ist symptomatisch: er sah in dem Liberalismus die Vorfrucht des Nihilismus!

Am Abend seines Lebens kehrte Katkow doch wieder teilweise zu seinen früheren Ideen zurück. Es ist dies die vierte Wandlung in seinem Leben. Er, der in den Tagen des Kaiserbündnisses mit Vorliebe das deutsche Theater in Moskau besuchte, ja gelegentlich einmal sogar einen glänzenden Leitartikel über die dramatische Kunst in Deutschland und das Wiener Burgtheater insbesondere geschrieben, wurde nun wieder ein wütender Gegner Deutschlands, wie er es ehedem gewesen. Noch sind die Fäden, welche zwischen Moskau, Petersburg und Paris in den letzten Jahren hin und her liefen, nicht entwirrt, noch ist der Umfang der Pläne und Verschwörungen, welche in diesen drei Städten ausgeheckt wurden, nicht zur Genüge bekannt, aber so viel ist gewiß, daß in seinen letzten Lebensjahren Katkow einen energischen Versuch gemacht hat, einen Keil in die deutsch-russische Freundschaft hineinzutreiben. Auch dieser Versuch ist mißlungen. Es beginnt die Tragödie. Katkow wird nach

Gatschina berufen und bleibt mehr als zwei Stunden beim Zaren. Kein Mensch weiß, was zwischen dem Monarchen und seinem Ratgeber in jenen Stunden besprochen wurde. Nur so viel ist gewiß, daß der Einfluß Katkows gebrochen war, daß sein Ansturm auf den Kanzler Herrn v. Giers gescheitert und die Allianz mit Frankreich wieder in das Grab unerfüllter Wünsche gesunken ist. Ob er einen Verweis oder nur eine „Verwarnung" erhalten? Es ist nicht bekannt. Nur seine Kraft war gebrochen, sein Geist war gelähmt, sein Einfluß paralysiert.

Das konnte der ehrgeizige Mann nicht überleben. Am 1. August 1887 ist der einflußreichste Journalist unserer Zeit auf seinem Gute bei Moskau gestorben. Er hat das Ziel seiner Sehnsucht, die Allianz mit Frankreich, nicht mehr erlebt. Die Panslawisten sagen: am gebrochenen Herzen; seine Gegner behaupten, es sei dies nicht möglich, da Katkow nie ein Herz besessen. Wer von beiden recht hat, wäre schwer zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß seit Thiers, dem er auch im Äußern ähnlich gesehen, kein Journalist eine solche Macht ausgeübt hat; ja, Katkows Macht ging noch viel weiter, weil er sie eben mit einem Hochmut, einer Rücksichtslosigkeit, aber auch einer Begabung und Strenge ausgeübt hat, wie keiner je zuvor.

Wanderungen durch Polen.

Anders als das russische hat sich das geistige Leben in Polen entwickelt. In der westlichen Gruppe der slawischen Sprachen nimmt die polnische die erste Stelle ein, sowohl wegen ihres Alters und ihrer Bedeutung, als wegen der hohen Bedeutung ihrer Literatur, die schon in einer Zeit wertvolle Schöpfungen aufzuweisen hat, wo die russische noch ganz in den Kinderschuhen der Legende und der Kirchenbücher steckte. Zwar ist auch der Charakter der polnischen Literatur in der ersten Periode ein vorwiegend religiöser, aber er erweitert sich bald zum nationalen, um dabei bis in die neueste Wendung der Dinge hinein zu verbleiben. So hat die Literatur Polens einen engen Zusammenhang mit seiner Geschichte, seiner Heimat. Faßt aber der Pole alles Große und Heilige, den Kern seiner Welt- und Lebensanschauung in dem Worte: Ojczyzna (Vaterland) zusammen, so ist wieder der Stern und Mittelpunkt dieses Vaterlandes die Stadt Warschau. Dort fließt alles zusammen, was einst Polens Größe und Macht, aber auch seinen Verfall und sein Unglück, vor allem aber, was sein geistiges Leben in der neuen Zeit ausmachte. Heute ist freilich die alte Polenstadt auch in diesem Sinne „eine degradierte Schöne", daß sich das literarische Leben der Polen auf drei verschiedene

Städte konzentriert hat. Gleichwohl muß man Warschau vor allem kennen lernen, um das polnische Nationalgefühl und die neuen Strömungen in seinem geistigen Leben richtig zu verstehen.

Warschau.

„Eine degradierte Schöne!" Ich glaube den Ton noch zu hören, wie er mir seit Jahren im Ohre wiederklingt, mit dem dieses Wort ausgesprochen wurde. Es war vor etwa zwanzig Jahren in den Alleen des schönen Sächsischen Gartens zu Warschau, als ich von einem Polen zum erstenmal diese Phrase hörte. Er hatte sie in dem Leitartikel eines Wiener Blattes an demselben Tage gelesen und wiederholte sie nun mit so viel inniger Wehmut und mit so aufrichtiger Betrübnis, daß mir Ton und Worte in unvergeßlicher Erinnerung geblieben sind. Sie treten aufs neue vor mich hin, da ich daran gehe, den Lesern dieses Buches ein Bild der alten polnischen Königsstadt vorzuführen.

Und ist denn nicht dieses Warschau in der Tat „eine degradierte Schöne"? Man muß alle geschichtlichen Erinnerungen aus mehr als einem halben Jahrtausend wachrufen, um die Bedeutung dieses Wortes voll zu erfassen und die Wehmut verstehen zu lernen, mit der es von den Polen, die ihre Residenzstadt lieben, ausgesprochen wird. Uns fehlt hier allerdings der Raum, um das ganze Register dieser Erinnerungen, ein gut Stück Weltgeschichte, das über diese Zeit dahingegangen, aufzuziehen; wir müssen uns vielmehr begnügen, in flüchtigen Umrissen ihre Geschichte zu skizzieren, ehe wir die Stadt selbst betreten, um nach den Spuren dieses historischen Lebens in ihren Straßen zu suchen.

Warschau ist eine alte Stadt. In das Nebelgrau altgeschichtlicher Zeiten verliert sich ihr Ursprung, und die Sage

hat diesen mit ihren Zauberfäden umwoben. Geschichtlich ist der Name einfach aus dem Grunde erklärt worden, daß die Stadt, auf einem Hügel liegend, diesen Namen erhalten habe, da im Altslawischen ein Hügel Wersz oder Warsz geheißen. Der Legende nach rührt dieser Name daher, weil die heil. Eva an der Stelle, wo die Stadt später erbaut worden, die auf der Weichsel vorüberziehenden Flößer mit Speise und Trank versorgt habe. Die erste sichere und beglaubigte Kunde von der Existenz der Stadt datiert aus dem Jahre 1207, wo sie schon eine befestigte Burg war. Bald darauf wurde sie die Hauptstadt eines gleichnamigen Kreises und zu Anfang des 14. Jahrhunderts sogar die eines selbständigen Fürstentums. Im Jahre 1339 galt Warschau, das gut ausgebaut und mit einer Mauer umgeben war, als eine der ersten Städte Masoviens. Doch dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Kaum ein Jahrhundert später hatte die masovische Regierung ihr Ende erreicht, Warschau kam an Polen und wurde die Residenz des königlichen Statthalters. Aber auch die königliche Familie, vor allem die Königin Bona Sforza, ihre Tochter Anna und ihr Sohn, der König Siegmund August, wohnten gern in Warschau, wo außerdem die gesetzgebenden und Wahlversammlungen abgehalten wurden. Von 1596 ward es die offizielle königliche Residenz. Von da ab datieren seine eigentliche geschichtliche Bedeutung und seine bedeutende innere Entwickelung. Aber wenig mehr als ein halbes Jahrhundert ruhiger Entwickelung war der Stadt gegönnt; dann brach (1655) der schwedische Krieg aus, der die Stadt, die bereits 200 000 Einwohner zählte, nahezu gänzlich verwüstet hat.

Erst im 18. Jahrhundert erholte sich Warschau wieder einigermaßen. Seine Größe und Blüte fällt dann meist mit

der seiner Könige zusammen und erreicht den Höhepunkt unter Stanislaus Augusts Herrschaft. Die Chronisten wissen von diesem lustigen Leben viel zu erzählen. Deutsche Leser mögen in dem noch zu besprechenden Essay des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke über Polen die glänzende Schilderung von dem Hofleben zu Warschau nachlesen. Nach dieser Beschreibung ahnt man schon das Wehen des Sturmes, der bald mit verheerender Gewalt über Stadt und Land hereinbrechen sollte. Nicht lange darauf folgten denn auch die drei Katastrophen, von denen sich Stadt und Land nicht wieder erholt haben.

Im Jahre 1807 wurde das Herzogtum Warschau begründet und die Stadt als dessen Hauptstadt von Napoleons Gnaden erwählt. Hier, im Hôtel d'Angleterre, soll es ja auch gewesen sein, wo er, auf einem kleinen Schlitten aus Moskau zurückkehrend, die berühmten Worte ausgerufen haben soll: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!“ Auch das Herzogtum Warschau ging unter, aber fast schien es, als sollte die vielgeprüfte Stadt langsam sich wieder erholen.

Da brachen die beiden letzten Katastrophen, die Revolution von 1830 und der Aufstand von 1862, herein und hemmten die gedeihliche Entwickelung von neuem. So seltsam dies klingen mag, aber man kann wohl behaupten, daß erst seit etwa 1865 Warschau Zeit und Ruhe hat, auf dem Wege naturgemäßer Fortentwickelung sich zu vergrößern. Zwar den Traum einer Königsstadt mußte es sich zuvor aus dem Kopfe schlagen und als Hauptstadt des „Zartums“ Polen sich begnügen. Aber auch als solche hat Warschau seine Stellung, seine Bedeutung und vielleicht auch seine Zukunft im geistigen Leben.

Versuchen wir es nun, uns ein Bild von der Stadt

zu entwerfen, so wird am besten eine Wanderung durch diese, und zwar von West nach Ost, uns ein solches Bild vor das Auge führen. Freilich, die geschichtlichen Erinnerungen, die wir eben ausgeführt haben, müssen wir vergessen, wenn wir in die Stadt eintreten. Denn Warschau ist eine lustige, frohbewegte, moderne, gedeihlich und stetig sich entwickelnde Großstadt, in der selbst ein Geist jener alten Patrioten, der etwa heute herniederstiege, die Züge des romantischen Märtyrertums vermissen würde. Warschau hat den Witwenschleier und das Trauergewand längst abgelegt und sich mit der unerbittlichen Logik der Tatsachen abgefunden. Und die Stadt ist dabei selbst am besten weggekommen. Denn jetzt erst kann sie ohne alle Schwankungen und Hindernisse ihr Wohl fördern und ihre Entwickelung vollenden. Ist es also mit der Romantik nichts, die der Fremde etwa hier erwartet haben mochte, nicht einmal in der Poesie mehr, so ist dafür der Eindruck des Modernen, das sich mit dem Altertümlichen in einer eigenen Weise vermählt hat, und den man hier auf Schritt und Tritt empfängt, ein um so erfreulicherer. Warschau macht auf alle, die zum erstenmal aus dem Westen dahinkommen, den Eindruck einer modernen und eleganten Stadt. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir einen Gang dnrch die verbindenden Hauptstraßen nach der sich weithin ausdehnenden Stadt machen, die nun wohl bald nahezu 700 000 Einwohner zählen wird.

Natürlich beginnt eine solche Wanderung wie gewöhnlich auf dem Bahnhofe, und zwar auf dem Warschau-Wiener und Warschau-Bromberger Bahnhofe, die beide die große Mission haben, Rußland und Polen mit der europäischen Kulturwelt zu verbinden. Wie weit diese Mission hier gelungen ist, das zeigt uns schon der erste flüchtige Blick in

die von dem Bahnhofe in das Herz der Stadt führende Marschallstraße. Das sich hier entwickelnde Leben, das eiserne Straßenpflaster, die modernen Verkehrsmittel, Droschken, Equipagen, elektrische Bahnen und Omnibusse, die vielen und reichen Läden, das Drängen und Treiben auf dieser Straße, die eleganten Damentoiletten, die stutzerhaft nach Pariser Manier gekleideten Herren: alles das gibt dem Leben in der Leipzigerstraße zu Berlin oder der Praterstraße in Wien nur wenig nach. Ja, der Lärm ist hier womöglich ein noch größerer, namentlich bei Ankunft und Abgang der Hauptzüge nach Preußen und Österreich.

Die Marschallstraße mündet in den den Mittelpunkt der Stadt bildenden Sächsischen Garten, den Sammelpunkt der Warschauer Gesellschaft. Wie schon der Name andeutet, stammt dieser öffentliche Garten noch aus der Zeit der sächsischen Herrschaft. König August II. hat ihn hinter seinem Palast nach französischem Geschmack herstellen lassen und am 27. Mai 1727 zum erstenmal dem Volke zu freier Benutzung übergeben. Und das Volk macht von dieser Erlaubnis seither den ausgedehntesten Gebrauch. Wenn der Fremde ganz Warschau, vornehm und gering, arm und reich, groß und klein, Männlein und Weiblein beisammen sehen will, so muß er an einem warmen Frühlingsabend durch die Alleen des Sächsischen Gartens wandern.

Vier größere Eingänge führen in den Sächsischen Garten hinein und auch wieder aus diesem heraus. Der eine, durch den wir gekommen, ein zweiter, der durch das sogen. Eiserne Tor in die eigentliche Handelsstadt der Banken, Geschäfte, Wochenmärkte usw. führt, ein dritter, der an dem zierlichen Palais Brühl vorüber auf den Theaterplatz geleitet, und ein vierter, der durch das Hauptportal auf den sogen. Sächsischen Platz hinausgeht. Hier

befinden wir uns recht mitten in der Stadt. Der Platz ist ein wahrhaft stattlicher und verdiente wohl besser gepflegt und durch Squares verziert zu werden. Er besteht fast nur aus Prachtgebäuden. Auf der Seite des Sächsischen Gartens dehnt sich fast in der ganzen Breite des Platzes der alte sächsische Königspalast aus — jetzt restauriert und zu Regierungszwecken verwendet —; rechts wird der Platz durch militärische Gebäude, durch eine russische Kirche und durch einen Flügel des Kronenbergschen Palais abgegrenzt, dessen Hauptfront in die nächste Seitenstraße und auf den Platz der evangelischen Kirche hinausgeht. Dieser Palast ist wohl das prächtigste Privathaus in Warschau; er soll fünf Millionen Rubel gekostet und seinen Besitzer noch auf dem Sterbebett zu der populär gewordenen Äußerung veranlaßt haben: „C'est le monument de ma bêtise!“ Gegenüber dem Hauptportal des Sächsischen Gartens steht das große Hôtel de l'Europe, das größte Hotel in Warschau; zur linken Seite erheben sich gleichfalls stattliche Bürgerhäuser, seitwärts das sehr originelle, im Rokokostil erbaute Palais Brühl, einst dem sächsischen Minister Grafen Brühl gehörig, und in der Mitte des Platzes steht ein mächtiger Obelisk aus Gußeisen auf einem Marmorfundament, gewidmet der Erinnerung „an die Polen, die im Jahre 1830 für die Treue gegen ihren Monarchen gefallen sind“, ein Monument des Trotzes, gegen das sich denn auch der volle Haß der Polen wendet. Auf dem Piedestal liegen acht Löwen hingestreckt.

Gehen wir über den Sächsischen Platz weiter, so kommen wir in die Hauptstraße der Stadt. Faubourg de Varsovie nennen es die Photographen; Krakauer Vorstadt ist seltsamerweise der allgemein angenommene Name. Auf der linken Seite beginnt die Krakauer Vorstadt mit dem alten Königsschloß, das jetzt die Residenz des General-

gouverneurs ist. Schon im 14. Jahrhundert stand hier die Burg, aus Holz gezimmert; erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Siegmund III. wurde das jetzige weitläufige Schloß erbaut, das später, namentlich von Stanislaus August, restauriert wurde. Es enthält eine Reihe schöner und großer Säle, einen Marmorsaal, einen Ball- und Rittersaal, viele wertvolle Reliquien und Gemälde und auf der Rückseite, nach der Weichsel hin, eine prachtvolle, sich abstufende Gartenterrasse, die auf Befehl des Zaren Alexander I. ausgebaut wurde.

Auf dem Platze vor dem Schlosse erhebt sich die Denksäule des Königs Siegmund III. aus schwarzem Marmor, die eine Höhe von nahezu 20 Metern hat, mit der Statue dieses Königs, in Goldbronze ausgeführt. Das ganze Denkmal macht keinen sonderlich schönen Eindruck; es wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts aufgerichtet und ist kürzlich restauriert worden. Eine enge Seitenstraße führt vom Schlosse direkt zum Dom. Wie es heißt, soll früher ein unterirdischer Gang die Monarchen in die Kirche geführt haben. Der Dom, die Metropolitankirche zu St. Johann, ist auch die älteste der Kirchen Warschaus. In den Tagen masovischer Herrschaft war er schon eine Burgkirche; dann wurde er im gotischen Stil aufgebaut und in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach der Mode der Zeit im Renaissancestil erneuert. Um alle Baustile anzubringen, hat man abermals ein Jahrhundert später (1836 bis 1840) die Kirche im gotisch-englischen Stil nochmals renoviert. Nächst dem alten gotischen Portal sind das Merkwürdigste in diesem Dom der große Altar mit einem künstlerisch sehr bedeutenden Altarbild des Italieners Jakob Palma und die beiden Grabdenkmäler der letzten masovischen Herzöge, in Lebensgröße aus rotem Marmor ausgeführt. Auch die

gotiſche Kanzel, nach einer Zeichnung von Peter Viſcher, mit den zwölf Apoſteln in Gips und zehn ebenſolchen Basreliefs, iſt ein wertvolles Kunſtwerk. Das Maleriſchſte aber, gewiſſermaßen die Staffage des Gebäudes, ſind die — Bettler, die den ganzen Tag über auf den Stufen vor dem Dom lagern. So charakteriſtiſch iſt ihre Erſcheinung, daß man ſich förmlich in eine Modellbörſe verſetzt glaubt. Ein Künſtler könnte hier wirklich die ſchönſten und ſeltſamſten Bettlertypen vereinigt finden.

Durch eine zweite, nicht minder enge Straße gelangen wir vom Schloſſe aus auf den ſchönen und breiten Theaterplatz, der zwei der größten Gebäude Warſchaus aufzuweiſen hat: das große Theater und das Rathaus. Das Theater, ein weithin ſich dehnendes Gebäude mit großen Arkaden, wo viele und elegante Läden ſich befinden, war urſprünglich eine Art Salzkammer; dann wurde es von der Königin Maria Caſimira umgebaut, daher der Name „Marieville", und den fremden Kaufleuten, die mit ihren Waren weither kamen, überlaſſen. Später wurde es gar ein Nonnenkloſter. Erſt um die Mitte vorigen Jahrhunderts wurde das große und prächtige Theater mit einem geräumigen Redoutenſaal und Foyers nach dem Plane von Anton Corazzi in klaſſiſchem Stil erbaut. Das Theater iſt natürlich der Sammelpunkt der guten Geſellſchaft; es iſt der einzige Ort, wo die polniſche Sprache noch öffentlich geſprochen wird d. h. geſprochen werden darf — alſo eine Art Nationaleigentum.

Dem großen Theater, das in einem Seitenflügel auch noch ein kleineres Theater birgt, ſteht das Rathaus gegenüber, in dem ſich die Bureaus des Magiſtrats und des Polizeipräſidiums befinden. Urſprünglich, wie alle öffentlichen Gebäude Warſchaus, ein Adelspalaſt, der fürſtlichen

Familie Jablonowski gehörig, wurde es im Jahre 1817 vom Magistrat angekauft und für seine Zwecke ausgebaut. Der große Rathaussaal ist eine Sehenswürdigkeit des modernen Warschau.

Folgen wir dem Strom der Menge, die uns nach sich zieht, so gelangen wir an der neuen Synagoge, einem in maurisch-byzantinischem Stil erbauten Gotteshause der fortschrittlich gesinnten jüdischen Gemeinde, und dann weiter an der evangelisch-reformierten Kirche vorüber, die im Jahre 1777 erbaut wurde, und in welcher der Gottesdienst abwechselnd in polnischer und deutscher Sprache abgehalten wird, in die sogen. Lange Straße, wo die stattliche, in moskowitischem Kirchenstil erbaute russische Kathedrale sich erhebt, die im Innern prächtig ausgeschmückt und mit kostbaren Geräten, Bildern und Reliquien angefüllt ist, und von da aus rechts durch kleine Seitengäßchen — in das Ghetto von Warschau. Ich glaube, daß für den Fremden dieser Teil der Stadt der charakteristischste und originellste, wenn auch nicht gerade der angenehmste sein dürfte. Warschau hat mehr als 200000 Juden, also die größte jüdische Gemeinde der Welt nach New York, die größte wohl auch, die seit der Zerstörung Jerusalems auf dem Kontinent sich gebildet hat. Von diesen sind etwa 50000 gebildete, moderne Menschen, Polen im Wesen wie in der Sprache. Die übrigen sind die sogenannten „polnischen Juden", die wir ja alle kennen, und die in ihrer religiösen Eigenart, mit ihrem jüdisch-deutschen Jargon und ihrer eigentümlichen Kleidung seit Jahrhunderten sich unverändert erhalten haben.

Wir verlassen den Warschauer Rialto und wandern durch die sogenannte alte Stadt, über einen Platz, der in der gesamten Anlage wie in der Bauart der Häuser ganz an den alten polnischen, ja gemeinsam slawischen Ursprung

erinnert, wieder nach der Krakauer Vorstadt, im besondern nach dem Schloßplatz, wo sich uns von der kleinen Anhöhe ein wahrhaft schöner Ausblick über den Strom in weite grüne Gefilde hinaus darbietet. Aber wir dürfen diesem verführerischen Blick noch nicht folgen, sondern müssen die Krakauer Vorstadt der ganzen Länge nach durchwandern. Hier erhebt sich nun Palast an Palast der alten polnischen Adelsfamilien Potocki, Krasinski, Zamoyski, Radziwill usw., die meisten zu Regierungsgebäuden, Schulen, Spitälern und andern öffentlichen Zwecken umgewandelt, nur wenige noch von den Nachkommen jener reichen und alten Adelsfamilien bewohnt. Vor dem ehemaligen Palais Radziwill, das jetzt gleichfalls Gouvernementsgebäude ist, steht das Denkmal des Generalfeldmarschalls Paskiewitsch, ehedem eine Art Geßler-Hut für die patriotischen Polen, nicht weit davon die Karmeliterkirche, unter den zahlreichen katholischen Kirchen Warschaus eine der schönsten und bedeutendsten in ihrer Bauart, mit einem merkwürdig originellen Sandsteinportal, zahlreichen Verzierungen, Säulen und Reliefs, die einst Fürst Karl Radziwill erbauen ließ. Auf diesem Platze steht auch das Denkmal des Dichters Mickiewicz. Weiter hinauf ist die sogenannte Kreuzkirche, dann etwa gegenüber die Universität, ein geräumiger Bau, ehedem der Palast Johann Kasimirs, des Bruders Königs Wladislaw IV., ferner das Kopernikus-Denkmal, nach einem Modell von Thorwaldsen, den berühmten Astronomen in sitzender Gestalt vorführend, in eine griechische Tunika gekleidet, darüber die Professorentoga, in der rechten Hand die Weltkugel haltend. Wie bekannt, reklamieren die Polen den „Mikolaj Kopernik" für sich als ihren Landsmann und haben ihm deshalb hier dieses übrigens wenig gelungene Denkmal errichtet.

Einige Häuser weiter schließt die Krakauer Vorstadt ab, und wir gelangen über die Neue Welt und den Alexanderplatz nach der Belvedere-Allee, die uns aus „der Straßen quetschender Enge" endlich ins Freie führt. Durch diese und die anschließende „Aleja Ujazdowska" bewegt sich die Hauptspazierfahrt der glücklichen Equipagenbesitzer, an denen Warschau nicht arm ist.

Um nun noch die vielgerühmten Warschauer Polinnen in ihrer vollen Grazie und in ihren eleganten, geschmackvollen und bunten Toiletten bewundern zu können, müssen wir sie in dem nahegelegenen Park „Lazienki" an einem warmen Sommerabend oder auch an einem schönen Wintermittag aufsuchen. Der Park ist einer der schönsten Schloßgärten, die man sich denken kann. Auf der Höhe, in der Flucht der Allee, steht der kaiserliche Palast Belvedere, der jetzt als Sommerresidenz des Gouverneurs dient. Dann geht es hügelab in die wohlgepflegten Alleen des Parks, den man das Bois de Boulogne der Warschauer nennen kann. Etwa in der Mitte des Parks befindet sich ein reizender Palast, 1788 von Stanislaus August als Sommerwohnung, zum Teil nach eigenen Plänen erbaut. Der Palast besitzt wahrhaft prächtige Räume und eine erlesene Bildergalerie mit Gemälden von Rembrandt, Rubens, van Dyck, Teniers, Wouwerman, Jordaens, ja sogar mit einer „Heiligen Familie" von Raffael, wenigstens der Tradition nach, en grisaille gemalt, und vielen anderen Kunstwerken. Gerade gegenüber dem Palaste auf der Brücke steht das Denkmal des Königs Johann Sobieski zu Pferde, unter dessen Hufen zwei erschlagene Türken liegen. Der Heldenkönig trägt den Feldherrnstab in der Rechten und zeigt mit ihm auf das Schlachtfeld hin.

Von Lazienki aus gelangt man bald in die weitere

Umgebung Warſchaus, die an der Weichſel manche landſchaftliche Schönheit, zahlreiche Dörfer, Villen, kleine Paläſte bietet. Das Bemerkenswerteſte iſt Schloß und Park Wilanow, urſprünglich Johann Sobieski und jetzt einer Gräfin Potocka gehörig, ein Beſitztum, das einer eigenen Beſchreibung wert iſt, das wir aber nur flüchtig durchſtreifen können. Natürlich feſſeln uns auch hier am meiſten die Zimmer des berühmten Königs mit den zahlreichen Familienporträts, vor allem aber die ausgezeichnete Bildergalerie mit Gemälden von Correggio, Leonardo da Vinci, Tizian, Tintoretto, Domenichino, Guido Reni, Rafael Mengs, Rubens, Rembrandt, van Dyck, Ruisdael, Velasques, Claude Lorrain, Vernet, Cranach und Dürer — und der herrliche Park, der in weiten Landen ſeinesgleichen ſuchen dürfte.

Dies iſt Warſchau — eine degradierte Schöne, aber immer doch noch eine Schöne. Im Leben, wie in der Poeſie und auch in der Kunſt, wie die folgenden Streifzüge nachweiſen ſollen. Aber bevor wir darangehen, wollen wir noch einen kurzen Ausflug in die Ukraine uns verſtatten, die für uns ja auf dem Wege aus dem ruſſiſchen ins polniſche Land und auch auf der Bahn von der ruſſiſchen in die polniſche Dichtung liegt.

Der Dichter der Ukraine.

Ein ſeltſam merkwürdiger Landſtrich dieſe Ukraine! Sie iſt das Grenzland zwiſchen Polen und Rußland und bildete jahrhundertelang das Streitobjekt zwiſchen beiden Staaten. Weite, unabſehbare Steppen dehnen ſich dort aus, durch die bald wild, bald träg der Dnjepr in das Schwarze Meer fließt; und ein ebenſo wildes, wie träges, aber durchaus poetiſches Völkchen der Koſaken tummelt ſich auf dieſen Steppen umher. Der Koſak und ſein Rößlein

sind von den Steppen untrennbar; soweit die ersten Spuren poetischer Empfängnis bei jenen Völkern hinaufreichen, sind diese dem Kosaken, seinem Rößlein und der Steppe gewidmet. Dem Charakter der Natur entspricht auch der des Menschen und ihrer Poesie. Bald melancholisch, bald kühn rauschen die Weisen ihrer Volkslieder über die endlos weite Steppe dahin. Das Gefühl der Vereinsamung weckt die Schwermut und die Klage, aber auch die Empfindung des Mutes und der stolzen Kraft, die sich im Kampf mit der umgebenden rauhen Natur erprobt hat.

Es ist kein Wunder, daß, als in diesem Jahrhundert die polnische wie die russische Literatur einen neuen mächtigen Aufschwung nahmen, aus der Ukraine die namhaftesten Dichter hervorgegangen sind. Und auch das ist kein Wunder, daß diese Dichter eine besondere Schule bildeten, indem sie sich südrussische Motive aneigneten und diese für die polnische Poesie fruchtbar machten. Denn Polen waren sie durch und durch; ja, ihr Patriotismus stärkte sich gerade an den historischen Erinnerungen ihres Grenzlandes und an den Gefahren, die demselben von seiten der russischen Knute drohten. Der erste dieser Poeten war Anton Malczewski, dessen ukrainische Erzählung „Marie" eine Perle der Weltliteratur ist und aus verschiedenen guten Übersetzungen sicherlich allen Lesern bekannt sein dürfte. In unnachahmlicher Weise schildert er dort die Steppe seines Heimatlandes:

Wohin das Auge blickt in weiter Flur,
Kann es kein Leben, keinen Rastpunkt finden;
Die Sonne scheint auf grenzenlose Leeren,
Der Dohle Ruf allein durchbricht die Stille,
Und hier und da zirpt im Gestrüpp die Grille,
Sonst alles dumpf, die Luft nur scheint zu gären.

Doch wie? Darf alter Zeiten Angedenken
Auf keinem Monument der Väter raſten,
Sich ſeiner ſchweren Ängſte zu entlaſten?
Nein, nein, es wolle denn hinab ſich ſenken
In tiefe Erde dort, wo Waffen liegen,
Gebeine, niemand weiß, wem ſie gehört;
Die Aſche birgt den Keim zu neuen Siegen,
Doch auch den Wurm, der an den Leichen zehrt;
Und haltlos irrt der alte Geiſt umher,
Verzweifelnd in dem Raume weit und leer!

Nur in den poetiſchen Erinnerungen der arg verwüſteten Heimat fand dieſer alte Geiſt noch einen Rückhalt. Daher der Eifer der jungen Dichter, die zu jener Zeit der Renaiſſance auftraten, den reichen, lang vernachläſſigten und daher wohl auch in Vergeſſenheit geratenen Schatz der koſakiſchen Volkspoeſie zu heben und mit künſtleriſchem Gefühl zu erneuern. Es iſt natürlich, daß ſie alle faſt das Koſakentum als einen Beſtandteil des polniſchen Volkes und der polniſchen Geſchichte betrachten.

Aber keiner von ihnen hat es zu der Bedeutung und Anerkennung gebracht, die der Dichter erreichte, von dem hier des weiteren die Rede ſein ſoll. Bogdan Zaleski iſt ſein Name; er war lange Zeit der erſte und gefeiertſte lyriſche Dichter der Polen.

Ein eigentümliches und wahrhaft tragiſches Geſchick laſtet auf der Poeſie dieſes Volkes. Der Politiker mag dasſelbe belächeln, der Freund der Poeſie wird ſich eines innigen Mitgefühls nicht erwehren können. Seit einem halben Jahrhundert ſind ihre beſten Dichter verbannt aus ihrer Heimat und verſtummt. Es ging ihnen wie jenen alten Zionsſängern; „wie konnten ſie das Lied der Heimat anſtimmen auf fremder Erde?“ Da hängten ſie ihre Harfen an die Trauerweiden und ſchwiegen. . . .

Auch Bogdan Zaleski schwieg seit 1831, seit er nach dem unglücklichen Aufstande aus Polen sich nach Frankreich geflüchtet hatte. In dem kleinen Städtchen Villepreux, wenige Meilen von Paris, lebte er an die vierzig Jahre den großen Erinnerungen seiner Vergangenheit und dem tiefen Schmerz seines Vaterlandes. Fast schien es, als hätte der Tod seiner vergessen. Aber schließlich hat er ihn doch geholt (1888) und in jenes Schattenreich geführt oder auch in jenes Paradies, das des Dichters frommer Sinn sich so heiß ersehnt und mit allen möglichen Engeln, Aposteln, Heiligen und Märtyrern bevölkert hat.

Von diesem Dichter, den das junge Geschlecht seiner eigenen Nation wohl kaum noch kennt und von dem die literarische Welt erst durch die Todesnachricht erfahren hat, daß er überhaupt noch gelebt habe, will ich erzählen. Seine äußeren Lebensschicksale sind so einfach und uninteressant wie möglich. Er wurde im Jahre 1802 zu Bohaterka — was auf deutsch: Heldin heißt — in der Ukraine geboren, besuchte die Schule und die Universität zu Warschau, beteiligte sich an dem polnischen Aufstand von 1830, zog dann mit allen Genossen ins Exil, zuerst nach Italien, dann nach Frankreich, wo die flüchtenden Polen ja gastlich aufgenommen wurden und wo Zaleski bis zu seinem Tode in stiller Zurückgezogenheit lebte. Nur selten drang eine Nachricht von ihm mit gütiger Erlaubnis irgend eines Zensors nach der Heimat; keine aber berichtete von neuen Werken und Plänen. Der Schmerz um das Vaterland hatte seine poetische Kraft gebrochen.

Und diese poetische Kraft war in den Tagen seiner Jugend in der Tat eine ungewöhnlich starke. Früh schon vertiefte sich Zaleski in die Poesie des ukrainischen Volkslebens, und er erkannte mit dichterischem Blick, daß es vor-

nehmlich das wildbewegte Leben der Koſaken war, welches dieſen Ländern ſein eigentümliches Gepräge und der Volkspoeſie ihre charakteriſtiſche Eigenart verliehen hat. Dieſe koſakiſche Ukraine wurde nun die Domäne Zaleskis, während Anton Malczewski mehr das polniſche Element und der dritte im Bunde, Severin Goszczynski, die Kämpfe zwiſchen Koſaken und Polen und die Empörungen der erſteren ſchildert. Aber der Löwenanteil war doch Zaleski zugefallen, und ihm haben alle Kritiker und Literaturhiſtoriker die Krone aufs Haupt geſetzt.

Eine gewiſſe geiſtige Wahlverwandtſchaft führte ihn zum Born der ukrainiſchen Volkspoeſie, und aus ihm ſchöpfte der junge Poet mit vollen Zügen. Die Lieder dieſer Volkspoeſie teilte man in Dumki und Szumki ein; die erſteren ſind elegiſche, ernſte, die anderen wilde, fröhliche Geſänge. Aus dem Leben der Natur, den Kämpfen mit den Nachbarvölkern und Feinden erzählen dieſe; von dem eigenen Leid, von dem Glück der Liebe oder auch von der treuloſen Geliebten jene. Und weil der Koſak in ſo unmittelbarem Verkehr mit der Natur lebt, darum atmet auch ſeine Volkspoeſie friſchen Erdgeruch . . .

Er ſprengt — ein Wüſtenfürſt — auf weiter Bahn,
Koſak, Roß, Steppe, Nacht — ein wildes Ganzes.

Allerdings gehört dieſe Poeſie einer grauen Vorzeit an. Sie hat keine anderen als die allgemein menſchlichen Empfindungen mit der neuen Zeit, ihren Kämpfen und Leiden gemein, und Zaleski hat in der Zeit, wo das Vaterland ſeine Dichter wie ſeine Helden auf das Schlachtfeld rief, das am tiefſten empfunden und beklagt, freilich ohne es ändern oder aus dem Kreiſe dieſer Poeſie heraustreten zu können. In dem ſchönen Gedicht: „Die Quinte auf meiner Zither“ verleiht er jenen Empfindungen tiefen Ausdruck:

Gott, Welt, Slawen, Polen, Ukraine,
Fünf Töne sind's auf der fünfsaitigen Zither;
Warum denn tönt, wenn ich die Zither schlage,
Mein Finger leise nur berührt die Quinte,
Warum denn tönt die mütterliche Saite
So laut in meinem ernsten Mannesfang
Und übertönt die andern alle?
O, das Geheimnis ruht tief in der Seele:
Die letzte Saite klinget stets am höchsten,
Denn Ukraine flüstert die Geschichte,
Die Gräber, Schwerter, wie des Hirten Zither,
Und alle flüstern: Hoffe stets ohn' Wanken!
Dann schlag' ich folgsam an die Quinte
Und greife sie, vermähl' sie meinem Geiste,
Bis Gott die Zither anders einst besaitet.
O scheltet, Brüder, scheltet nicht den Spielmann,
Daß er dem Traum nachgeht, die Quinte läßt erklingen!

Aber dieses Unvermögen, sich in den Geist der Zeit zu versetzen und ihre Stimmungen zum poetisch treuesten Ausdruck zu bringen, war auch schuld daran, daß Zaleski vor dem Aufstand in Polen selbst fast gar nicht bekannt war. Höchstens die Zunftgenossen und die Kritiker kannten ihn. Die Nation selbst lernte ihn erst schätzen, als er längst verbannt in der Ferne weilte — auch dies wiederum ein tragisches Geschick, das vor allem lähmend auf eine so subjektive, lyrische Individualität wie die Zaleskis einwirken mußte.

Innerhalb dieser subjektiven, lyrischen Empfindungswelt ist aber auch seine Poesie beschlossen. Er verfügt über herzliche und freudige, wie über schmerzliche und tiefe Töne; ein Reichtum von Rhythmen und Reimen füllt seine Lieder aus, die auch in der äußeren Form meisterhaft sind; aber tiefe und neue Ideen, große poetische Ziele hat er nicht, oder er kann ihnen zum mindesten nicht den mächtigen Ausdruck verleihen. Alle Wurzeln seiner Kraft zieht

er einzig aus dem Mutterboden seiner Heimat: „Mich, ihr Schoßkind", sagt er, „hat die Mutter Ukraine mit dem Liede großgezogen . . . und zur Russalka gesagt: Pflege mein Kind, nähre es mit der Milch der Dumen und dem Saft der Blumen, laß ihn die schönen Bilder meines Ruhmes träumen, daß um ihn herum alle Sagen meines Volkes neu erblühen, geschrieben mit Gold und Lazur. O klangvoll wie ein Liedchen haben die Küsse meiner Amme, der Russalka, mein Blut heftig entflammt." . . . Und ein anderes Mal schildert er die Quellen seiner poetischen Begabung in folgendem Dithyrambus: „Mit der Theorbe aufgewachsen, sehe ich den Dnjepr, die Ivangóra, die Hütte im Hain, den greisen Traumdeuter vor mir, als wenn ich mich vorgestern von ihnen verabschiedet hätte. Es sangen dort die Vögel fast den ganzen Tag, und die Mädchen sangen auf der Wiese, dazwischen ertönte die männliche Stimme des Kriegsruhms der Atamane — und all dies floß zusammen in ein lebendiges Lied, und ich trank dieses Lied in vollen Zügen . . ."

Selbst in einer späteren Periode seines Lebens, wo Zaleski sich an größere dichterische Stoffe wagt und seine Poesie zu vertiefen sucht, kann er sich dem Zauberkreise der Ukraine nicht entwinden. „Mitten in den Alpen", sagt ein polnischer Kritiker von ihm, „denkt er an die Ros und Tjasmina, in der römischen Campagna sehnt er sich nach den Steppen, als ein echter Barbar schreitet er auf dem Kapitol einher, aber es kocht in ihm das Blut beim Anblick eines Bruders — eines slawischen Fechters. Ja selbst, als er später den Versuch machte, die Jugend Christi poetisch zu verherrlichen, trug er auch in dieses biblische Werk seine Heimat hinein, so daß sich darin wenig von Galiläa und dem Jordan findet, sondern die nach Jerusalem

zum Feste eilenden Volksscharen aufs Haar den südrussischen Czumaken gleichen, die ihr Nachtfuhrlager aufgeschlagen haben, oder Pilgern, die zu den heiligen Orten wallfahrten, nach Poczajew oder in die Petscherskaja Lawra zu Kiew."

Diese Einseitigkeit und Ausschließlichkeit ist allerdings der einzige erhebliche Vorwurf, den man gegen Zaleski, wie gegen die Dichter der Ukraine erheben konnte. Gerade aber, weil nach 1830 mit dem Erwachen der nationalen Poesie die Romantik des Kosakentums gegenstandslos wurde und weil selbst Dichter wie Mickiewicz die ewige Verherrlichung der Kosaken und die Manier der Nachahmer Zaleskis verspotteten — „die Ukrainer", sagte er, „haben sich auf Bogdan gesetzt, und reiten auf ihm: hop, hop, hop! Sie machen mich rasend; man muß diese Skribenten von ihren Pferden herunterreißen!" —, gerade darum hatte Zaleski seiner Russalka Valet gesagt und sich aus der unendlichen Melodie seiner Romanzen auf die Höhen der Menschheit erhoben, von wo er in zwei größeren Schöpfungen seiner Poesie einen tiefern Gehalt und jene mystische Weihe zu geben suchte, von der damals fast alle Dichter des jungen Polen erfüllt waren. Wie Mickiewicz, Krasinski und die meisten andern war auch Zaleski fromm und eine Zeitlang sogar ein mystischer Schwärmer. In dieser Periode entstanden seine beiden Werke: „Der Geist der Steppe" und „Die heilige Familie".

Das erstere ist nichts mehr und nichts weniger als eine Philosophie der Geschichte vom panslawistischen Gesichtspunkte aus. Die Welt, das Slawentum, Polen und die Ukraine — das sind die vier Organe, durch die „die Gedankenmelodie der Weltgeschichte" in diesem Epos gesungen wird. Aber die Aufgabe zu lösen, die sich der Dichter kühn gestellt, dazu hätte es eines Dante oder eines Goethe be-

durft. Ihm gelang es kaum, in einzelnen Zügen die poetiſche Seherkraft zu bewähren. Das Gedicht iſt reich an einzelnen Schönheiten; es erhebt ſich oft zu einem grandioſen poetiſchen Schwung, aber einen einheitlichen und nachhaltigen Eindruck vermag es nicht hervorzubringen.

Dafür aber iſt das kleine epiſche Gedicht: „Die heilige Familie“ eine entzückende Idylle voll Anmut und keuſcher Schönheit. Dasſelbe iſt im deutſchen Blankvers treu wiedergegeben und atmet auch noch in der Überſetzung die Fülle und den Wohllaut aus, durch den das Original Hörer und Leſer entzückt hat. Die Überſetzung iſt von A. Zipper (Leipzig 1878), der ſich als wackerer und begabter Vermittler zwiſchen der deutſchen und polniſchen Poeſie ſeit Jahren bewährt, der Schillers Werke den Polen, die Gedichte von Mickiewicz, Malezewski und Zaleski den Deutſchen zugänglich und neueſtens in einer vortrefflichen Biographie Grillparzers dieſen vorher in Polen wenig gekannten Dichter dort erſt bekannt gemacht hat. Solchem Verdienſt gebührt die wärmſte Anerkennung! Es iſt nicht übertrieben, was ein polniſcher Literarhiſtoriker von dieſer Dichtung ſagt, daß kein Dichter ſeines Vaterlandes „die Innigkeit der chriſtlichen Liebe“ mit zarteren, durchſichtigeren, reineren Farben gezeichnet habe und daß dieſes Gedicht der Glanzpunkt der religiöſen Poeſie des polniſchen Volkes ſei. Er ſetzt im Frühling ein und erzählt die Geburt ſowie den Opfertod Chriſti in zwei Geſängen von plaſtiſch-idealer Schönheit der Form und hehrer poetiſcher Empfindung.

So ſchildert der Dichter den Frühling auf den Fluren des heiligen Landes, das er ſelbſt als ein frommer Pilger durchzogen hat. Sein religiöſes und poetiſches Empfinden ſollten dort neue Quellen aufgraben — vergeblich!

Denn auch dieſes Gedicht iſt im letzten Grunde nur ein

ukrainiſches Epos. Auch am Jordan konnte er den Dnjepr nicht vergeſſen, und auch in das bibliſche Leben trug er den engen Gedankenkreis ſeiner Heimat hinein. Die frommen Waller gen Jeruſalem gleichen, wie ſchon geſagt, auf ein Haar den Pilgern, die Jahr aus Jahr ein nach dem weitberühmten Höhlenkloſter im „Mütterchen Kiew" ziehen.

Noch klarer zeigt ſich dieſe Beſchränkung in dem zweiten Epos Zaleskis in der Dichtung: „Der Geiſt der Steppe", die nun auch in einer deutſchen Übertragung vorliegt. Es iſt das Gedicht eine Art Revue der Weltgeſchichte, die mit dem Bilde von der Auferſtehung Polens und der Seligkeit des Paradieſes abſchließt. Man muß, wenn man dies lieſt, daran denken, daß es in der zweiten myſtiſchen Periode, die Zaleski ebenſo wie jeder andere polniſche Dichter durchzumachen hatte, entſtanden iſt, dann wird man den Gegenſatz begreifen, in dem ſich der Dichter gegen den Fortſchritt der Kultur und gegen die Aufgabe des Jahrhunderts befindet.

Er erzählt die Geſchichte ſeiner Seele vor ihrer Geburt. Die Mutter Ukraine hatte dieſe Seele den Ruſſalken zur Erziehung übergeben; auf einen Wink Gottes läßt ſich das luftige Flatterweſen herab, wird Fleiſch, ſehnt ſich nach der Heimat jenſeits der Wolken und durchlebt in Gedanken alle bedeutſamen Momente in der Entwickelung der Menſchheit, bei welchen als Urheber aller Übel der hochmütige Verſtand erſcheint, der ſich gegen den Glauben empört, und die fleiſchliche Luſt, die den Körper zerſtört. Es iſt, als hörte man das Bekenntnis eines Mönches in einem deutſchen Kloſter des zwölften Jahrhunderts. Hier und da belebt ſich die Erzählung und erhebt ſich zu einem hohen poetiſchen Schwung, wie z. B. da, wo der Dichter die Völkerwanderung und Attila darſtellt. Es ſcheint faſt, als hätte

hier der Gedanke an jene Barbaren, in denen er wohl das Prototyp seiner geliebten Kosaken erblickte, seine Muse beflügelt. „Der in Stahl geschmiedete Heerführer reitet und führt auf weglosen Strecken — die Reiterstatue Allhunrichs (des Königs aller Hunnen), er selbst rauh wie ein Bär, sehnig, mager, nur aus Knochen bestehend, eine Gottesgeißel, das Gesicht drohend und wild, das Auge nie sich schließend, weil die Augenlider an die Stirn gewachsen sind. Wie ein Strom, der sich zwischen steilen Felsen gewaltig den Weg bricht, so lärmen die hinter ihm herziehenden Haufen: Rom, Rom, wo ist Rom?

Die Reiterstatue — der unzugängliche Heerführer — taub und stumm, reitet, führt auf weglose Strecken, plötzlich bleibt er stehen: Hier ist ein Halt. Sollen wir nach dieser oder jener Seite ziehen in die Steppe? Das wird uns der Komet in der Nacht sagen, Rom, Rom ist nicht weit, hinter sieben Bergen, hinter neun Strömen!"

Die Aufgabe, die sich Zaleski gestellt hatte, war eine überwältigend große und kühne. Um sie zu lösen, hätte es einer großen Kraft bedurft; dem in religiöser Engherzigkeit befangenen polnischen Dichter gelang es kaum, in einzelnen Zügen eine Art von poetischer Seherkraft zu bewähren. Das Gedicht ist, wie gesagt, reich an solchen einzelnen Schönheiten des Gedankens und der Poesie — aber einen einheitlichen und echt dichterischen Eindruck vermag es nicht hervorzubringen. Der Dichter selbst hat diese Begrenzung seines poetischen Könnens sehr wohl gefühlt und darum wohl vielleicht auch geschwiegen, als er nichts mehr von dem poetischen Zauber seines Heimatlandes zu sagen hatte.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß Zaleski, der doch ein entschiedener Panslawist war und einst begeistert ausgerufen hatte: „Ich liebe slawisches Getön vor allem!"

dennoch ein genauer Kenner und Verehrer der deutschen Literatur war und einzelne Balladen von Bürger, Schiller und Goethe geradezu meisterhaft ins Polnische übersetzt hat — ein wohl zu beachtendes Spiegelbild für die deutschfeindlichen Tendenzen jenes jungen Geschlechts polnischer und russischer Dichter, die sich so gern auf die Traditionen des Nestors ihrer Poesie zu berufen pflegen.

Des Nestors ihrer Poesie! Jawohl, denn er war fast 50 Jahre verschollen, und erst sein Tod erinnerte an sein Leben. Kein Laut entrang sich mehr seiner Leyer, seit Warschau gefallen war. Der Dichter in ihm war verstummt. In vier mäßig starken Bänden ist seine ganze Poesie beschlossen, die seine epischen Rhapsodien aus der Ukraine und seine beiden Epen umfassen. Das ist alles.

Und doch hatte kein Geringerer als Mickiewicz selbst Bogdan Zaleski „unzweifelhaft für den größten slawischen Dichter" erklärt, der alle, die nach ihm kommen, in Verzweiflung setzen werde, da er sämtliche Mittel der Kunst, alle Rhythmen, alles, was nur an glänzendem Kolorit da ist, völlig erschöpft habe. Das Lob freilich war übertrieben, die Motivierung aber durchaus richtig. Ein so melodiöser Zauber ergießt sich aus den Romanzen Zaleskis, daß man sich diesen Tönen unwillkürlich gefangen geben muß, auch selbst dann, wenn man vor seinen Sirenenklängen fliehen möchte. Seine Poesie hat in der Tat etwas Sagenhaftes, Säuselndes, Spielendes; sie ist wirklich dem bezaubernden Gelispel einer Quelle ähnlich, die beschleicht, erwärmt und entzückt, wie ein leichtes Wiegen und Wogen der Mailüfte. Aus der Natur schafft er seine tiefsten und heiligsten Töne, seine besten und reinsten Empfindungen; er wird schwach, so oft er den Boden der Heimat, das Reich der Natur verläßt. Darum verstummte seine Muse, als er die Treppen

des Exils hinanstieg. Der Dichter selbst fühlte dies, als er in seinen letzten Jahren an einen Freund schrieb: „Erinnerung an Menschen, die man geliebt, und an Zeiten der Gnade, die einem zu teil geworden, erfüllen des Greises Seele ganz mit sehnsüchtiger Träumerei, und ewig tönt ihm ins Ohr der melancholische Vers des königlichen Sehers: „Meine Tage sind verblichen wie ein Schatten und ich selbst bin verdorret wie Heu."

Seltsames, beklagenswertes Poetenlos! Indes die Mädchen und Burschen seiner ukrainischen Heimat des Dichters Dumki wie echte und alte Volkslieder an lauen Sommerabenden und in langen Winternächten hinaussangen in die mondbeglänzte Zaubernacht der Steppe, saß er, der Dichter, fern von der über alles geliebten Heimat in der Fremde und mußte das Brot des Exils essen und konnte keinen Ton mehr der Leyer entlocken, der einst so reicher Liedersegen entströmte. Eines der schönsten Gedichte Zaleskis ist die freie Übertragung von Goethes „Erlkönig" in einer kleinrussischen Volkssage: „Die ukrainische Nachtigall". Er selbst war eine solche ukrainische Nachtigall, die in den Frühlingstagen der Auferstehung seines Volkes ihre entzückenden Liebeslieder sang, die aber verstummte, als der Winter herannahte und die Hoffnungen und Ideale seines Volkes eingesargt wurden für immer.

Das junge Polen.

Man würde fehlgehen, wenn man die Erinnerungen an das „junge Deutschland" heraufbeschwören wollte, um diejenige Richtung und Bewegung zu schildern, die ich „Das junge Polen" nennen möchte, so viele Analogien auch beide Erscheinungen haben mögen, und so sehr auch ihre Ausgangspunkte und Ziele die gleichen zu sein scheinen. Heinrich Laube hätte allerdings dagegen protestiert, wenn

ich die Bezeichnung „Das junge Polen“ für diese Bewegung zuerst entdeckt zu haben vorgeben und den Zusammenhang desselben mit dem „jungen Deutschland“ nicht vielmehr ihm vindizieren wollte, der schon im Jahre 1830 in seinem „Jungen Europa“ die zweite Abteilung: „Die Krieger“, dem „Jungen Polen“, seinen Hoffnungen und seinem großen Schmerze weihte. Aber das „Junge Polen“ Laubes, der damals emigrierend durch Deutschland zog und dort so herzliche Sympathien fand, ist doch ein ganz anderes, als dasjenige, welches ich hier deutschen Lesern vorführen möchte; dieses ist vielmehr der diametrale Gegensatz zu dem von 1830, und vielleicht verdient es mit mehr Recht jenen Titel als eben die Generation von 1830, die zum Teil als das „alte Polen“ dem jungen gegenüberstand.

Um aber der Parallele, die sich jedem literaturkundigen Leser von selbst bei dieser Bezeichnung aufdrängt, von vornherein aus dem Wege zu gehen, hatte ich eigentlich die Absicht, diese Skizze mit dem viel zutreffenderen Titel: „Eine neue Revolution in Polen“ hinaussegeln zu lassen; nur aus Rücksicht auf empfindsame Staatsanwälte und zartbesaitete Polenherzen habe ich diesen wilden Titel wieder fallen lassen und bin zu dem „jungen Polen“ zurückgekehrt, unter welcher Bezeichnung jene Bewegung vielleicht sich am treuesten schildern läßt, die im letzten Halbjahrhundert das schöne und unglückliche Land vom Bug bis zur Weichsel durchzitterte, und von der wir Deutsche seltsamerweise gar keine Kenntnis hatten. Wir Deutsche, die wir alle Völker „zu einem Weltgespräch am deutschen Herde“ geladen und das Ideal des greisen Dichterfürsten von einer „Weltliteratur“ verwirklichen möchten, die wir insbesondere mit dem damaligen „jungen Polen“ gebangt, gejubelt und getrauert haben! Heute ist das freilich anders. Und es ist gut so.

Den Gründen dieser Unkenntnis nachzuforschen, mag erfahrenen Politikern überlassen bleiben. Für uns genügt die Tatsache selbst, an der auch ein größerer Essay über „die polnische Belletristik in den letzten 20 Jahren", den der bekannte österreichische Politiker Otto Hausner in der „Deutschen Rundschau" vor mehreren Jahren veröffentlicht hat, nur sehr wenig zu ändern vermochte. Die Politiker, die über Literatur schreiben, geraten natürlich leichter als jeder andere Schriftsteller in die Versuchung, diese von ihrem Parteistandpunkte aus zu erfassen und darzustellen. Genau so ist es auch Otto Hausner gegangen. Dazu kam aber noch als das Wesentliche, daß der Kern der Sache, eben jene Bewegung des „jungen Polen", in diesem Essay durchaus nicht in das rechte Licht gestellt wurde. Die ganze Bewegung wurde von dem politischen Literarhistoriker mit wenigen vornehmen Worten abgefertigt, und am Ende erschien die ganze Arbeit als eine dürre Nomenklatur, von der dem deutschen Leser hinterher nur noch zahlreiche ski und wicz, aber keine Kenntnis oder Übersicht der ganzen geistigen Bewegung Polens übrig blieb.

Außer diesem Essay ist, wie gesagt, in Deutschland über jene mächtige Bewegung fast nichts bekannt geworden. Und ich gestehe gern, daß ich nicht wenig überrascht war, als ich zuerst von einer jungpolnischen Literatur hörte, die doch nur durch geringe Entfernungen von Deutschland wie von Österreich getrennt ist, ohne daß die Kunde hiervon über die Grenzpfähle von Sosnowice und Alexandrowo zu uns herübergedrungen wäre. Und doch besitzen wir fast sämtliche hervorragenden Dichtungen der älteren Polen in mehr oder minder guten deutschen Übersetzungen, und doch ist der Weg von Warschau nach Wien nur etwa zwanzig Stunden,

von Berlin aber nach Warschau nur zwölf Stunden weit, während allerdings die Entfernung dieser beiden Literaturmetropolen von der Heimat der Rigwedas oder von den Rosengärten von Schiras doch erheblich größer ist, ohne daß sie uns verhindert hätte, jene heiligen Hymnen und diese lustigen Lieder sehr genau kennen zu lernen.

Da es aber in der Literatur keine Grenzpfähle gibt und die Zeit, wo „die Literaturen einander näherrücken", hoffentlich nicht ganz vorüber, wird es deutschen Lesern gewiß von Interesse sein, etwas Näheres über jene eigenartige geistige Bewegung zu erfahren, was auf authentischen Berichten sachkundiger Freunde und genauer Einsicht in jene Bewegung und ihre wichtigsten Schöpfungen beruht.

Das Jahr 1863 ist das Geburtsjahr dieser Strömung. Der verunglückte Aufstand, der scheinbar den Sargdeckel auf alle nationalen Hoffnungen der Polen legte, und die Befreiung der Bauern vom Robotdienst gaben dem ganzen Lande eine wesentlich veränderte Physiognomie. Die früheren Parteien waren aufgelöst, die Reihen der Kämpfer gelichtet, die Besten schwiegen oder mußten in den Steppen Sibiriens schweigen — und nur der Jubel der durch kaiserliches Machtwort freigewordenen Bauern erscholl über die weiten Ebenen Polens. Es ist bis jetzt in tiefes Dunkel verhüllt gewesen, wie sich aus all diesem Elend und Verfall, aus dem Ruin des Vaterlandes jene mächtige neue Bewegung entwickelte, wie die Quelle des Stromes oft verhüllt ist, der uns in seinem Laufe plötzlich den Weg verschließt. Wäre uns diese Strömung bekannt und vertraut gewesen, unsere wärmsten Sympathien hätten sie ja geleiten, unsere innigsten Bemühungen hätten sie im Interesse der Kultur und des Fortschritts fördern und stützen müssen! Denn die neue Bewegung ging mit der Parole des Fortschritts allen

Schwankenden und Verzagten voraus; ihre Heerführer hatten auf den Trümmern des Vaterlandes den mutigen und kühnen Entschluß gefaßt, eine Neubildung anzubahnen und auszuführen, durch welche Polen von innen heraus rekonstruiert werden sollte. Fort mit den Verschwörungen und geheimen Konventikeln, fort mit den lächerlichen Aspirationen und eitlen Hoffnungen, hieß es plötzlich. Was frommt die bittere Klage, der tiefe Jammer um das Vaterland, wenn man nicht mutig darangeht, es wieder aufzurichten und den veränderten Zeitverhältnissen gemäß zu leiten!

Statt Trauer und Klage, die das „junge Polen" von 1830 als seine Haupttätigkeit ansah, verlangte das von 1863 energische Tat, mutiges Vordringen, zielbewußte und eifrige Arbeit im Dienste der Mächte der modernen Kultur, die allerwärts schon zur höchsten Entwickelung gelangt, während ihr in Polen noch kaum der Eingang vermittelt war. Auf ihre Fahne hatten sie den Industrialismus, das Losungswort der sechziger Jahre, geschrieben, und ihre Parole war kurzweg der Fortschritt. Anfangs verhallte der frische Ton in der dumpfen Stagnation, die sich nach dem Aufstande über das Land ausgebreitet hatte, aber allmählich drang er doch selbst durch das Dickicht der polnischen Wälder bis an die Grenzen des Landes; man fing an aufzuhorchen; siehe da, es war ein neuer Ton, ein ungehörter, der so mutig und kampfesfreudig erklang, daß man ihm lauschen und schließlich sich gefangen geben mußte. Freilich das alte „junge Polen" verschloß ihm die Ohren; ihm war nur die Klage über das gefallene Vaterland heilige Pflicht. Wie einst Israels zerstreute Volksschar, wollten sie das neue Lied, zu dem man sie aufforderte, nicht singen in der Verbannung, im nationalen Elend. Wie viel wirklicher Schmerz und wie

viel Attitude dabei war — wer vermöchte das zu entscheiden? Genug, daß die Alten dem mutigen Vorwärtsdringen der neuen Bewegung den berühmten „passiven Widerstand" entgegensetzten.

Aber die Jungen, dieses neue Geschlecht, erzogen in Kampfesgewittern und nationalen Aufständen, gestählt durch eine moderne Bildung und unmutig über jene nichtige Resignation, die es nicht zu teilen vermochte, dieses junge Geschlecht bildete die Hauptarmee der geistigen Bewegung, die zum erstenmal Polen auf die Heeresstraße der modernen Kultur führen und in deren Zeichen siegen lassen wollte. Bis hierher ist die Analogie mit dem jungen Deutschland eine ziemlich in die Augen fallende. Hier wie dort galt es, die Unhaltbarkeit der bestehenden sozialen, literarischen und religiösen Verhältnisse darzulegen, hier wie dort eine geistige Neubildung anzubahnen, hier wie dort die Fesseln der Kirche und einer überlebten Weltanschauung zu sprengen; war aber die Arbeit des Zerstörens und Niederreißens gelungen und galt es, an den Aufbau eines neuen Systems zu gehen, so wichen die Ziele des „jungen Polen" von denen des „jungen Deutschland" himmelweit ab. Jene verlangten Emanzipation der Frauen und der Juden, ihr Hauptgrundsatz war die Freiheit der Individualität, und sie faßten diese Freiheit in dem Sinne auf, daß jeder einzelne das Recht haben solle, sich willkürlich zu bewegen und zu entwickeln. Diese waren in ihren Zielen weit praktischer: sie begnügten sich als Kinder der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts damit, die Fahne des industriellen und ökonomischen Fortschritts und der geistigen Entwickelung aufzupflanzen, die das Individuum zu einem modernen Menschen machen und greifbare Ziele statt chimärischer Träume verfolgen lassen. Nur in der Art noch, wie sie

dieſe Forderungen ſtellten und zur Debatte brachten, hatte das „junge Polen“ eine natürliche Ähnlichkeit mit dem „jungen Deutſchland“. Denn auch hier war es jener burſchikoſe, ſtudentiſche Ton, der die Alten ſo tief verletzte und die Kluft zwiſchen den Parteien unnötig erweiterte, den die Führer der neuen Bewegung anſchlugen und den wir aus den Schriften des „jungen Deutſchland“ zur Genüge kennen. Wären jene Schriften nicht vollſtändig verſchollen und wüßten wir nicht, daß gerade die jungen Polen nicht in der Lage und Laune waren, dieſe Vorbilder zu ſtudieren, man könnte glauben, dieſe jungen Heißſporne ſeien bei Theodor Mundt und Karl Gutzkow in die Schule gegangen, oder ſie hätten Heinrich Laube ſeinen renommiſtiſchen Studentenjargon — von Anno 1830 — abgelernt. Da dies aber unmöglich, zum mindeſten ſehr unwahrſcheinlich, ſo muß man wohl annehmen, daß das Geſetz ſolcher Neubildungen überall gleiche Erſcheinungen zutage fördert und daß dieſe allerwege ſich in der nämlichen Weiſe äußern.

Etwa zu derſelben Zeit, als ſich in Krakau die heute dort mehr als je dominierende Partei der Stanczyken bildete — man wird den Urſprung dieſes Parteinamens von dem Hofnarren Stanczyk nicht vergeſſen dürfen — traten die erſten Spuren des „jungen Polen“ in die Erſcheinung. Ein kleines Wochenblatt, das in Warſchau gedruckt wurde, gab den äußerlichen Anſtoß und bildete bald den Sammelpunkt der neuen Schule. „Przeglad tygodniowy“ (Wöchentliche Überſicht), ſo war der unſchuldige Titel dieſes Blättchens, das, etwa zwei Bogen Großoktav ſtark, allwöchentlich erſchien und als Zugabe — um Abonnenten heranzuziehen — noch neue und pikante Romane in verlockende Gratisausſicht ſtellte! Ein beſonderer Plan herrſchte bei dieſen Zugaben nicht; denn neben der „Kamelien-

dame" von Alexander Dumas prangt in den Ausgaben dieser Wochenschrift der Roman von Wilhelmine v. Hillern: „Aus eigener Kraft", der schon mehr in die Tendenz der neuen Schule einschlug und in der Tat eine Art Evangelium derselben wurde. Ich bin überzeugt, daß Frau von Hillern von dieser Wirkung ihres Buches nichts bekannt war; aber ebenso überzeugt bin ich, daß ein gewisser innerer Zusammenhang die Führer jener Bewegung gerade zu diesem Fortschrittsroman hinzog, in dem sie ihre Forderungen so überzeugend und klar entwickelt fanden.

Aber es war nicht etwa die blasse Furcht, die sie veranlaßte, ihre Ideen in das Gewand des Romans und der Novelle zu kleiden, vielmehr galt diese Form hauptsächlich der Propaganda unter den Frauen, in denen das junge Geschlecht schon um seiner Jugend willen begeisterte Bundesgenossinnen fand. Sie scheuten sich durchaus nicht, ihre wilden, kühnen Ideen in allen Formen und Tonarten zu verkünden, die ihrer Literatur vordem so fremd wie möglich waren. Ja, wild und kühn waren diese Ideen — das muß man sagen. Hätte es nicht der russischen Staatskunst in ihr Programm gepaßt, man begriffe es nur schwer, wie die Zensur solche kühne und fortschrittliche, gefährliche Ideen damals habe passieren lassen können. Und das alles wurde in einer so kecken oder sogar frechen Sprache vorgebracht, die man bis jetzt noch nicht gehört hatte, und in einer Manier, die kaum einen Widerspruch zuließ. Staunen und Verwunderung verbreitete sich im ganzen Lande, entsetzliche Angst und Verzweiflung ergriff die Alten, die ihre Altäre einstürzen und ihre höchsten Autoritäten fallen sahen. Denn das war das erste Gebot der jungen Schule: Keine Autorität! Wie beim jungen Deutschland. Und dann: Fort mit der Poesie! Es lebe die Prosa!

Genau so wie beim jungen Deutschland. Und schließlich: Hoch der zielbewußte Fortschritt und die ökonomische Arbeit der neuen Zeit! Was freilich wiederum ganz anders klang wie der Schlachtruf des „jungen Deutschland", das eigentlich gar kein bewußtes Ziel hatte und von der ökonomischen Arbeit des Jahrhunderts noch nichts wissen konnte.

Am meisten empörten sich natürlich die gestürzten Autoritäten, die ihre Größe dahinschwinden sahen, gegen diesen kecken Ton der neuen Literatur, die ihrerseits mit einem kolossalen Wust von Autoritätsglauben aufzuräumen hatte. Ein Beispiel hiervon. Da war seit Jahren an der Warschauer Hochschule ein immens gelehrter Professor, Herr Levestam. Der gute Mann hieß natürlich Löwenstamm, ein patentierter Kritiker und Literarhistoriker, das delphische Orakel des literarischen Polentums, voll von „gefrorenem Magisterhochmut", um mit Johannes Scherr zu sprechen, und von gelehrtem Dünkel. Dabei übertraf seine moralische Individualität seine geistige durchaus nicht. Seine patriotischen Gesinnungen wurden trotz des nun so echt polnisch klingenden Namens doch nicht für voll angesehen, und sein Verhalten im Jahre 1863 war viel mehr als zweideutig. Trotzdem galt es als ein Verbrechen, diesen Ölgötzen anzugreifen. Und da kam eines schönen Sonnabends dieser „Przeglad" und nannte den gefeierten Universalhistoriker — einen Schrank voll von Büchertiteln, aber ohne jeden Inhalt! Horrendum. Und so musterte das Blatt, dessen hervorragendste Mitarbeiter Studenten oder Kandidaten und junge Ärzte waren, alle gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse der Reihe nach durch, ohne jede Rücksicht, ohne die geringste Konnivenz. Seine Sprache wurde mit jeder Woche kühner und zuversichtlicher, jemehr seine Ideen an Boden gewannen,

und eines Tages brachte es den lang verhehlten und vertuschten Kampf in einem flammenden Leitartikel offen zur Sprache, der den Titel führte: „Wir und Ihr“ und der einen Zwiespalt in der öffentlichen Meinung Polens freimütig konstatierte, eine konservative und eine „positive“ Partei anerkannte und ohne Umschweif erklärte, daß eine Versöhnung zwischen diesen beiden diametral einander gegenüberstehenden Parteien unmöglich und daß es eine unerbittliche Notwendigkeit für das „alte Lager“ sei, dem „jungen Lager“ den Platz zu räumen. Darob natürlich großes Heulen und Zähneklappern und eine moralische Entrüstung ohnegleichen im alten Lager! Auf der anderen Seite dagegen Siegesjubel und immer weiter sich verbreitende Anerkennung der neuen Ideen! Nach wenigen Monaten konnte der „Przeglad tygodniowy“ — der, nebenbei bemerkt, später eine große, angesehene Revue im Stil der bedeutenden französischen und englischen Revuen wurde — das Format seines Blattes vergrößern und die Räume des neuen Hauses ausdehnen. Es war ersichtlich, daß die Bewegung von der Volksgunst getragen wurde. Die Alten zogen sich grollend zurück, und zahlreiche neue Kämpfer traten auf den Schauplatz, und auch neue Blätter sekundierten dem Kampfe für die Idee des „jungen Polen“.

Zu gleicher Zeit und natürlich auf Veranlassung der Leiter dieser Schule kamen die Werke von Häckel, Darwin, Vogt, Moleschott, Büchner, Tyndall, Huxley, Spencer, Taine nach Polen und wurden dort übersetzt und — verschlungen. Hier war frei und schön ausgesprochen, was man vordem kaum zu ahnen gewagt hatte, hier war das Credo der Zukunft in festen Sätzen formuliert, hier war das luftreinigende Gewitter, das die alte Welt vernichten und die neue Weltanschauung zur Blüte und Reife treiben mußte.

Das Studium der Naturwissenschaften nahm Dimensionen an wie nie zuvor. Knaben und Mädchen disputierten mit polnischer Lebhaftigkeit über die Zuchtwahl und die Abstammung des Menschen vom Affen. Die vorher die flammenden Oden von Mickiewicz und Vincenz Pol deklamiert hatten, begeisterten sich jetzt für „Kraft und Stoff" — und was den Alten das Schlimmste und Gefährlichste schien: man konnte alsbald junge Leute ohne Zahl finden, die Darwin und Vogt verehrten, den „Przeglad" regelmäßig lasen, die aber nicht alle polnischen Könige herzusagen wußten und alle polnischen Nationalpoeten auswendig kannten. Das war der erste Stoß für die nationale Eitelkeit.

Freilich hatte dieses frische und kräftige Treiben auch sein Herbes und recht nachteilige Folgen. Es bildete sich bald ein modernes Halbwissertum, ein großsprecherisches Vielwissertum und ein arrogantes Nichtswissertum, das überall den Troß und das Gefolge der neuen Kulturideen bildet. Unberufene fingen an mitzusprechen, ja das große Wort zu führen, und alles, was nicht in den Rahmen dieses Kontor-Positivismus sich fügen wollte, wurde veraltet, idealistisch, utopistisch genannt. Hier war die Klippe, an der die neue Schule scheitern konnte; daß sie dennoch nicht gescheitert ist, mag ein Zeugnis für den gesunden Kern ablegen, der in ihr sich barg und den sie auch zur Reife gebracht hat.

Die unmittelbare Folge dieser Verflachung der bahnbrechenden Ideen des „jungen Polen" war ein plötzliches Sinken der Bewegung, eine momentane Fahnenflucht, die aber nur dazu diente, von dieser Bewegung alles Unreife abzuschütteln, alles Unwahre auszusondern und sie fester zu konzentrieren. Da war einer der Chorführer des „jungen

Polen", der sich kaum noch philosophisch gehäutet hatte und schon ein Buch über die „psychologischen Fragen des neunzehnten Jahrhunderts" in keckem, herausforderndem Tone schrieb. Kaum hatte er die Universität verlassen, veröffentlichte er das „Tagebuch eines Psychologen" . . . . Später wurde Julian Ochorowicz — derselbe große Psychologe — Professor an der Lemberg-Universität; seine ferneren Leistungen sind so unbedeutend wie möglich geblieben und allmählich hat er sich auch von dem „jungen Lager" entfernt. Die erste Zeitschrift, welche dem „Przeglad" akkompagnierte, war die „Niwa" (Das Feld) in Warschau. Kaum hatte die Desertion begonnen, verwandelte das Blatt seine Farbe und wurde ein ultra-konservatives Feld. Und solcher Beispiele ließen sich noch mehrere anführen. Am meisten trug, wie ich glaube, die Art und Weise, in der die junge Presse die nationale Frage auffaßte und zur Lösung bringen wollte, zu der Fahnenflucht bei, die nun stattfand und die Reihen erheblich lichtete. Hier war die Achillesferse des Polentums — und während Krakau und Lemberg bis jetzt zum Teil mit Bewunderung auf das frische, angeregte literarische Treiben in Warschau geblickt hatten, fingen sie nun an, sich diesem zu entfremden, da man ihnen den Vorschlag machte, auf ihre nationalen Utopien zu verzichten und die Regeneration Polens unter den bestehenden Verhältnissen von innen heraus anzubahnen. Man kann noch heute behaupten, daß diese nationalen Utopien in Galizien und Posen ungleich mehr Boden haben als in Kongreßpolen selbst, und die letzten Vorgänge haben dies zur Genüge erhärtet.

Jung-Polen aber hielt fest an seinen Ideen und Idealen — und so stand der Kampf bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Allerdings hatte er an Heftigkeit viel verloren. Auch

haben die Alten zum Teil den Widerstand aufgegeben, wie die Jungen von ihrer Schärfe und Angriffsluſt abgelaſſen haben. Aber im großen und ganzen darf man doch wohl ſagen, daß dem „jungen Polen“ der Sieg verblieben iſt. Gelänge es ihm, eine neue Verſöhnungspolitik mit Rußland anzubahnen auf Grund ſeiner liberalen Ideen, ſo wäre ſein Sieg ein unzweifelhafter geweſen, hätte es weiter eine Verbindung von polniſcher und ruſſiſcher Bourgeoiſie herzuſtellen, eine liberale Nuance in den Panſlawismus hineinzubringen vermocht, ſo hätte es ſeine Aufgabe glänzend gelöſt. Freilich wird bis dahin noch viel Waſſer die Weichſel entlang fließen — aber was tut's?

Zwei Momente aber im Verlaufe dieſes Kampfes ſind zu charakteriſtiſch, als daß ich ſie hier übergehen ſollte. Im Jahre 1877, wenn ich recht unterrichtet bin, erſchien in der Monatsſchrift „Atheneum“, die ebenfalls dem „jungen Polen“ angehörte und von einem ſeiner beſten Streiter, Peter Chmielowski, vortrefflich redigiert wurde, ein geharniſchter Artikel, „Die Romantik und ihre Folgen“, deſſen Autor, ein aufgeklärter, philoſophiſch geſchulter Geiſtlicher, Krupinski mit Namen, ein förmliches und feierliches Todesurteil über die nationale Romantik ausſprach und ſelbſt das prächtigſte polniſche Epos „Herr Taddäus“ von Mickiewicz in dieſes Verdammungsurteil mit einſchloß. Wozu eine Vergangenheit verherrlichen, mit der wir nichts gemeinſam haben? Eine Vergangenheit, die für uns nicht Wert noch Reiz haben kann, eine ritterliche adelige Vergangenheit, die uns ſogar antipathiſch ſein muß! So lautete der Bannſpruch des aufgeklärten Prieſters. Und ſo tief hatten bereits die modernen Ideen Wurzel gefaßt, daß ein ſo kühnes Wort nur leiſe, ſchüchterne Oppoſition, dagegen aber ungeteilten Beifall im ganzen Lande hervorrief.

Ein Jahr darauf kam ein neuer Sieg. Wieder war es ein Journalartikel, der ihn errungen. Einer der begabteſten Schriftſteller des „jungen Polen“, ſpäter wohl der Wortführer der Schule, Alexander Swientochowski (pſeudonym: Okonski), deſſen Wochenſchrift „Prawda“ in Polen zu jener Zeit vielleicht die angeſehenſte Zeitſchrift war, ſtellte ſich in einem Leitartikel über den ruſſiſch-türkiſchen Krieg unbedingt auf Seite Rußlands! Das war in Polen etwas Unerhörtes. Es gab Tränen und Seufzer, Swientochowski blieb bei ſeinen Anſichten und verhalf ihnen ſogar zum Siege. Er iſt der beliebteſte Schriftſteller der Jugend geworden. Bemerkenswert aber iſt es, daß ein konſervatives Blatt, die „Gazeta Polska“ ebenfalls den Verſuch wagte, ſich auf die ruſſiſche Seite zu ſchlagen, damit aber ſo gründlich abfiel, daß es öffentlich pater peccavi ſagen mußte. Das Blatt verlor durch einen Artikel mehrere hundert Abonnenten in wenigen Tagen und änderte als Zeichen der Reue — ſeine Titelvignette!

So hatte das „junge Polen“ in der nationalen Frage einen mächtigen Umſchwung zuwege gebracht. Auch in der hiſtoriſchen Forſchung und in der Kritik hat es neuen Richtungen die Bahn geebnet. Während früher alles Nationale unbedingt preiswürdig war, hat die poſitiviſtiſche Kritik, als deren Wortführer der Advokat Spaſowicz gelten konnte, mit dieſem Syſtem gebrochen und in ſeiner ſlawiſchen Literaturgeſchichte eines der glänzendſten Werke des „jungen Polen“ geliefert. Daran ſchloß ſich eine reiche Überſetzungsliteratur, die namentlich den Naturwiſſenſchaften galt, und alles irgendwie Hervorragende aus den fremden Literaturen auf heimiſchen Boden verpflanzte.

Das Wichtigſte aber und Entſcheidende für uns iſt:

wie sich das „junge Polen" zu der schönen Literatur gestellt und welchen Einfluß auf deren Schöpfungen die neuen Ideen hatten!

J. J. Kraszewski.

Es ist falsch, ein Volk nach seinen Emigranten zu beurteilen, sagt Ludwig Waldfried in Auerbachs gleichnamigem Roman. Man kann dies insbesondere auf die Polen und ihre Emigrantenliteratur anwenden, die so viel dazu beigetragen, die Sympathien für dieses Land abzuschwächen. Aber ein merkwürdiger Entwickelungsgang bleibt es immerhin für eine Literatur, wenn wir bedenken, daß ihre hervorragendsten Träger im Exil lebten, und daß sie trotzdem sich seit den Tagen des politischen Verfalls so frisch und vollkräftig entwickelt hat, wie nur irgend eine moderne Literatur. Nach dem Aufstande von 1830 beginnt die eigentliche Blüteperiode der polnischen National-Romantik und nach dem Aufstande von 1863 das „junge Polen". Es ist, als ob der Genius dieses Volkes nach so großen Niederlagen sich auf sich selbst besänne; es scheint, als sollte es unmöglich sein, daß ein Volk den Höhepunkt geistigen Schaffens und politischer Bedeutsamkeit zugleich erreichen könnte.

So sehen wir das seltsame Schauspiel, daß die zwei größten Schriftsteller der Polen in der Verbannung lebten und von dort aus ihre Wirksamkeit ausüben mußten. Es sind dies J. J. Kraszewski und Siegmund Milkowski, der eine in Deutschland männiglich bekannt, der andere so unbekannt wie möglich. Obwohl er von dem „jungen Polen", wie ich gleich hinzufügen will, weit über Kraszewski gestellt wurde.

Der Name Kraszewski ist — man darf es wohl sagen,

— in ganz Europa bekannt. Man hielt ihn für den größten polnischen Schriftsteller, gewissermaßen für den ersten Vertreter Polens in der Weltliteratur. Doch hatte er diese Geltung, wie ich hier gleich vorausschicken will, nur im Auslande. In Polen selbst wurde er mehr bewundert als verehrt. Und zwar wegen seiner rastlosen Tätigkeit bewundert. Er hat als Knabe von elf Jahren auf dem Gymnasium zu Biala Lafontaines Fabeln in gebundener Rede übersetzt und ein Epos: „Die vier Jahreszeiten" begonnen. Als Student eine „Geschichte der polnischen Sprache" und einen großen Roman geschrieben, dann eine Zeitlang im Gefängnis die ersten studentischen Freiheitsbestrebungen gebüßt, nach der Entlassung sofort ein großes polnisch-russisch-französisches Wörterbuch in Angriff genommen. Das ist die erste Periode seines Lebens, die dramatisch korrekt mit der Heirat abschließt.

Es beginnt die zweite: Kraszewski hofft, Professor in Kiew zu werden, und schreibt ein gelehrtes Werk über „die Geschichte der Stadt Wilna", daneben einen großen Roman: „Dichter und Welt". Der Roman schlägt mehr ein als die Geschichte, und Kraszewski wird Romanschriftsteller und Landwirt. Im April 1839 wird sein erstes Töchterchen geboren; bis zum Januar 1840 verzeichnet die polnische Bibliographie bereits 32 Werke in 46 Bänden aus Kraszewskis Feder.

Der dritte Akt: Kraszewski zieht auf ein anderes Gut, Grodek, da das erste nicht prosperiert, und wird Redakteur. Eine literarische Zeitschrift, die meist von ihm selbst geschrieben wird, bringt es in elf Jahren auf 66 Bände. Es ist in der Geschichte der Literatur gewiß ein seltener Fall, daß ein Schriftsteller von einem Dörfchen aus eine große Revue redigiert und zum größten Teil

ſelbſt ſchreibt. Schließlich gibt Kraszewski auch das zweite Gut auf; das Reſultat iſt — 60 Werke in 170 Bänden!

Wie in jedem regelrechten Drama folgt auch im Leben des polniſchen Dichters der vierte Akt, der von bunter Mannigfaltigkeit iſt. Kraszewski zieht zunächſt nach Zytomierz und wird dort auf einmal Kurator des Gymnaſiums, Intendant des Theaters und Präſident des Adelsklubs. (Daß er eigentlich von Kraszewski heißt, hat man bei einem vornehmen Polen wohl nicht erſt nötig zu erwähnen.) Da die Frage der Bauernemanzipation auf das Tapet kommt, entzweit er ſich mit ſeinen Stammesgenoſſen, verläßt auch dieſen Wohnort und macht eine große Reiſe, die den frommen Katholiken auch nach Rom führt. Allein die Aufnahme, die er da beim Papſt Pius IX. findet, iſt gerade keine glänzende. Statt des gehofften Segens erhält er vom h. Vater eine Ermahnung „wegen der unſittlichen Tendenz ſeiner Schriften“. Das treibt ihn nun vollends ins liberale Lager; der Aufſtand ſeines Volkes im Jahre 1862 trifft Kraszewski als Redakteur der von der jüdiſchen Intelligenz in Warſchau gegründeten „Gazeta Polska“. Aber die Ruſſen finden ihn nicht mehr dort; denn ſchon nach den erſten Unruhen hat er ſeinen Poſten verlaſſen, um nie wieder nach der Heimat zurückzukehren. Er ging nach Dresden in das Exil und ſchrieb weiter. Die Tätigkeit, die er nun entwickelt, iſt geradezu beiſpiellos. Es gibt kein Feld der Literatur, das er nicht anbaut. Vielbändige Geſchichtswerke, große Klaſſikerüberſetzungen, Romane und Novellen ohne Zahl, Gedichte, Eſſays, Feuilletons, Reiſeſkizzen, Korreſpondenzen, das alles geht bunt durcheinander. Und ſchließlich wird Kraszewski noch Maler. Bilder aus Italien kommen von ihm auf die Kunſtausſtellung und Zeichnungen in die illuſtrierten Journale.

Der vierte Akt schließt mit einer buntbewegten Szene auf dem durch den „Bettelstudent" bereits vorteilhaft bekannten Marktplatze zu Krakau, wo das fünfzigjährige Jubiläum des Dichters mit echt polnischem Glanz gefeiert wird. Ein k. k. österreichischer Orden hat den demokratischen Dichter auch bei dem Adel Polens coursähig gemacht, und so schwimmt in Krakau alles in voller Wonne. Alle Parteien sind am Platze — und alle Bärte. Nationale Schnurrbärte, loyale Backenbärte, demokratische Vollbärte und sogar sozialistische Knebelbärtchen. Und das alles in polnischen Nationalkostümen, die der Leser ja auch aus dem Theater wohl zur Genüge kennt. In dulci jubilo schließt der vierte Akt. Der griesgrämige Bibliograph zieht das Facit: 450 Bände! Das war im Jahre 1880.

Und dann der fünfte Akt, vor dem Reichsgericht zu Leipzig im Jahre 1884, wo Kraszewski wegen vollendeten Landesverrats zu $3^1/_2$ Jahren Festung verurteilt wurde! Drei Jahre später starb er in der Fremde, ein gebrochener Mann.

Daß ein Schriftsteller, der so massenhaft und auf so verschiedenen Gebieten produziert, kein wirklich großer Dichter sein kann, wird man schon erraten haben. Kraszewski war in der Tat kein Genie, nicht einmal ein reiches Talent, sondern ein sehr findiger Schriftsteller, der immer auf der Hochwacht der Zeit stand und jede Witterung auszunutzen verstanden. Regnete es, so war er konservativ, schneite es, wurde er ultramontan, und wenn die Sonne schien, hatte er liberale Anwandlungen.

Ein bestimmtes, festes Programm habe ich in seiner ganzen literarischen Arbeit nicht entdecken können. Vielmehr wechselte dies Programm etwa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Seit dem verunglückten Aufstand von 1862 hieß es: Pro-

duktive Arbeit und Regeneration von innen heraus! Man hätte diesem Programm wohl seine Sympathien schenken können; da kam aber das „junge Polen" und behauptete, Kraszewski hätte in seinen Romanen es selbst nicht inne gehalten, und bald für, bald gegen den Adel, heute für die Ultramontanen und morgen in scharfen „Abrechnungen" gegen diese geschrieben. Eine konsequente Lebensanschauung war also bei dem fleißigen polnischen Schriftsteller nicht zu finden.

Aber er hatte doch seine großen Verdienste. Man hat gesagt, daß er die Polen lesen gelehrt habe. Man kann noch weiter gehen: Er hat die Polen auch schreiben gelehrt. Und so ist die Wirkung, die von ihm auf die Literatur wie auf das Publikum ausgegangen, keine vergebliche gewesen. Im Genre des Zeitromans und der historischen Erzählung hat er einzelne Werke geschaffen, die bleibenden Wert haben und einen Ehrenplatz in der allgemeinen Literatur verdienen.

Diese Werke sind auch meist ins Deutsche übersetzt. Eine Parallele in der deutschen Literatur für unsern Dichter liegt nahe. Karl Gutzkow hat zwar nicht dieselben Wandlungen durchgemacht, sondern ist der Fahne des Fortschritts unentwegt treu geblieben, bietet aber in seinem Schaffen mannigfache Analogien zu Kraszewski.

Nur eines ist auch bei Kraszewski stets gleich geblieben: die Liebe zu seinem Volke und die Begeisterung für die nationale Idee. Wer möchte ihn dafür tadeln?

In der Rede, die Kraszewski bei seinem Jubelfeste zu Krakau gehalten, hat er selbst sein eigenes Schaffen am wahrsten charakterisiert. Er sagte darin: „Ich habe ein halbes Jahrhundert lang das tägliche literarische Schwarzbrot gebacken!" Schwarzbrot ist auch in der Literatur-

wirtschaft sehr notwendig. Ferner sagte Kraszewski in jener Rede: „Ich habe stets nach Kräften zur Einigkeit, Duldsamkeit und Harmonie der Herzen und Gemüter gemahnt.“ Auch das kann man ruhig unterschreiben.

Weiter und darüber hinaus geht aber Kraszewskis Bedeutung nicht, und das junge Polen hat sich anderen Männern zugewendet.

Kraszewski ist weder ein Genie, noch ein großes Talent. Er hatte vielmehr eine gewisse Findigkeit und eine riesige Arbeitskraft, mit der er den literarischen Markt völlig sich unterjocht hat. So wurde er in den traurigen Verhältnissen seiner Heimat leicht der Liebling der Nation. Und was ihm damals am meisten zu dieser Stellung verhalf, war die Tatsache, daß seine Schriften diese Nation nie beunruhigten mit neuen, umwälzenden Gedanken und Ansichten. Damit habe ich es schon ausgesprochen, daß Kraszewski mit dem „jungen Polen“ nichts gemeinsam hatte. Er schrieb viel lieber das, was alle billigten, oder vielmehr billigen mußten. Und wenn er doch eine gefährliche Zeitfrage behandelte, so geschah dies in einem falschen Lichte, in so karikierter Form, daß man von vornherein gegen diese eingenommen sein mußte. So behandelte er die religiösen, politischen und philosophischen Fragen der Zeit, so die Fragen der Gesellschaft und der täglichen Moral. Während des Aufstands von 1863 war er, wie gesagt, Redakteur der „Gazeta Polska“ in Warschau, deren Aufgabe es war, die Assimilierung des polnischen und jüdischen Elements anzubahnen. Schon nach den ersten Unruhen verließ Kraszewski seinen Posten und trug mit sich fort die Begeisterung einerseits, anderseits aber auch die bereits in den Windeln liegende Reaktion. Die Katastrophe inspirierte ihn zu einer Reihe von Romanen unter dem Pseudonym „Boleslawita“,

die fast alle in Posen erschienen sind und die in Polen zwar verboten, nichtsdestoweniger aber eifrig gelesen wurden, obwohl sie die Erhebung des Volkes nur schief beurteilten, zum Teil sogar verurteilten.

Inzwischen wurde „alles ruhig in Polen". Die letzten Spuren des Aufstandes waren erstickt, als jener geistige Prozeß begann, der die ganze kampfeslustige Jugend Polens in das Lager der modernen Kulturströmungen führte. Die neue Geistesrichtung hatte etwas Berauschendes an sich, und so folgte man ihr willig auch dahin, wo der Weg über zertrümmerte Altäre und „zerronnene Ideale" führte. Natürlich fing jetzt die Jugend an, Kraszewski mit Mißtrauen zu beobachten! Jeder neue Roman von ihm brachte ja adelige Helden, adelige Sitten und Bräuche und auf dem Dorfe höchstens Landwirte. Das war verdächtig und schien sogar reaktionär für eine Jugend, der alle Fabriken eine Art ideelles Mysterium bildeten. Einige wollten ihn schon angreifen — da überraschte Kraszewski alle mit einer politischen Broschüre: „Polens Programm im Jahre 1872", also im hundertsten Jahre nach der ersten Teilung des Landes! Und in diesem Programm verteilte Kraszewski kurzweg Polen unter die Fabrikanten, d. h. er sprach ihnen die Aufgabe zu, den modernen Industrialismus so viel wie möglich zu entwickeln. Er sprach also unumwunden aus, was selbst die Jüngsten vorläufig nur anzudeuten wagten. Das wirkte natürlich begeisternd, und Kraszewski wurde wieder auf den Thron gesetzt. Alles Mißtrauen schwand, als Kraszewski eine Polemik gegen die Partei der Krakauer Stanczyken eröffnete und in seinem Romancyklus: „Rachunki" (Abrechnungen) auch die Ultramontanen heftig angriff. Diese Romane erfreuten sich gerade in dem katholischen Polen nicht geringen Ansehens. In der Tat verrieten sie eine intime Kenntnis des pol-

niſchen Lebens und Charakters, viele feine Beobachtungen und poetiſche Schilderungen, aber auch einen Phraſenſchwulſt und eine merkwürdige Unklarheit in ihren poſitiven Forderungen. Die Vorwürfe, die er dem Ultramontanismus macht, haben kein freiſinniges Motiv; ſein Anathema geht vielmehr gegen den kosmopolitiſchen Zug der Geiſtlichkeit. Im übrigen hat Kraszewski auch dieſes geringe Maß von Liberalismus ſpäter auch noch erheblich eingeſchränkt.

Dann kam die Feier ſeines Jubiläums, die zum erſten Male nach langer Zeit die ganze polniſche Intelligenz vereinigte. Galt die Feier bloß dem „Neſtor" der polniſchen Literatur oder andern mehr politiſchen Zwecken, genug, ſie verlief ſo glänzend wie möglich, und Scherr hat wiederum recht, wenn er ſagt, daß in Deutſchland eine ſolche Dichter-Feier kaum denkbar wäre. In den erſten Oktobertagen des Jahres 1878 kamen aus allen Teilen Polens, ja ſogar aus der Ukraine, Litauen, Podolien und Wolhynien Abgeſandte in Krakau zuſammen — nach Warſchau durfte der Neſtor der polniſchen Literatur nicht kommen — um Kraszewski ihre Huldigungen darzubringen. Alle Parteien ſtellten ſich zu dem Feſte ein, alle nationalen Koſtüme und ſogar ſozialiſtiſche Bluſen waren bei dem großen Verbrüderungsfeſt zu ſehen. Auch die Stanczyken fehlten nicht. Hatte ja Kraszewski der Kirche zuvor demütige Abbitte geleiſtet. Die Polen haben, man muß es ihnen laſſen, ein beſonderes Geſchick, derartige Feſte zu inſzenieren. Sie ſind gute Akteure. Natürlich fehlte es nicht an Reden, Toaſten, Tränen, Liedern, Feſteſſen uſw., und als ſchließlich der bereits genannte Advokat Spaſowicz eine glänzende Rede auf die Verſöhnung zwiſchen Polen und Ruſſen hielt — bekanntlich eine Lieblingsidee des „jungen Polen" — wurde er von dem bekannten Lemberger Geſchichtsprofeſſor Liske

mit dem Rufe: „Noch ist Polen nicht verloren!“ unterbrochen.

Wenn ein polnischer Literarhistoriker behauptet, Kraszewski habe es verstanden, den Gestalten des Volkes wirkliches Leben einzuhauchen, so kann man dies nicht unbedingt unterschreiben. Er hat jedesmal den Anlauf hierzu unternommen, gewiß, aber darüber hinaus ging seine Wirksamkeit nicht, auch nicht, nachdem ihn die Nation „feierlich auf das Piedestal des Literarheros“ gehoben hatte. Und so blieben die Hoffnungen durchaus unerfüllt, zu denen er das „junge Polen“ wiederholt verleitet hat.

Jeż.

Ganz anderer Art und Natur ist Siegmund Milkowski, dessen sämtliche Schriften unter dem Pseudonym „Jeż“ erschienen sind, der aber in Deutschland, dem klassischen Lande der Weltliteratur, eigentlich fast gar nicht bekannt ist.

Freilich verdient haben es die Polen eigentlich wenig um uns, daß wir so innigen Anteil an ihrem literarischen Wohl und Wehe nehmen. Während wir nun schon mehr als dreißig Jahre lang ihre Klassiker in den besten Übertragungen und ihre Romane sogar oft in den schlechtesten Verdeutschungen mit Aufmerksamkeit lesen, haben sie erst vor kurzem eine gute Übersetzung des „Faust“ zustande gebracht; und von der modernen deutschen Literatur ist ihnen außer Spielhagen, der in Polen allerdings größere Sympathien besitzt als die meisten heimischen Schriftsteller, und etwa noch Hamerling und Ebers, wenig oder nichts bekannt. Und während ihr Dichterfürst Mickiewicz in Weimar bei Goethe die freundlichste Aufnahme und liebens-

würdigste Förderung fand, erklärte einer der Chorführer der polnischen Romantik, daß Goethe vor den Toren Warschaus habe Halt machen müssen! Ein Ausspruch, der mehr kühn als wahr ist, indem sich die Spuren Goethes durch die jungpolnische Romantik wie durch ihre ganze moderne Literatur genau verfolgen lassen und weit über Warschau hinausziehen.

Die deutsche Literatur ist allerdings an Undank gewöhnt, und wir haben uns durch solchen in der Rolle des ehrlichen Maklers der Weltliteratur nie stören lassen. Sie schenkt jeder eigenartigen literarischen Erscheinung ohne Rücksicht auf deren Stellung zu unseren literarischen Heiligtümern, ungeteilte Aufmerksamkeit und ist deshalb in den Rosengärten von Schiras ebenso zu Hause wie in den Steppen des Kaukasus und in den Wäldern Polens. Deshalb sind die Schicksale der polnischen Literatur uns auch so bekannt, zumal da in neuerer Zeit von deren Führern Deutschland und seiner geistigen Bewegung erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet und so eine Wechselwirkung geschaffen wurde, die dort in der Übertragung des „Faust", hier in der Umdichtung des „Pan Taddäus" ihren schönsten Ausdruck fand. Überdies bietet diese polnische Literatur manche auffallende Analogie zu der deutschen. Hier wie dort sehen wir politische Größe ohne entsprechende literarische Bedeutung, und dort wie hier knüpft sich an die Tage des politischen Verfalls der geistige Aufschwung. Die Blütezeit ihrer Poesie fällt mit unserer klassischen Periode zusammen, und ihre moderne Literatur trägt wie die unserige die Signatur des Romans.

Von den Tagen, wo ihre Poeten die Harfen an die Weiden der Weichsel hängten, weil sie das Lied der Heimat nicht singen durften, datiert diese Blüte des Romans. Auf

den Gräbern einer reichen patriotischen Lyrik pflanzte er sein Banner auf und behauptet seine Herrschaft bis auf diesen Tag. Es ist das um so merkwürdiger, als dieser Halbbruder des Epos in Polen noch sehr jung an Jahren ist. Vor achtzig Jahren besaß die polnische Literatur noch keinen Roman, und die ersten Versuche auf diesem Gebiete, die von Niemcewicz im Jahre 1815 unternommen wurden, blieben lange ohne Nachfolge. Natürlich war es auch hier der historische Roman, der zuerst in die Erscheinung trat und der gerade in diesem Lande und seiner reichen geschichtlichen Vergangenheit ein ergiebiges Feld der Bearbeitung vorfand. Erst nach der letzten verunglückten Erhebung der Polen wurde der historische Roman, der schließlich zu einem laudator temporis acti ausartete, von dem sozialen abgelöst, der in der Schilderung der Gegenwart und ihrer großen Aufgaben, in den Fragen der Zeit, wie Emanzipation der Frauen, Stellung der Juden, des Adels, der Bauern usw., seine dankbaren Objekte sucht und findet.

Ein Hauptvertreter dieses Romans ist nun Siegmund Milkowski oder Jež, der die Parole des Fortschritts auf seine Fahne geschrieben hat. Das hat in Polen sehr viel zu bedeuten, wo oft die bedeutendsten Dichter, die genialsten Philosophen, die begabtesten Schriftsteller so sehr unter der Herrschaft und im Banne der katholischen Kirche stehen, daß diese ihre Geistesrichtung nicht nur beeinflußt, sondern geradezu bestimmt. Dazu kommt, daß dieser Schriftsteller seine fortschrittliche Mission immer verzweifelt ernst genommen hat und daß er ihr zeitlebens unentwegt treu geblieben — auch dies ist in der polnischen Literatur nicht oft der Fall. Und schließlich die rein äußerliche, immerhin aber schwerwiegende Tatsache, daß er seine Mission immer

nur in weiter Ferne ausüben konnte. Seit 50 Jahren lebt Jež in der Schweiz oder in England, Belgien und Frankreich. Aber sein ganzes Sinnen und Trachten und vor allem sein ganzes geistiges Schaffen ist dem Vaterlande geweiht.

Die Huldigungen, die dieses ihm anläßlich seines fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläums darbrachte, waren daher nur ein wohlverdienter Tribut des Dankes für all die Mühen und Entbehrungen, für all die Verluste und Angriffe, für alle Gefahren und Nachteile, die diese literarische Mission für ihren Träger im Gefolge gehabt hatte und die er mit unerschütterlichem Gleichmut und einer seltenen Energie trug, ohne der Fahne untreu zu werden, der er einmal zugeschworen, und ohne diese auch nur einmal in der Hitze des Kampfes sinken zu lassen.

Seine Feinde haben ihn daher in den Ruf eines Demagogen gebracht. Sie bezeichnen jeden so, der unentwegt für Fortschritt und Freiheit kämpft. Aber die letzten Ehrungen bewiesen, daß man in der Heimat des Dichters anders denkt, und daß das junge Polen dem Manne, der ihm statt chauvinistischer Schmeicheleien die schmerzlichsten Wahrheiten verkündet und es zur aufrichtigen Selbsterkenntnis geführt hat, innige Sympathien zugewendet hat und — was noch viel mehr ist — deren offenen, begeisterten Ausdruck nicht scheute.

Wenn in einer angesehenen deutschen Zeitschrift einmal behauptet wurde, daß Jež in seiner Heimat „sich überhaupt mehr der Achtung und Anerkennung als der herzlichen Sympathien erfreute", so ist diese Behauptung durch die Huldigungen, die man dem Schriftsteller anläßlich seines Jubiläums in der Heimat darbrachte, glänzend widerlegt, die nur der Ausdruck der herzlichsten Sympathien gewesen sein

konnten und die zudem von so sinniger Art waren, daß sie wohl Nachahmung bei ähnlichen Anlässen verdienten. Wenn die polnischen Studenten der Petersburger Universität zu Ehren Milkowskis eine polnische Übersetzung der philosophischen Studien Herbert Spencers edierten, oder die polnischen Schriftsteller durch ein inhalts- und umfangreiches literarisches Album — „Ognisko" betitelt — dem berühmten Kollegen ihre Anerkennung bewiesen, so ist dies gewiß ein ebenso feiner als ehrenvoller Akt der Huldigung. Und auch die Sammlung, die von angesehenen Männern ausging, um die nicht gerade glänzende Lage des Schriftstellers einigermaßen zu verbessern, wurde mit dem vornehmen Takt unternommen, der die Polen oft in der Literatur wie in der Gesellschaft auszeichnet, und hatte sich eines sehr günstigen Erfolges zu erfreuen. Daß aus diesem Anlasse kaum ein politischer oder literarischer Gegner des Dichters Einspruch gegen diese Feier erhob — ich glaube, nur der Krakauer „Czas", das Organ der ultramontanen und Adelspartei, hatte seine nicht zu viel bedeutende Stimme dagegen erhoben — konnte uns Deutsche, die wir bei derartigen Gelegenheiten wesentlich andere Erfahrungen zu verzeichnen hatten, fast neidisch machen und durfte jedenfalls das Interesse der Leser dem Manne, den sein Volk so feierte, in erhöhtem Maße zuwenden.

Siegmund Milkowski ist der Sproß eines alten polnischen Adelsgeschlechts; er wurde zu Saraceji, einem kleinen Landgute seines Vaters in Podolien, am 23. März 1824 geboren. Wie alle seine Ahnen, war auch sein Vater ein vir bellicosus, dazu aber auch ein freisinniger Mann, der seine Kinder in denselben Gesinnungen erzog, denen er huldigte. Der muntere, begabte Knabe machte natürlich schon in seiner frühen Jugend schlechte Verse, die von dem

klugen Vater jedesmal mit der Motivierung abgelehnt wurden: „Ein Mickiewicz wirst du doch nicht!“ Er besuchte dann mehrere Jahre das Gymnasium in Niemirow, dann das Lyceum in Odessa, schließlich die Universität in Kiew. Die Worte, mit denen der Vater den Sohn zur Universität entließ, sind für beide und für jene Zeit höchst charakteristisch; er sagte zu ihm: „Geh, mein Sohn, eile in den Dienst deines Vaterlandes und zu deinen Brüdern! Beklage dich nicht . . . Erkunde, wenn und wo das Vaterland deiner Anwesenheit und Mitarbeit bedarf und dahin eile! Es ist dies deine Pflicht. Es gibt keinen Lohn für die Erfüllung der Pflichten — aber die Nichterfüllung ist ein Verbrechen.“

Es ist vielleicht das höchste Lob, das man dem Schriftsteller nachsagen kann, diese Worte seien das Programm seines ganzen bisherigen Lebens gewesen!

In Kiew traf den jungen Studenten die Kunde von der Revolution des Jahres 1848. Eingedenk der Mahnung des Vaters eilte er sofort in die Heimat, um sich mit diesem zu beraten. Da in Polen selbst noch alles ruhig war, zog er mit etwa zwölf Genossen nach Ungarn, um dort an dem Freiheitskampfe eines edlen Volkes teilzunehmen. Er machte den ganzen ungarischen Krieg mit, wurde nach der Kapitulation Görgeys gefangen und in Schumla interniert. Dort blieb Milkowski den ganzen Winter von 1848 auf 1849 ohne Bücher, aber voll von demokratischen Ideen, deren Pflege die Gefangenen zur Gründung einer „Demokratischen Gesellschaft“ führte.

Nach seiner Befreiung ging Milkowski auf großen Umwegen nach London und trat alsbald in die polnische Sektion des „revolutionären Zentralkomitees“ ein, deren

Organ „Der Polnische Demokrat" seine ersten Aufsätze über politische Fragen brachte. In diesem Zentralkomitee, dem bekanntlich auch Mazzini, Ledru-Rollin, Arnold Ruge, Demeter Bratiano u. a. angehörten, spielte Jež bald eine hervorragende Rolle durch seine Energie und seine Tätigkeit im Dienste der von ihm vertretenen Sache. Im Auftrag des Komitees unternahm er 1851 eine Orientierungsreise nach der Moldau und Rumänien. Da erfolgte der Staatsstreich des zweiten Dezember, der auch die Tätigkeit des Zentralkomitees hemmte, und unser Held saß ohne Tätigkeit und ohne Existenzmittel in einem moldauischen Städtchen. Ein einziges deutsches Buch besaß er und dieses fing er sofort zu übersetzen an: es war Goethes „Faust".

Als dann der Orientkrieg ausbrach, begab sich Milkowski nach Konstantinopel und begleitete als Assistent Ismail Paschas die türkische Armee, nicht etwa als Soldat, sondern um das Kriegswesen zu studieren. Nach seiner Rückkehr schrieb er eine Broschüre über „Die Teilnahme der Polen an den Angelegenheiten des Ostens", die eine sehr scharfe Kritik seiner polnischen Landsleute enthielt und ihrem Autor nicht weniger als zwölf Duellforderungen brachte. Hierauf publizierte er in einer Lemberger Zeitschrift eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: „Blätter aus dem Tagebuche eines Vagabunden", welche allgemeines Interesse erregten. Der Ton, den der Autor dieser Aufsätze anschlug, der sich seinen Lesern selbst bald als „Vagabund" vorstellte, war in der polnischen Literatur neu und unerhört. Ohne gelehrten Aufwand von literarischen, statistischen und mathematischen Notizen einfach und schlicht das zu schildern, was er gesehen und erlebt hatte, das erklärte der „Vagabund" für sein Ziel und das führte er auch durch. Seine Schilderungen der Dobrudscha, des

damaligen Kriegstheaters, hatten natürlich ganz besonderes Interesse; aber man kann sie auch heute noch mit Interesse lesen, ebenso wie seine Beschreibungen von Bulgarien und Konstantinopel.

Zu gleicher Zeit entstanden auch die ersten Erzählungen Milkowskis: „Wasil Holub", „Szandor Kowacz" und die „Erzählungen eines Urgroßvaters für seinen Urenkel", die ihren Autor bekannt und berühmt machten.

Sehe ich mich nach einem Analogon in unserer Literatur um, das dem geneigten Leser die Bedeutung unseres Autors in seinem Literaturkreise besser veranschaulichen könnte, so fällt mir natürlich zuerst der Name Hackländer ein. Aber der Name deckt hier nicht die Bedeutung. Vielmehr hat Milkowski etwas von Hackländer und von Gustav Freytag zusammen, ohne natürlich die Bedeutung des letzteren zu erreichen. Von Hackländer hat er das literarische Vagabundentum, die Frische und Anschaulichkeit der Schilderung gesehener Dinge oder erlebter Abenteuer, von Freytag dagegen die Plastik der Erzählung, die Wahrheit und die ethische Tendenz derselben, die nicht nach rechts und links schaut, die sich nicht scheut, die geheime Wunde bloßzulegen, an der das Vaterland blutet, die aber an seinem Ruhme und seiner Größe sich selbst zur Epopöe erhebt, um beide zu preisen.

In die polnische Literatur brachte Milkowski durch seine Erzählungen ein neues auffrischendes Element. Die Kritik sträubte sich allerdings in gewohnter Weise, dieses nach Gebühr zu würdigen. Und auch das Publikum, das sich von schönfärberischen Romanschriftstellern und sentimentalen Poeten lieber preisen und verherrlichen ließ, konnte sich nur schwer daran gewöhnen, einmal die reine, ungeschminkte Wahrheit über sich zu hören und zu lesen.

Schließlich griff aber unſer Autor doch durch, freilich zunächſt mit ſeinen unter den intereſſanten Völkerſchaften ſpielenden Romanen. Man kann Milkowski den Klaſſiker der Balkanhalbinſel nennen. Denn kein Schriftſteller jener Länder hat die Südſtaaten mit ſolcher Meiſterſchaft geſchildert wie er, wie ſie leben und lieben, wie ſie unter dem Drucke ihrer Herren ſeufzen und auf Erlöſung ſinnen, wie ſie dieſe verſuchen und wie ſie mißglückt.

Seine Helden ſind keine Salonmenſchen; ſie haben nichts Romantiſches an ſich. Das Taſchentuch iſt ihnen ein großes Vorurteil, und der Geruch, den ſie verbreiten, iſt nicht für Modedamen. Es ſind einfache, vielleicht zu einfache Naturen, aber geſunde Burſchen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und im geeigneten Momente ſich zu einer idealen Höhe entwickeln, welche die Helden unſerer Ziviliſation ſelten oder nie erreichen.

Dieſe Bauern ſind reif für die Befreiung vom Robotdienſt, und dieſe Juden für die Emanzipation. Waſil Holub iſt ein Held auch ohne Taſchentuch, und Schlome Beer iſt ein braver Bürger, der tapfer unter den Fahnen ſeines Vaterlandes gekämpft und der, da ihn die Kunde von dem Tode ſeines Hauptmanns erreicht, nach frommer Väter Sitte ſich auf die Erde ſetzt, das Haupt mit Aſche beſtreut und hebräiſche Klagelieder ſingt, ohne zu befürchten, daß dieſe Trauer um einen „Goi" Anſtoß bei ſeinen Glaubensbrüdern erregen werde. Und ſie haben alle ein Herz voll Liebe, ohne davon ſonderlich viel Aufhebens zu machen und ohne darüber viel zu deklamieren.

„Wir leben nicht in Arkadien" — ſagt der Held der „Geſchichten eines Urgroßvaters" — „wir girren nicht wie die Turteltäubchen, wir zwitſchern nicht wie verliebte Vögel, welche das Ohr mit wollüſtigen Melodien erfüllen und uns

in phantaſtiſche Träume verſenken". Rauh und feſt, wie die Natur jener Länder, iſt das Herz und die Liebe jener Männer und Weiber, ſtark und todesmutig.

Was aber über allem ſteht: es fehlt ihnen nicht das Bewußtſein der Pflicht, die ſie unter allen Verhältniſſen zu üben entſchloſſen ſind und auf deren unbedingte Erfüllung Jeż das Hauptgewicht in allen ſeinen Schriften legt, eingedenk der Mahnung ſeines Vaters, und überzeugt, daß nur dieſes Pflichtgefühl, das ſeiner Nation in den ſchwierigſten Lagen gefehlt, allein imſtande ſei, den gänzlichen Verfall derſelben aufzuhalten oder zu verhindern.

Milkowski ſelbſt hat ſeine Miſſion als ein „Soldat der Freiheit" in dieſem Sinne mit einer Treue und Energie zeitlebens ausgeübt, die Bewunderung erregen muß. Unter Nöten und Entbehrungen, im offenen Kampfe wie bei organiſatoriſcher Arbeit hat er nur für die Ideale gelebt, die ſeine Bruſt erfüllten. Und als er ſich ſein eigen Heim gründete, da war für die Sache der Freiheit, wie er ſie meinte, nichts mehr zu tun. Und ſo erklärte er ohne Umſchweife: „Ich ſchreibe nur, weil ich nichts anderes tun kann. Ich ſchreibe auch nicht, um zu ſchreiben, ſondern um dieſes andere zu vertreten, das ich nicht tun kann. Ich bin alſo eigentlich nur der Vertreter eines Schriftſtellers, nicht er ſelbſt, und ich muß noch hinzufügen, daß ich ſogar nur ein interimiſtiſcher Stellvertreter bin, weil meine Arbeit auf mich wartet und ich auf ſie."

Natürlich gilt ihm daher die Kunſt wenig oder gar nichts, nur die Tendenz in ſeinen Schriften, welche einen Teil ſeiner Miſſion bildet. Sein Stil iſt auch nicht fein oder abgeſchliffen, ſondern eckig und hart. Man muß ſich in dieſe Schriften erſt fleißig hineinleſen, um ihren wahren Wert zu erkennen und zu würdigen. Dem flüchtigen Leſer

würden sie nur langweilig scheinen, und als Leihbibliothekenfutter haben sie sich gänzlich unbrauchbar erwiesen.

Über den Anteil Milkowskis an den Kämpfen seines Vaterlandes können wir kurz hinweggehen. Es genügt, um ihn zu charakterisieren, daß er den phantastischen Plänen der Insurrektion stets eine begründete Opposition entgegensetzte, zu der er durch seine bedeutenden kriegsgeschichtlichen Erfahrungen berechtigt und berufen war, ohne natürlich mit dieser durchdringen zu können.

Auch an dem Unabhängigkeitskampfe Rumäniens hat Jež energisch Anteil genommen. In Belgrad lebte er bis zum Jahre 1866, dann ging er nach Brüssel, von da nach Lausanne und schließlich 1877 nach Genf, wo er gegenwärtig lebt. Ein gefülltes Maß von Leiden fehlte diesem Leben nicht, und die Ruhe, die der müde Wanderer jetzt in seinem behaglichen Heim am Genfer See genießt, ist eine schwer errungene, wohlverdiente.

Überblicken wir nach dieser kurzen Skizze eines sturmbewegten Schriftstellerlebens die literarischen Früchte, die dieses gezeitigt hat, so lassen sich drei Hauptrichtungen unterscheiden, in denen so ziemlich alles, was dieser fleißige Autor bis jetzt geschrieben, den seine Nation auch bereits in einer „Gesamtausgabe" liest, unterzubringen wäre. Die eine ist das Gebiet ethnographischer Studien hauptsächlich über Bulgarien, Rumänien und Serbien, in denen Jež unbedingt autoritative Geltung besitzt.

Das zweite Gebiet ist das des historischen Romans, der sich auch heute noch in Polen großer Sympathien erfreut, und der durch J. J. Kraszewski zu großer Blüte gebracht wurde. Ich habe bereits erwähnt, daß Milkowski ihm als der nächste zur Seite steht. Aber ich muß, um gegen diesen Autor gerecht zu sein, hinzufügen, daß er von

vielen Seiten, zumal von der Jugend und der maßgebenden Kritik, weit über Kraszewski gestellt wird. Dem Fremden ist es natürlich verwehrt, in dieser Frage ein maßgebendes Urteil abzugeben; aber er wird die streitenden Parteien wohl mit einer Variation des bekannten Ausspruchs zur Einigung ermahnen dürfen, daß die Polen sich, anstatt über den Vorrang zu streiten, lieber darüber freuen sollten, daß sie zwei „so tüchtige Kerle" wie Kraszewski und Milkowski in ihrer Literatur hatten!

Von den historischen Romanen unseres Schriftstellers, deren Untergrund die polnische Geschichte ist, sind die beiden: „Zur Zeit König Albrechts" und „Aus schweren Zeiten" am meisten bekannt und geschätzt. In dem letzteren werden die Religionskämpfe, die Polen im 17. Jahrhundert spalteten, mit großer Sachkenntnis geschildert. Aber viel bedeutender sind die wohl demselben Gebiete zuzuzählenden Romane aus der Geschichte und dem Leben der Südslawen, die die eigentliche Sphäre Milkowskis bilden und die zuerst seinen Namen populär gemacht haben. Otto Hausner hat recht, wenn er in seinem Essay über die polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren von diesen Romanen sagt, daß die Völker des Balkan und der Stephanskrone darin in ihrem Tun, Denken und Dichten so lebendig, sympathisch, farbenprächtig und doch getreu geschildert werden, „daß wohl kein Erzeugnis ihrer eigenen Literatur eine den Erzählungen Jeżs gleichkommende Empfehlung für dieselben abgibt". Besonders da Milkowski sich in diesen Schilderungen sowohl vom Türkenhaß wie vom Panslawismus gänzlich fern hält. Zu diesen Erzählungen gehören vor allem die „Uskoken", ein Roman, der vor einigen Jahren erst in Frankreich so großes Aufsehen erregt hat, daß Milkowski von den ersten Pariser Buchhändlern die glänzendsten

Honorare und vielfache Anerbietungen erhielt, den Roman gleich in französischer Sprache fortzusetzen, sodann „Szandor Kowacz", „Wasil Holub", „Der Slawenherzog", „Die Braut des Harem", „Pascha und Asan" und viele andere, deren Aufzählung ermüden würde.

Nicht minder bedeutend und für seine „Mission" ungleich wichtiger, sowie für seine Charakteristik die interessantesten sind die Romane Milkowskis auf dem dritten Gebiete, dem des modernen sozialen Romans, den er in Polen zu Ehren gebracht. Der politische Roman, den das Volk bei seiner Arbeit aufsucht, ist in den letzten Jahrzehnten in der polnischen Literatur fleißig angebaut worden; aber keiner der vielen Bearbeiter hat auch nur annähernd die Bedeutung Milkowskis erreicht, weil keiner mit so rücksichtsloser Strenge, mit so unerbittlicher Wahrheit die Wunden und Fehler des polnischen Volkes geschildert hat, wie er. „Wer das Elend des polnischen Bauers zur Robotzeit" — sagt Hausner — „die Willkür, Roheit, Unwissenheit und den Müßiggang der ländlichen Bevölkerung aller Klassen unverhohlen durch einen liebenden, schmerzerfüllten Sohn des Vaterlandes dargestellt sehen will, der lese „Das Sieb", „Helena", „Unter dem Streich", „Die Erzählungen Stanislaus'", „Eduard Klotz", „Die Lehrerin", „Die Opfer", „Im Dunkeln" und „Lebenswege" von Jež, und er wird finden, daß die Zeiten chauvinistischen Selbstlobes gründlich vorbei sind, und daß der polnische Körper gesund genug ist, um die schmerzhafteste Operation seiner Wunden zu vertragen."

Überblicken wir zum Schlusse noch einmal die volle Bedeutung des Mannes, so gipfelt sie wohl darin, daß er den polnischen Roman aus den Fesseln der Romantik erlöste und an deren Stelle einen kräftigen Realismus setzte,

sowie daß ihm seine fortschrittliche Mission über alles ging und daß es ihm in seinen Schriften vor allem um die reine und volle Wahrheit zu tun war, die in der Zeichnung der Charaktere, in der Schilderung der Zeitereignisse, in der Charakteristik der Situationen und nicht zum wenigsten in der Form der Diktion zu ihrem vollen Ausdrucke gelangt.

In einer Zeit, wo — um mit Goethe zu schließen — die Literaturen sich immer näher rücken, verdient es ein so hervorragender Schriftsteller und unerschrockener Freiheitskämpfer, auch in Deutschland gekannt und geschätzt zu werden. Das erstere hatten diese Zeilen anbahnen wollen, für das andere mögen die berufenen Übersetzer sorgen. Ich bin der festen Überzeugung, daß man in Deutschland, kennt man erst die charakteristische Art dieses Autors, ihn bald neben Thackeray, Bret Harte und Turgenjeff stellen wird. Von jedem dieser Schriftsteller hat Milkowski etwas aufzuweisen, und dazu kommt dann noch die nationale Eigenart, die in der Lyrik und im Roman so schöne Blüten getrieben hat. Und die auch heute noch so frische Keime treibt, obwohl Sonne und Wind ihr so ungünstig sind. Auch in der Literatur ist Polen noch nicht verloren.

Neue Tendenzen.

Ich habe in den vorhergehenden Abschnitten die beiden ersten Schriftsteller der neueren polnischen Romanliteratur und ihre Stellung zum „jungen Polen" besprochen. Von den anderen, die nur ihr Heimweh und ihren Patriotismus pflegten und deshalb nichts von den modernen Ideen wissen wollten, ist wenig zu sagen. Sie haben keinen Einfluß mehr auf die junge Generation gehabt, und ihre Bedeutung gehört der Vergangenheit an. Weder Zaleski noch Ujejski, noch

Lenartowicz, drei lyrische Dichter von großer Begabung, haben irgend eine Beziehung zu dem „jungen Polen“ gehabt, das ja natürlich zuerst die Lyrik in Bann tat. Was wollt ihr Minne und Liebe, den Frühling und die Heimat immerfort besingen, so begann das „junge Polen“, dichtet begeisterte Hymnen dem Fortschritt der Industrie und der Kultur; den Dampfmaschinen und Eisenbahnen! Die Lyrik ward förmlich in Acht und Bann getan von diesen jungen Tempelstürmern. Mieckiewicz wurde vergessen oder angegriffen, Krasinski als Aristokrat und Mystiker verspottet, und seine „Ungöttliche Komödie“, eines der bedeutendsten Werke der Weltliteratur, in die literarische Rumpelkammer verwiesen. Höchstens Slowacki, den polnischen Heine, ließ man noch gelten, und man deklamierte mit Vorliebe diejenigen seiner Gedichte, die das alte Polen verurteilten. Slowacki war eben ein moderner Dichter, der einzige unter den großen Poeten der Romantik, der das Joch des Ultramontanismus in seinen guten Tagen von sich abzuschütteln wagte.

Freilich vergaßen die jungen Bilderstürmer, daß Slowacki nur aus inniger Liebe zu seinem Vaterlande dieses verspottete und höhnte, daß er ein herzblutender Sänger war, den das Elend des Vaterlandes gebeugt und endlich gebrochen hatte. Sie vergaßen auch, daß die Poesie eines der wesentlichsten Elemente in dem Entwickelungsgange einer Literatur sei und vermaßen sich deshalb, sie zu verhöhnen, wenn sie sich nicht in den Dienst ihrer Ideen stellen und zur Tendenzpoesie erniedrigen wollte. Mit Vorliebe wurde damals in den Kreisen des „jungen Polen“ ein Gedicht des bereits genannten Ochorowicz deklamiert: „Vorwärts“ und andere derartige Poemata, in denen Hammer und Zirkel, Arbeit und Industrie sich ungefähr reimten.

Und die Gegner? Sie weinten bittere Tränen, riefen

Blumengeister und Elfen zu Hilfe, um den Dampf und die Industrie aus ihrem Gebiete zu verjagen. Die Mondscheinlyriker winselten in allen Tonarten und Versformen, so daß man in der Tat lieber mit den jungen Polen „vorwärts" gehen wollte und zwar so weit „vorwärts", daß man dieses lyrische Gewimmer nicht zu hören brauchte.

Die polnische Lyrik, die einst in den Blütetagen des geistigen Lebens der Kern der Nationalliteratur war und diese damals in die Reihe der ersten europäischen Literaturen stellte, hat sich von der Deroute, die ihr das „junge Polen" beigebracht, bis auf den heutigen Tag noch kaum erholt. Sie wurde — ein Schauspiel, das wir ja allerwärts gesehen haben — von dem Roman und der Novelle abgelöst.

Wenn wir bedenken, daß vor hundert Jahren in Polen überhaupt noch gar kein Roman existierte, so muß man erstaunen, wie rasch sich diese Dichtungsform in jener Literatur eingebürgert und wie schnell sie die Herrschaft an sich gerissen hat. Um das Durchschnittskolorit eines polnischen Romans — vor dem Auftreten der neuen Schule — kennen zu lernen, wie deren übrigens auch heute noch zahlreiche in usum veteranorum erscheinen, genügt es vollauf, sich eine einfache Dorflandschaft mit oder ohne Fluß vorzustellen und in diese Szenerie einen Helden aus reichem und vor allem unbedingt adeligem Hause zu setzen. Dazu kamen natürlich noch andere aus minder reichem, aber jedenfalls gut adeligem, oder aus sehr reichem und zweifelhaft adeligem Hause. Und darauf wurde dann das ziemlich durchsichtige und einfache Interessenspiel aufgebaut. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht von allen Romanen gilt. Eine rühmliche Ausnahme machten die Romane aus der Schule Kraszewskis und die von Czaykowski, die keine andere Literatur haben kann, weil sie auf der Eigenart des slawi-

schen Lebens basieren. Sie schildern mit brennenden Farben das Leben der Kosaken und Donauslawen und haben auch in Deutschland Anerkennung gefunden, wo man sich für die Schicksale des Schriftstellers, der unter dem Namen „Sadyk Pascha" besser bekannt ist als unter seinem eigenen, einige Zeit lebhaft interessiert hat.

Ganz anders wurde es nach dem Aufstande von 1863 und dem Aufschwung der jungen Generation. Ein neues Leben fing an in der Romanliteratur sich zu entwickeln, neue Gruppen bildeten sich, ein neues Kolorit und neue Gestalten traten in den Vordergrund. Auch die Szenerie erfuhr eine wesentliche Änderung. Die Handlung spielte jetzt meistens in der Stadt — am liebsten in Warschau — sie bekam einen bürgerlichen, ja zuweilen philisterhaften Teint und ihr Held wurde — ein Ingenieur! Es kamen wohl auch Ärzte Gelehrte, Schriftsteller vor, aber ein Ingenieur hatte allemal den Vorzug. Nicht selten kam es vor, daß in solchen Romanen die Väter bürgerlicher, ja sogar armer Töchter gegen die Verbindung mit adeligen und reichen Männern protestierten — ein unerhörtes Wagestück in der polnischen Literatur! Und zum erstenmal treten auch Juden in die literarische Arena. . . .

Wenn man bedenkt, welch einen bedeutsamen Kulturfaktor diese Nation in Polen ausmacht, so kann man dies nur als einen großen Gewinn für die literarische Entwickelung ansehen. Gerade die Konflikte zwischen Juden- und Polentum, zwischen zwei so eigenartigen und charakteristischen Volksstämmen, mußten einen besonders interessanten und romantischen Hintergrund abgeben. Dazu kam, daß diesen Judenromanen eine wirkliche genaue Kenntnis des jüdischen Lebens zu grunde lag, seiner Sonderart, seiner Sitten und Gebräuche und seines großen religiösen Martyriums; ein

Vorzug, der den deutschen Judenromanen meist abgeht, obwohl diese Spezies in unserer Literatur eine Zeitlang mit besonderer Vorliebe betrieben ward.

Soweit es die Tendenz betrifft, war nun freilich alles in schönster Ordnung. Aber wie stand es denn um die Kunst, die doch sozusagen auch ein Wörtchen mitzusprechen hat, die Kunst, der der Mensch über allem steht, als Mensch und nicht, weil er Fabrikant oder Adeliger ist, die nur die Realität der Dinge erfaßt, die nur Wahrheit verlangt und Ideale sucht? Nun, um diese Kunst stand es bei der jungen Schule nicht gerade zum besten. Die Tendenz war zu mächtig und gewaltig, sie riß alles mit sich fort. Wohl sehen wir hie und da künstlerische Anläufe, ja sogar künstlerische Taten — aber die Tendenz verschlingt alles und ihr muß sich alles beugen. Sie hat Michael Balucki, der alle Anlagen dazu hatte, ein polnischer Balzac zu werden, dessen Phantasie groß und prächtig war, und der in der Tat echt polnische und poetische Charaktere geschaffen hat, die Flügel vorzeitig gestutzt, sie hat auch Heinrich Sienkiewicz, einem der begabtesten modernen Dichter, ihre Sklavenfesseln angelegt. Und seine Geschichte von „Janko dem Musikanten" war doch ein Meisterwerk idealistischer Darstellung, eine Perle der Erzählungsliteratur überhaupt. Sie ist in guter deutscher Übersetzung in Reclams „Universalbibliothek" erschienen. Aber schließlich wurde auch er von der Tendenzströmung mit fortgerissen und opferte ihr in seinen späteren „Dorfgeschichten" das Streben nach Wahrheit, den Drang nach künstlerischer Abrundung. Seine eigentliche Bedeutung beruht auf dem modernen polnischen Nationalepos: „Mit Feuer und Schwert" und auf dem Roman aus dem neroischen Rom: „Quo vadis."

Soweit wir Umschau halten in der polnischen Roman-

literatur, wir finden keine Ausnahme. Wie kann auch eine höhere, wahrhaftige, ideenreiche künstlerische Vollendung möglich sein, wo alles nur dem Augenblick dienstbar gemacht wird und ausschließlich dem Zeitinteresse huldigt! Man kann sagen, daß eine Utilitäts-Belletristik in Polen geschaffen wurde, die für den Dienst der Kulturideen des „jungen Polen" wohl von großem Werte und nicht zu unterschätzender Bedeutung sein mochte, die aber mit der wahren Kunst und mit der Poesie nur wenig zu schaffen hatte.

Und doch waren es große und schöne Talente, die die junge Generation so in das Joch ihrer Tendenzen beugte, hochbegabte Individualitäten, phantasiereiche Schriftsteller, denen nur die letzte und höchste Weihe, die des Priestertums der Kunst, fehlte.

Ein merkwürdiges Ferment haben dieser neuen Phase der Romanliteratur in Polen die Frauen verliehen. Wie fast überall, so haben sie auch hier, sobald einmal das Vorurteil überwunden war, und hier noch dazu mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit, sich an den großen Zeitfragen beteiligt und innigen Anteil an den Bestrebungen und Arbeiten des „jungen Polen" genommen. Sie waren dessen treueste und zuverlässigste Bundesgenossinnen, obwohl ja sonst Zuverlässigkeit und Treue nicht gerade ihre Haupttugenden sind.

Eine ganze Anzahl von Schriftstellerinnen stand seit Beginn des Kampfes in vorderster Schlachtlinie und kämpfte mit allen Waffen der Bildung und des Fortschritts gegen Vorurteile und nationale Fehler an. Unter diesen nahm Elise Orzeszko unbedingt den ersten Rang ein.

Die polnische George Sand.

Elise Orzeszko, oder vielmehr Orzeszkowa, da im Polnischen die Familiennamen gleichfalls der Deklination

unterworfen sind. Ihr Leben ist ein schicksalvolles, inhaltreiches. Geboren 1847 bei Grodno in Litauen von wohlhabenden Eltern, verbrachte sie ihre schönsten Jugendjahre im Kloster. Vom Kloster ging es in die Ehe; nicht umsonst nennt man die Polen die „Franzosen des Nordens". Diese Ehe mit einem litauischen Gutsbesitzer war anfangs eine recht glückliche. Da kam der polnische Aufstand und zerstörte ihr Familienglück wie ihren Wohlstand. Der Mann wurde nach Sibirien verbannt, das Vermögen konfisziert. Aber all diese Schicksalsschläge konnten den Mut der Frau nicht brechen. Im Gegenteil. Gerade durch sie wurde Elise Orzeszko das, was sie heute ist. Ohne die freundliche Hilfe Murawjeffs wäre sie wahrscheinlich, wie schon ein Kritiker sehr richtig bemerkt, zeitlebens eine geistreiche, gebildete, edelmütige, von ihrer Umgebung nicht verstandene Dame geblieben, die „die Fülle ihres sich stets erweiternden und läuternden Geisteslebens unproduktiv in sich verschlossen hätte".

Erst der tiefe Schmerz weckte die große Begabung, die das Glück vielleicht nie zur Blüte gebracht hätte. Kurz nach dem Aufstande — Grabesruhe herrschte in dem besiegten Lande — erschien ihre erste Novelle. Sie führte den Titel: „Letzte Liebe" und richtete sich in ihrer Tendenz gegen den gleichnamigen Roman von George Sand. Seither, also seit mehr als vierzig Jahren, schafft die Schriftstellerin unermüdlich. Größere und kleine Romane, Novellen, Erzählungen und Skizzen, ja sogar gelehrte politische und ökonomische Abhandlungen sind von ihr inzwischen erschienen. Daneben entfaltet sie aber auch in ihrem Kreise eine gedeihliche Privattätigkeit. Sie weist nicht bloß ihren Geschlechtsgenossinnen den Weg, den sie zu gehen haben, sondern sie geht selbst mutig voran. Mit den Trümmern

ihres Vermögens hatte die treffliche Frau in Wilna eine große Druckerei errichtet, deren Pressen vornehmlich im Dienste der Jugenderziehung und Volksbildung standen. Sie selbst lebt gegenwärtig in ihrer Heimat zu Grodno.

Man muß sich erinnern, daß Litauen und die Ukraine eigentlich die Wiege der polnischen Romantik sind, daß von dort die bedeutendsten Talente ausgangen sind, die in der polnischen Literatur zu Ansehen und Größe gelangt sind, daß dann das geistige Leben jener Länder — zugleich mit der politischen Reaktion und nicht am wenigsten durch die Tätigkeit Murawjeffs — in eine gänzliche Erschlaffung verfiel und jahrzehntelang darin verharrte. Dies alles muß man sich in Erinnerung bringen, um die allgemeine Aufmerksamkeit und später die große Freude darüber zu begreifen, daß nach der Katastrophe des letzten polnischen Aufstands aus diesem selben Litauen ein neuer, frischer Ton erklungen ist, ein Ton, wie man ihn nicht nur in den Wäldern der Ukraine, sondern auch nicht einmal in den literarischen Salons zu Warschau je zuvor gehört hatte.

Und als man gar aus diesem Ton die Stimme einer Frau heraushörte, da war des Staunens kein Ende. Zwar hatten schon vorher Frauen zum Teil mit Glück in der polnischen Literatur debütiert; natürlich nur mit Erzählungen sehr sanften Charakters oder mit fromm klingenden Dichtungen, die sich streng in den von Zucht und Sitte vorgeschriebenen Bahnen bewegten. Der neue Ton klang aber ganz anders in die Welt hinaus und in die Ohren der Jungen und Alten hinein. Jene waren entzückt, diese entsetzt. Alle aber erstaunt.

War nicht schon in dieser Art des Auftretens eine Analogie zu dem Leben der George Sand zu erkennen? Aber man würde fehlgehen, wenn man glauben wollte,

daß Elise Orzeszko sich die berühmte französische Schriftstellerin zum Muster genommen habe und genau nach der Schablone das für Polen zu leisten beabsichtigte, was jene für ihr Frankreich getan hatte. Studiert, mit Eifer und mit Erfolg studiert mag sie allerdings die Werke und das Wirken der größten modernen Schriftstellerin haben; auch die ersten und stärksten Anregungen für ihr Schaffen mag sie von der Französin empfangen haben — aber sie war klug und selbständig genug, sich ihren eigenen Weg zu bahnen. Man kann sagen, daß sie die Vorzüge der Fehler hatte, die George Sand durchs Leben trug; dasselbe kann man freilich von allen Kleinen sagen, die auf dem Nacken der Riesen stehen und über diese hinwegschauen. Aber Elise Orzeszko ist mehr und verdient ein größeres Lob als jenes.

Schon darum, weil sie mit einem festen Programm auf ihren neuen Weg trat. George Sand trug das Herz ihr Leben lang höher als den Kopf; als sie auftrat, galt ihr das Gefühl mehr als der Gedanke. Georg Herwegh sagte von ihr sehr treffend, sie habe als Weib ganz erklärlich damit angefangen, daß sie die Freiheit des Herzens für ihr Geschlecht forderte, sie habe aber ihre Laufbahn wie ein Mann geschlossen, indem sie in die Reihe der Denker trat und die Freiheit des Gedankens in Anspruch nahm. Eine Nachfolgerin konnte natürlich beides vereinen, und es ist nicht der geringste Vorzug unserer Schriftstellerin, daß sie dies wirklich getan hat.

Auch sie beginnt mit einem Roman über die Institution der Ehe. Aber sie wendet sich sofort direkt gegen George Sand. Sie will die Ehe nicht aufheben, sie will nur die Männer edler, charaktervoller, die Frauen reiner, gebildeter und für ihren Beruf besser vorbereitet wissen. „Letzte

Liebe" heißt jene Erzählung, die in der Ausführung noch alle Untugenden des sogenannten Frauenromans, in dem zugrunde liegenden Hauptgedanken aber schon das zielbewußte Programm der Schriftstellerin aufzeigt.

Dieses Programm nun ist ein so klares, festes und ist so streng innegehalten worden, daß es gar keiner künstlichen Konstruktion bedarf, wie dergleichen oft in die Individualität eines Dichters hineingetragen wird, um das gesamte Schaffen der polnischen Dichterin in drei große Richtungen des sozialen Tendenzromans zu verweisen. Die erste ist die, welche sich mit der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft beschäftigt, die andere behandelt die für Polen namentlich sehr wichtige Frage der Emanzipation der Juden, die dritte ist der Reform der Gesellschaft nach den Lebensbedingungen der Gegenwart gewidmet. In diesen drei Richtungen hat Elise Orzeszko ihre Aufgabe: im sozialen Tendenzroman das Kunstepos der Gesellschaft zu liefern, mit größerem oder geringerem Erfolg zu lösen versucht.

Die Romane der ersten Richtung weisen am deutlichsten nach, wie die Dichterin auch stetig mit ihren größeren Zwecken gewachsen ist. Während die ersten Erzählungen noch das Klagelied der Frau singen, die in der modernen Gesellschaft noch nicht die rechte Stellung gefunden, treten die später erscheinenden schon mit bestimmt formulierten Forderungen auf, die den Wirkungskreis der Frauen nach der intellektuellen wie nach der materiellen Seite des Lebens hin erweitern sollen. Das unwürdige Verhältnis, in dem sich die Frau bisher befunden, soll aufhören. Sie soll nicht mehr angebetet, sondern lieber verstanden werden. Sie soll sich alle Stellungen in der Gesellschaft erobern, die ihr nur Unverstand bislang verschlossen hat. Endlich soll sie

nicht mehr nach Brauch und Sitte oder um des Vermögens willen, sondern nur durch einen Bund des Herzens in die Ehe gehen. Die Erzählungen und Romane: „Die Tugendhaften", „In der Provinz", „Das Tagebuch Waclawas", „Im Käfig", „Herr Graba", „Martha", „Spinngewebe", „In den Tiefen des Gewissens" erörterten diese Frage nach allen Richtungen hin.

Den interessantesten Einblick in die Werkstätte ihres dichterischen Schaffens gewähren uns aber die sogenannten Judenromane der Frau Orzeszko. Man darf dabei nicht an unsere Verhältnisse denken, wo durch eine häßliche Agitation vor Jahren die sogenannte Judenfrage wieder künstlich aufgewirbelt worden ist, sondern man muß sich die Verhältnisse in Polen und Rußland vergegenwärtigen, wo die Juden einen ansehnlichen Teil der Gesamtbevölkerung bilden und wo die Frage ihrer Emanzipation, ihrer Assimilierung eine wahrhaft brennende ist. Wir kennen den polnischen Juden nur durch die verwahrlosten und schmutzigen Exemplare der Gattung, die wir jahraus, jahrein auf unseren Straßen betteln sehen. Gern ist man geneigt, nach diesen die ganze Spezies zu beurteilen. Da kommt aber die Dichterin, die ein warmes Herz für die Leiden der Menschheit und jedes einzelnen Individuums hat, und sagt uns: Ihr irrt gewaltig, wenn ihr nach der abstoßenden Außenseite diese Menschen beurteilen wollt! Hinter diesem schmutzigen Kaftan schlägt ein glühend heißes Herz voll Patriotismus und Liebe; in diesem wildbewachsenen Kopf ist vielleicht mehr Idealismus und Klugheit als in den Gehirnen mancher philosophischen Fakultät zu finden. Tretet nur näher heran und helft dieses Volk zu befreien und aus den Banden der Jahrtausende zu erlösen. Hört ihn, wie er mit der gefangenen Sulamit seines „Hohen Liedes"

klagt: „Blickt mich nicht an, denn die Sonne hat mich gebräunt!“ Blickt ihn nicht an, denn die Fülle des Leids hat ihn entstellt! Zu den Mühseligen und Schmerzbeladenen aber steigt sie selbst, die vornehme Dame, von ihrer geistigen Höhe hinab in die engen, schmutzigen Gassen des polnischen Ghetto und ruft ihnen zu: O armes Volk! Tu ab das Staubgewand der Jahrtausende, du müder Wanderer! Sieh, dort scheint die Sonne hell und warm; sie lockt dich zu den Menschen da draußen, die deine Brüder sind und bleiben werden! Hülle dich in das Glanzgewand der neuen Zeit, die gekommen ist nach der Verheißung deiner göttlichen Seher und die dich aufnehmen wird in den Bruderbund der gesamten Menschheit!

Ich weiß nicht, ob die Dichterin, die sich eine solche hehre Mission erwählt, hüben und drüben mit dieser Erfolge erzielt hat. Ich fürchte fast, daß dies nicht der Fall gewesen. Das aber weiß ich, daß sie durch ihre erziehliche Tätigkeit eine zivilisatorische Mission ausübt, die erst fernen Geschlechtern zum Segen gereichen wird, welche ihren Namen ehren und preisen werden. Sie war die erste, die den Typus des polnischen Juden würdig in die Literatur eingeführt hat. Und das ist ihre Originalität. Zwar haben schon früher Juden in Romanen und Lustspielen figuriert, aber sie bildeten fast nie den Mittelpunkt des Getriebes und waren nie wahr und richtig geschildert. Entweder Nathan oder Shylock; ein Mittelding existierte vordem nicht. Auch in den deutschen Romanen nicht. Erst Elise Orzeszko hat den mustergültigen Typus in ihren Romanen: „Meier Ezofowicz“, „Eli Makower“, „Der starke Samson“ u. a. geschaffen. Der all diesen Schöpfungen zugrunde liegende Gedanke ist der der geistigen Erlösung der Juden und ihrer Verschmelzung mit dem Polentum, um so einen Bürger-

ſtand zu ſchaffen, der die Zukunft des Landes verbürgen ſolle.

Aber man darf nicht glauben, daß Eliſe Orzeszko eine einſeitige Lobrednerin der Juden und des Judentums iſt. Sie kennt ihre Fehler und Schwächen ſehr genau. Sie hat überhaupt eine Kenntnis des Judentums, um die ſie mancher deutſche Theolog beneiden dürfte. Die Bibel iſt ihr innig vertraut; vom Talmud ſpricht ſie wie von einem guten Bekannten; ſelbſt mit der Kabbala geht ſie wie mit einer lieben Freundin um. Wenn man die Schilderungen deutſcher Romanſchriftſteller lieſt, die ſich mit den Juden beſchäftigen, erſtaunt man über die horrende Unkenntnis, die dieſe an den Tag legen. Ihre Juden eſſen am Verſöhnungstage ungeſäuerte Brote und ſchütteln den Palmzweig der Laubhütte im weißen Sterbekleide am Oſterfeſte — eine Vermiſchung der Begriffe und Zeremonien, wie ſie nicht ärger gedacht werden kann. Lieſt man dagegen die Romane der Frau Orzeszko, ſo muß man ſich ebenſo verwundern über die genaue Kenntnis der Verhältniſſe, der Lehren und Zeremonien, des Schrifttums und der geiſtigen Ideen, wie nicht minder der Kämpfe und Reibungen zwiſchen den verſchiedenen Parteien der Altgläubigen, der Fortſchrittlichen und der Überfrommen (der ſogenannten Chaſſidim).

Sie ſteht natürlich auf ſeiten des Fortſchritts, der nach langem und hartnäckigem Ringen ebenſo natürlich immer zum Siege gelangt. In dem auch in deutſcher Überſetzung erſchienenen Roman „Meier Ezofowicz“ ſpricht ſich dieſe Tendenz am prägnanteſten aus. Meier iſt ein polniſcher Uriel Acoſta oder Baruch Spinoza, der die Schriften ſeines großen Ahns in der Familienbibliothek entdeckt und aus dieſen Licht und Geiſtesfreiheit geſchöpft hat für den Kampf mit der fanatiſchen Gemeinde des kleinen Städt-

chens Sczybow, an deren Spitze ein Rabbi Todros steht, wie ihn Gutzkow in seinem Santos oder Akiba geschildert.

Aber noch hat „der Wächter nicht den Morgen verkündet". Es herrscht finstere Nacht in dem Städtchen mit dem unaussprechlichen Namen, und der junge, kampfesfrohe Meier muß dem alten fanatischen Kabbalisten das Feld räumen. Er zieht von dannen, schmerzlich bewegt und gedankenvoll, aber er trägt auf seiner Stirn schon das Zeichen der Freiheit, und in seinem Herzen trägt er „die Götter der Zukunft".

„Hat dieser verachtete, fluchbeladene, von allem entblößte Mann das Ziel erreicht, das er so leidenschaftlich erstrebte?" Mit dieser Frage schließt der Roman. „Hat er in der weiten, ungekannten Welt Menschen gefunden, die ihm willig Türen und Herzen öffneten und ihm den Weg zum Quell des Wissens erschlossen? Ist er oder wird er jemals nach seinem Geburtsort zurückkehren, um mit seiner Vergebung auch zugleich das Licht zurückzubringen, kraft dessen sich dereinst dort „die Ceder des Libanon" erheben soll, wo vordem der niedere Dornstrauch gestanden? Wir wissen es nicht. Die Begebenheit ist noch zu jung, um schon ihr Ende erreicht haben zu können. Aber eben deshalb, weil diese Begebenheit, wie so unendlich viele ähnliche, ihrem Ende so fern ist, deshalb, mein Leser, welches Stammes Blut auch in deinen Adern fließt, wie und auf welchem Fleck dieser Erde du auch Gott verehrst — wenn dir jemals auf deinem Lebenswege Meier Ezofowicz begegnet, reiche ihm eilig und warm, freundlich und hilfreich die Bruderhand!"

Man kann diese warme Empfehlung, die Frau Orzeszko ihrem Schützling mit auf seinen Weg gibt, symbolisch auch auf ihren Roman ausdehnen und ihn überall da, wo Menschen wohnen, denen auch in dieser trüben Zeit nichts

Menschliches fern und fremd, freundlicher und wohlwollender Aufnahme empfehlen. Er verdient es; denn er schildert einen von jenen stillen Märtyrern des ringenden Gedankens, die ungekannt verbluten, indes das, wofür sie gekämpft und gelitten, mit siegender Gewalt doch einmal sicher zum Durchbruch gelangt.

Der Roman ist von seinen Pflegeeltern für die große Reise fürstlich ausgestattet worden. Der wirkliche, leibliche Meier Ezofowicz ist nämlich der Sohn des reichsten Hauses in Sczybow, und unser „Meier Ezofowicz" ist das Produkt der geistreichsten Schriftstellerin Polens, und der hervorragendste Illustrator jenes Landes, M. Andriolli, hat bei ihm Pate gestanden. Mit liebevollem und innigem Verständnis hatte auch er sich in jene Verhältnisse hineingelebt und eine Reihe idealer Charaktertypen geschaffen, die hohen künstlerischen Wert haben.

Eine gewisse Familienähnlichkeit haben alle Helden dieser Romane der Frau Orzeszko: den Zug nach dem Licht, die Sehnsucht nach der Lösung aus den Fesseln geistiger Erstarrung. Am tiefsten und ergreifendsten ist für mich diese Tragödie des polnischen Juden in der Novelle: „Der starke Samson" durchgeführt. Ich sehe diesen starken Samson vor mir, wie er, über seine Folianten gebückt, das Leben um sich her ganz und gar vergißt, weil er es eigentlich gar nicht kennt, bis die Stunde der Versuchung auch an ihn, den weltverachtenden Talmudgelehrten, herantritt. In einer Purim-Komödie spielt er den starken Simson, dem eine Dalila, allerdings nur in Gestalt eines verkleideten Knaben, naht — und diese Katastrophe entscheidet über sein zukünftiges Leben.

Nicht minder ergreifend ist der Gegensatz der Ideale in der Erzählung „Herr Graba". Der Jugend ihres Volkes,

die im Tand ihr Kräfte verschleudert, wird ein gewöhnlicher polnischer Handelsjude gegenübergestellt, der sein ganzes Leben und Vermögen daran wendet, um seine große Idee, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen, dereinst zu realisieren.

Mit diesem Gesetz der Kontraste sind wir aber auch schon in der dritten Sphäre angelangt, die das Talent unserer Dichterin mit souveräner Macht beherrscht, in der des sozialen Tendenzromans an sich, der alle Schäden der Zeit geißelt, alle Wunden der Gesellschaft aufdeckt und ein Allheilmittel in der gesunden Kulturentwickelung, in dem geistigen Fortschritt, in der Verschmelzung der Parteien und Völker verschreibt. Sie führt uns auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens, in den Palast wie in die Hütte; überall ist sie zu Hause und für jedes Weh hat sie ein Wort des Trostes, für jeden Fehler aber auch ein wachsames Auge. Sie steht auf der Zinne und schaut aus, wann der Morgen der Erlösung für ihr armes Volk kommen wird.

Unter dieser Erlösung versteht sie aber nicht etwa die utopistischen Hoffnungen ihrer Landsleute auf politische Auferstehung, sondern eine geistige Erlösung, eine sittliche Befreiung und einen idealen Aufschwung, der, was gut und edel ist, in dem Charakter der Nation rettet, und was schlecht und verderblich, ausscheidet, so daß Polen eine Zukunft haben kann, in der es Ersatz für eine entsetzliche Vergangenheit und eine trübe Gegenwart finden würde. Elise Orzeszko ist aber auch keine Feindin der Deutschen, wie so viele ihrer literarischen Genossen; sie haßt überhaupt kein Volk, keinen Stamm und keine Religion; sie ist eine Weltbürgerin und hat ihren idealen Standpunkt in einem großen Essay über „Patriotismus und Kosmopolitismus"

mit Klarheit und Schärfe präziſiert; auch hierin bietet ſie ein Analogon zu George Sand, mit der Eliſe Orzeszko in vielen Stücken ſympathiſiert; nur daß ſie in ihren Forderungen an die Geſellſchaft, in ihren Idealen und Hoffnungen viel praktiſcher und realiſtiſcher iſt als ihre große Vorgängerin.

Viel und vieles hätte ich noch von der Dichterin zu ſagen, das dieſen Vergleich weiter in ſeinen Einzelheiten ausführen würde. Aber ich will hier nur noch von ihrer Darſtellung ſprechen, die ja für einen Romanſchriftſteller gemeinhin von entſcheidender Wichtigkeit iſt. Genau wie George Sand hat auch ſie mit phantaſtiſcher Überſchwenglichkeit angefangen; in ihrem erſten Roman herrſcht noch eine ſtarke Verwirrung der Ideen und Ideale. Jedes weitere Werk bezeichnet aber eine Station auf dem Wege zur Reife. Die Novellenſammlung: „Aus verſchiedenen Sphären“ und ihre ſpäteren Erzählungen zeigen die Dichterin auf der Höhe einer künſtleriſchen Kompoſition, die nicht viele Schriftſteller polniſcher Zunge erreicht haben.

Realiſtiſch und verſtändig, dabei aber doch voll Phantaſie, Leben und poetiſcher Empfindung, ſo ſtrömt ihre Darſtellung dahin, „ein Regenſtrom aus Felſenriſſen“, der mit elementarer Gewalt alles fortreißt, und atmet eine hinreißende Kraft und Schönheit aus. Ihre Geſtalten haben Farbe und plaſtiſche Fülle; ſie ſind wahr und lebendig, geiſtig und ſittlich auf der Höhe der Zeit und charakteriſtiſch für das Bildungsideal der modernen polniſchen Geſellſchaft.

Es iſt kein leichtes, kein dankbares Amt, das ſich die Dichterin als ihren Lebensberuf erwählt hat: die Bildung und Veredlung ihres Volkes zu fördern! Und nicht als ein Gegengewicht gegen die Langeweile einer ariſtokratiſchen

Existenz, sondern von dem Feuer eines inneren Berufes durchglüht; nicht unter den Erregungen eines schwärmenden Gefühls, sondern in dem ernsten Bewußtsein einer großen und heiligen Pflicht ist sie in ihren Beruf eingetreten, und so ist sie all die Zeit, nun schon über vierzig Jahre, in Sturm und Ungewittern, unter Schmerzen und Enttäuschungen unentwegt auf der Seite des Lichts und des Fortschritts geblieben, von dem sie allein das Heil der Zukunft erwartet. —

Der Orzeszko zur Seite stand, allerdings ohne sie zu erreichen, Valerie Morzkowska, gleichfalls eine tüchtige Schriftstellerin, die etwa mit Fanny Lewald in Parallele zu stellen wäre. Sie behandelte besonders die Frauenfrage mit Eifer und Geschick. Auch andere Frauen haben an den Kämpfen der modernen Schule teilgenommen. Ich nenne nur noch die Damen Ilnicka und Mirecka, von denen die erstere auch in lyrischen Gedichten Bedeutendes geschaffen, während die andere in ihren Novellen eine gewisse Glut und Phantasie offenbarte, die sich mit einem nicht gewöhnlichen Talent verbanden. —

Merkwürdig ist es, daß Galizien, welches sonst der neuen Richtung des „jungen Polen" auf politischem und sozialem Gebiete fremd, ja feindlich gegenüberstand, der positivistischen Belletristik doch namhafte Vertreter zugesellt hat. Wenn es auch mehr als kühn sein mochte, den Lemberger Feuilletonisten Johann Lam einen polnischen Dickens zu nennen, so läßt es sich doch nicht in Abrede stellen, daß er mit großem Geschick und humoristischem Scharfblick die gesellschaftliche Sittenverderbnis Galiziens geschildert hat. Und auch J. Zachariasiewicz, ein flotter Erzähler, den man nicht ohne Berechtigung einen Ideal-Realisten genannt, hatte sich der Warschauer Richtung unterworfen. Ja,

es schien eine Zeitlang, als ob sogar der polnische Adel an dem modernen industriellen Treiben Reiz und Geschmack finden würde. Zum mindesten wußte er dasselbe nach der Seite des materiellen Gewinns auszunutzen.

Auch fehlte es nicht an einer Antwort der kühn herausgeforderten Adelspartei auf die Provokationen der übermütigen Jugend. Freilich ging sie nur von einem Mitglied des kleinen Adels und zwar von Kraszewski selbst aus. In seinem Roman: „Morituri", der auch wiederholt ins Deutsche übersetzt ist, hatte Kraszewski eine adelige, ja sogar fürstliche Familie geschildert, die durch die Machinationen eines ihrer Beamten, der von ihr als Knabe noch tödlich beleidigt worden war, zum völligen Ruin getrieben wird. Er kauft alle ihre Wechsel und Schulden auf und raubt ihr jede Hoffnung auf Rettung. Diese „Sterbenden" wurden aber später genau nach positivistischem Rezept „Resurrekturi", die sich für alle Unbill zu rächen suchten.

Ich habe schon berichtet, wie feindlich die junge Schule sich der Lyrik gegenüber erwiesen hat. Etwas günstiger verfuhr sie mit der dramatischen Poesie, die ja als „abgekürzte Chronik und Spiegel der Zeit" immerhin in ihrem Programm unterzubringen war. Ohne besonders hervorragende Schöpfungen und lebensfähige Dramen zu produzieren, gestaltete sich dieser Zweig der Poesie doch belebter als alle anderen. Es verdienen hier namentlich die dramatischen Werke von W. Okonski (Pseudonym des bereits erwähnten Swientochowski) genannt und gerühmt zu werden. In seinen ersten Arbeiten behandelte er meist Stoffe aus dem ethischen Leben der alten Griechen, und erst später ging er daran, die modernen sozialen Verhältnisse zu schildern. Sind auch diese Dramen wohl nicht bühnenfähig, so atmen sie trotzdem dramatisches Leben und einen echt

modernen Hauch; überdies schmückt sie eine schöne und kräftige Sprache. Namentlich zwei seiner Stücke: „Vater Macarius" und „Die Unschuldigen" behandeln ethische Fragen der Gesellschaft mit psychologischer Feinheit. Auch die dramatischen Arbeiten von Balucki, Rapacki und Zalewski wären hier noch der Vollständigkeit halber zu nennen, um den Kreis abzuschließen, den das „junge Polen" umschreibt.

Ein Rückblick auf die geschilderte Bewegung zeigt uns zum Schlusse, daß diese ungleich mehr erreicht und errungen hat als das „junge Deutschland", wiewohl derselbe Sturm und Drang diese Bewegung hervorgerufen, wiewohl die gleiche Gärung und Unklarheit die jungen Stürmer ermutigte, Götter und Götzen zusammen von ihren Altären zu stürzen. Aber ihre Ziele waren viel klarer und ihre Erfolge bedeutender. Sie haben Polen dem Kulturfortschritt des Jahrhunderts erschlossen und dem modernen Menschheitsgedanken ein blühendes Land zugeführt. Sie haben an die Stelle nationaler Engherzigkeit die humanen Ideen der neuen Zeit gesetzt und allen Traditionszopf beseitigt. Sie haben dem freien Geiste der Wahrheit, der aller kirchlichen Fesseln spottet, zu seinem Rechte verholfen und die großen sozialen Probleme der Gegenwart auch für ihr Vaterland nutzbar gemacht. Sie haben der Literatur neue Wege geebnet, neue Ziele vorgezeichnet, neue Fragen und Ideen zugeführt. Das sind Verdienste, denen gegenüber ihre Fehler und Vergehen, ihre Irrungen und Wirrnisse rasch verschwinden.

Außer den Hauptströmungen zogen durch die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts auch einige, wenngleich nicht ebenso wichtige, aber sicher doch ebenso charakteristische Nebenströmungen, die, richtig aufgefaßt, wohl zum Ver-

ständnis des Ganzen beitragen. Als eine solche Nebenströmung möchte ich das „junge Polen" ansehen, und deshalb glaube ich mit der unbefangenen Schilderung dieser Geistesströmung einen vielleicht willkommenen Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte geliefert zu haben.

Adam Asnyk.

Die beiden letzten Nachzügler der polnischen Romantik, die beiden letzten Dichter der klassischen Periode, sind im Jahre 1897 in Galizien gestorben. Zuerst Adam Asnyk im Sommer jenes Jahres. Er war ein Dichter und zwar einer der berufensten. Zu einer anderen Zeit und in einer anderen Umgebung wäre er ein großer und gefeierter Dichter geworden; unter den gegebenen Verhältnissen mußte sein Leben wie sein Dichten sich zersplittern, und beide haben nicht die Früchte getragen, die man erwartete und zu erwarten vollauf berechtigt gewesen war.

Aber Adam Asnyk war nicht bloß der letzte Nachzügler, sondern, man kann wohl sagen, der letzte Lyriker der polnischen Poesie aus der Zeit ihres großen patriotischen Aufschwungs, ihres grenzenlosen Idealismus und ihres meerestiefen nationalen Unglücks. Alle Wandlungen der letzten dreißig Jahre: die materialistische Hochflut, der kritische Positivismus, die nüchterne realistische Strömung und selbst der harte Naturalismus sind an ihm vorübergegangen. Mit Ausnahme der letzteren Strömung hat er von jeder etwas angenommen; im Grunde aber ist er doch immer derselbe letzte polnische Romantiker geblieben. Als solcher ist er uns lieb und wert. Er ist zunächst ein Meister der poetischen Sprache, die er besser als alle seine Zeitgenossen zu handhaben verstand, dann aber ein Virtuose in der Form und endlich ein gedankenreicher Mensch,

der viel zu sagen hat und das, was er sagen will, in die beste Form zu kleiden versteht.

So gehört Adam Asnyk eigentlich in die Weltliteratur, und es lohnt sich, auf sein Leben und Dichten etwas näher einzugehen. Freilich sein Leben verlief wie das aller andern polnischen Dichter. Er wurde am 11. September 1838 zu Kalisch in Russisch-Polen geboren. Dort hatte sein Vater, der früher Offizier der polnischen Armee gewesen, dann nach Sibirien verbannt war, nach der Rückkehr eine Leihbibliothek begründet, aus welcher der Knabe den ersten Nahrungsstoff für seine poetische Begabung schöpfte. Er besuchte die Realschule in seiner Heimatsstadt und bezog 1857 die Universität zu Warschau, um Medizin zu studieren. Zu jener Zeit war die Gärung unter der polnischen Jugend gerade eine sehr starke, und es ist natürlich, daß ein so reger, phantastischer Jüngling, wie Asnyk es gewesen, bald in verschiedene Studentenverbindungen hineingezogen wurde. Als die russische Polizei dies entdeckte, flüchtete er nach Breslau, wo er ein Jahr lang seine Studien fortsetzte. Aber mit magnetischer Gewalt zog es ihn immer wieder nach der Heimat. Unbesonnen wagte er die Rückkehr nach Warschau, wo er sofort in Untersuchungshaft genommen und längere Zeit in der Citadelle festgehalten wurde. Nachdem man ihn entlassen, ging er nach Paris und von dort zur Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg. Aber kaum war der Aufstand in Polen 1863 losgebrochen, war Asnyk wieder in der Heimat und kämpfte dort unter den Fahnen seiner Brüder. Das Scheitern des Aufstandes nötigte ihn abermals zur Flucht aus der Heimat. Nur mit Mühe entging er dem Schicksal, das dreißig Jahre vorher seinem Vater beschieden war, nämlich in die Eisfelder Sibiriens verbannt zu werden. Es gelang ihm,

nach Deutschland zu entkommen. Er setzte in Heidelberg nun seine Studien fort. Im Jahre 1866 promovierte er daselbst. Kurze Zeit darauf ging er zuerst nach Lemberg und dann nach Krakau, wo er bis zu seinem im Jahre 1897 erfolgten Tode gelebt hat. An dem öffentlichen Leben in Galizien nahm er jahrelang regen Anteil; als leitender Redakteur der Krakauer Zeitung „Reforma" stand er lange an der Spitze jener polnischen Fraktion, welche den herrschenden Einfluß der sogenannten „Stanczyken", d. h. der klerikal-feudalen Adels- und Jesuitenpartei, mit aller Entschiedenheit bekämpfte. In den achtziger Jahren war er auch einer der Vertreter der Stadt Krakau im galizischen Landtag, und dem Gemeinderate der Stadt gehörte er bis zu seinem Tode an.

In der polnischen Literaturgeschichte nimmt Asnyk eine hervorragende Stellung zunächst als Lyriker ein. Er war der letzte einer langen Reihe bedeutender Dichter, der, wenn auch in einer eigentümlich gearteten Individualität, schließlich doch nur die Töne seiner Vorgänger noch einmal in gediegenster und durchgebildetster Form zusammenfaßte. Er verhält sich zu den großen Meistern der polnischen Poesie, wie etwa Mendelssohn-Bartholdy zu Mozart und Beethoven. Dieses Wort hat einmal Emanuel Geibel von sich über seine Poesie ausgesagt, und unwillkürlich fällt mir dabei der Vergleich zwischen dem deutschen und polnischen Dichter ein. In der künstlerischen Form, in der Sprachgewalt, in der Farbenglut, im Schwung der Poesie wäre Asnyk mit Geibel wohl zu vergleichen. Aber gerade dieser Vergleich führt uns auf die großen, himmelweiten Unterschiede zwischen den beiden Dichtern.

Asnyk ist, wie gesagt, ein Meister der Sprache; aber er ist launenhaft, während Geibel immer gleich vornehm

und fein ist. Mit allen Geheimnissen der dichterischen Kunst war Asnyk vertraut; darum kannte er auch nicht die Schwierigkeiten des Reims; und sämtliche Abstufungen des Kolorits, von den grellsten bis zu den blassesten, vermochte er mit der Souveränität eines Selbstherrschers darzustellen. Kurz, er war in jedem Betracht ein Virtuos der Form, daneben aber auch ein Virtuos des Gedankens.

Die Werke der großen Meister der polnischen Romantik waren seine Vorbilder; er kannte sie alle und er wußte sich von allem und von allen das Beste anzueignen. Hätte er vor hundert Jahren in Deutschland gelebt, so wäre er einer der hervorragendsten Romantiker geworden, denn er konnte sich selbst wirklich wie ein moderner Virtuos sein Instrument beliebig stimmen. Ein angesehener polnischer Literarhistoriker sagt von ihm: „Er kann weich und innig sein wie ein verträumtes und geliebkostes Weib, aber auch männlich und kräftig wie ein tyrtäischer Kriegspoet, naiv wie ein unerfahrenes Mädchen vom Lande und erfahren wie ein erhabener Denker; er kann nach Willkür lästern wie Heine oder gläubig sein wie Thomas a Kempis; er kann so nüchtern bleiben wie ein Naturalist und so träumerisch wie Julius Slowacki; er kann die freiheitliche Kraft der Völker besingen oder auch die Macht der Tyrannen verteidigen. So ist er von allem etwas . . . . . und das ist seine Individualität."

Eine Einheitlichkeit wird man also bei ihm nicht suchen dürfen, einen festen Gedanken, dem er treu dienen sollte, nicht verlangen. Er ist eben ein moderner polnischer Dichter, und er hat den Glauben an seine eigene Überzeugung im Gedränge des Lebens verloren. Ist es seine Schuld? Wahrscheinlich nicht. Die allgemeine Verstimmung der modernen Verhältnisse ist eine derartige, daß ein

wirklich poetischer Organismus — und das war Asnyk ohne Zweifel —, ein empfindlicher und sensibler Charakter kaum noch imstande ist, mit sich selbst in Einklang zu bleiben, geschweige denn neue Ideale zu schaffen, die sein Volk oder gar die Menschheit begeistern könnten.

Seine lyrischen Gedichte (Poezye. Krakau 1872—80. 3 Bände), die er unter dem Pseudonym E . . . . ly herausgegeben*), knüpften anfangs an die pessimistische Gedankenrichtung Slowackis an, näherten sich aber später den modernen Stimmungen, die die polnische Poesie seit 1863 allmählich doch in sich aufgenommen. Fast alle seine Gedichte sind schön, aber fast ein jedes muß man in einer andern Gemütsstimmung lesen. Vielleicht hat er gerade darum eine Popularität erlangt, wie sie keinem andern polnischen Lyriker der neueren Periode beschieden gewesen. Die künstlerische Form, die Schönheit der Sprache und der Schwung der Darstellung bleiben wohl immer gleich; ein großer Fortschritt in der inneren Entwickelung ist aber darum doch in den verschiedenen Sammlungen nicht zu verkennen. Die letzte zeigte schon eine größere Einheitlichkeit und Klarheit in dem Seelenleben des Poeten. Zwar ist er noch immer allzu empfänglich für augenblickliche Stimmungen, aber es überwiegt doch schon ein heiteres und ruhiges Gleichmaß tiefer Empfindung die momentanen Regungen. Und dieses Gleichmaß bringt den Dichter zu einer wahren Gemütstiefe und zu erhabenen Gedanken. Ich muß immer wieder auf den Vergleich mit Geibel zurückkommen, wenn ich daran gehe, den deutschen Lesern eine Probe der poetischen Schöpfungen von Asnyk zu geben,

*) Eine Auswahl derselben ist 1887 in Wien in der Verdeutschung von L. Gumplowicz erschienen.

wie eine ſolche etwa „Das verwelkte Blättchen“ in der Übertragung bieten könnte:

Mein Herz, das ruheloſe,
Es wallte ſtürmiſch auf,
Ich nahm von der weißen Roſe
Ein Blatt und ſchrieb darauf.

Die Worte ſüß und bange,
Die nie geworden laut,
Die hab' ich im heißen Drange
Dem zarten Blatt vertraut.

Die Hoffnung, die ich hegte,
Die Schmerzen, die ich litt,
Was mich im Traum bewegte,
Dem Blättchen teilt' ich's mit.

Beſtimmt war's ihren Händen,
Entziffern ſollte ſie's,
Und dann mir Antwort ſenden
Auf gleichem Blatt wie dies.

Noch einmal wollt' ich prüfen
Die ſeltene Schrift vorher,
Doch ach, die Züge verliefen,
Kein Wort erkannt' ich mehr.

Das Blatt war welk und faltig,
Und jede Spur verſchwand
Der Worte ſüß und gewaltig,
Beſtimmt für ihre Hand!

Mehr freilich an Lenau als an Geibel erinnert ſeine Elegie auf das „tote Mägdelein“, von deren großer poetiſcher Kraft und Schönheit auch ſelbſt in der Übertragung noch ein Hauch zu verſpüren iſt.

Nichts iſt unrichtiger als das Urteil, welches der hervorragendſte polniſche Literarhiſtoriker V. D. Spasowicz über Asnyk gefällt hat, als er ſagte, daß er ſeinen Vor-

gängern mehr der Form als dem Geiste nach gleiche. Es scheint mir vielmehr, als ob viele Gedichte Asnyks den besten Schöpfungen der Romantik sich ebenbürtig anreihten; und der betäubende Duft der blauen Blume steigt uns aus seinen Dichtungen mit derselben Gewalt entgegen, mit demselben Aroma, wie aus denen der großen Meister des goldenen Zeitalters. Ja, es ist erstaunlich, wie ein Dichter in einer Zeit, die der Poesie doch so ungünstig, mit solcher Phantasie sich in die erhabensten Erinnerungen der Vergangenheit, in die Tränen und Blumen, in die Trümmerhaufen, in den Gesang der Vögel und in das Rauschen des Windes, kurz, in die Quelle aller Wunder der Dichtung zurückversenken konnte, wie es Adam Asnyk getan hat.

Und dabei ist er doch ein durchaus moderner Mensch gewesen; seine Dramen legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Ebenso seine humoristischen Erzählungen, die aber wenig bedeutend sind, mit Ausnahme vielleicht einer einzigen: „Fräulein Leocadia" (Lemberg 1868). Dagegen sind seine Trauer- und Lustspiele von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Man muß, um den Wert derselben zu würdigen, an die überaus schwierigen Verhältnisse denken, unter denen die polnische Bühne sich entwickelt hat. „Stehende Bühnen, an denen polnisch gespielt wird, gibt es nur fünf, davon sind zwei in Warschau und je eine in Lemberg, Krakau und Posen. Die Warschauer Theater sind die am besten ausgestatteten; aber ihr Repertoire ist beschränkt, denn aus der Geschichte Polens dürfen keine Stücke aufgeführt werden. Die anderen polnischen Theater sind Privatunternehmungen, die in erster Reihe den pekuniären Erfolg im Auge haben müssen; sie besitzen weder Garderobe, noch Dekorationen zur Darstellung historischer und anderer Dramen neueren Stils. Um nun mit geringen Ausgaben möglichst gute Einnahmen zu er-

zielen, sehen sich die Bühnenvorstände gezwungen, zu den frivolsten Machwerken der französischen Komödie mit ihren packenden Ehebruchsszenen zu greifen oder zu schlecht gesungenen Offenbachiaden."

Bei dieser Verwilderung des Geschmacks kann das Drama in Polen unmöglich zu hoher Blüte gelangen. Die Zahl der literarisch unaufführbaren oder wenigstens nicht aufgeführten sogenannten Buchdramen ist daher noch viel größer als in Deutschland. Aber zu dieser Gattung kann man die dramatischen Gedichte Asnyks nicht zählen. Im Jahre 1869 erschien sein Trauerspiel: „Der Kampf der Parteien", in dem er zum erstenmal einen historischen Vorgang aus der Geschichte seines Vaterlandes in dramatische Form zu kleiden suchte. Vier Jahre darauf sein Trauerspiel: „Cola Rienzi". In diesen beiden ersten Stücken stört noch die überwiegend lyrische Form und das mangelnde szenische Geschick. Desto bedeutender ist das fünf Jahre später erschienene Trauerspiel: „Kiejstut", das auch kurz nachher von M. v. Reden ziemlich gut ins Deutsche übertragen wurde, eine Tragödie, deren Inhalt eine dynastische Intrige aus der Geschichte Polens, nämlich die Ermordung Kiejstuts auf Befehl Jagellos, bildet. Der dramatische Aufbau ist weit geschickter als in den früheren Stücken, ebenso wie die Charakteristik eine vorzügliche ist. Dennoch fehlt auch hier der eigentliche dramatische Nerv, um für den Helden und sein Schicksal jenes Interesse zu erwecken, ohne welches ein Drama niemals die Herzen der Zuschauer erobern kann. „Der Held des Stückes ist ein kraftvoller Redner, seine Gedanken werden klar und überzeugend vorgebracht. In seinen Handlungen aber ist er ein zerrissener Schwächling, ein als Kraftmensch verkleideter Lear, der schließlich weder Mitgefühl noch Bewunderung

einflößt". Es zeugt aber von großer Unkenntnis, wenn in einer deutschen Charakteristik des Dichters gesagt wurde, daß in seinem Trauerspiel „der patriotische Verrat" verherrlicht werde.

Ungleich höher stehen jedoch die Lustspiele dieses Dichters. Der sentimentale und romantische Lyriker verwandelt sich urplötzlich zu unserem nicht geringen Erstaunen in einen scharf beobachtenden, das Leben und seine Widersprüche humoristisch auffassenden modernen Dichter. Feine Analyse der Charaktere, bühnengerechte Schürzung des Knotens, ungezwungene Entwickelung der Handlung, Eleganz, Natürlichkeit des Dialogs und geistreiche Pointen zeichnen seine Schau- und Lustspiele vorteilhaft aus. Unter diesen ist das 1879 erschienene Lustspiel: „Die Freunde Hiobs" in erster Reihe zu nennen. Von späteren Stücken erwähne ich: „Der Jude", ein soziales Bühnenwerk, in dem als Hauptfigur ein moderner Shylock auf die Szene geführt wird; ferner: „Gebrüder Lerche", „Ein Heliotropenzweig".

Alles in allem sehen wir in Adam Asnyk einen starken Charakterkopf, eine interessante, ja in vielen Beziehungen merkwürdige Erscheinung innerhalb der modernen polnischen Literaturbewegung. Wie man auch über seine poetische Entwickelung, über seine dramatischen Dichtungen, über seine politische und poetische Weltanschauung denken mag, das eine steht doch unbestritten fest: Er war ein Dichter, ein echter und wahrer Poet, dem nichts Menschliches fernlag und dem die Muse das Siegel ihrer Weihe auf die Stirn geprägt hatte.

Der letzte Dichter.

Erinnerte man sich bei dem Hinscheiden dieses letzten Romantikers in seiner Heimat mit inniger Wehmut der

großen Traditionen einer klaſſiſchen Periode, ſo trauerte das ganze Vaterland, als im Winter desſelben Jahres die Polen ihren letzten klaſſiſchen Dichter verloren. Das war ein überaus trauriges Geſchick für dieſe Nation, die nun nicht einmal mehr im Liede ihre großen hiſtoriſchen Schmerzen wird feiern können. Das Wort Anaſtaſius Grüns, daß erſt mit dem letzten Menſchen auch der letzte Dichter aus dieſer Welt ſcheiden werde, hat ſich alſo für das Volk der Polen nicht erfüllt.

Schon ſeit dem letzten polniſchen Aufſtand verſtummte die Harfe der Sänger dieſes Volkes. Es ging ihnen wie den bibliſchen Leviten: ſie wollten das Lied der Heimat nicht ſingen auf fremder Erde. Die meiſten lebten in der Verbannung im Elend, in ſibiriſchen Gefängniſſen; da läßt ſich ſchlecht ſingen. Auch die Nachtigall ſingt nicht im Winter. Aber auch ſelbſt die, welchen ein freundlicheres Geſchick beſchieden war, verſtummten, ſo groß war ihr Schmerz, ſo tief ihre Enttäuſchung, daß ſie ihrer Harfe nicht einmal mehr Klagetöne entlocken konnten. Es galt dies vor allem von dem Dichter, den ſie an einem düſteren Dezembertage des Jahres 1897 zu Grabe getragen haben.

Kornel Ujejski, ſo hieß dieſer Dichter, war der Sänger des letzten polniſchen Aufſtandes. Mit dem ſchmählichen Ende dieſes Aufſtandes war auch ſeine Poeſie zu Ende, und nur ſelten hörte man noch ein Lied von ihm; ſeine Kraft war gebrochen, und aus der Nachricht von ſeinem Tode haben viele erſt erfahren, daß er überhaupt noch gelebt habe.

Ujejski hat auch außerhalb Galiziens den Ruf eines großen Dichters genoſſen, und zwar mit Recht, denn ſeine Poeſie ging über die nationalen Schranken hinaus und erhob ſich zu den Höhen des allgemein Menſchlichen. Des-

halb verdient er es auch, daß man etwas mehr von seinem Erdenwallen erfahre.

Kornel Ujejski wurde im Jahre 1823 auf einem kleinen Gütchen Boremniany im Kreise Czortkow in Galizien geboren, empfing seine Schulausbildung in Lemberg, verließ nach vollendetem Studium sein Vaterland und lernte im Jahre 1847 während seines Aufenthalts in Paris den berühmten Dichter Slowacki kennen, der ihm gesinnungsverwandt war und der die dichterische Anlage des jungen Mannes förderte. Ende der fünfziger Jahre kehrte Ujejski nach Galizien zurück, vermählte sich dort mit der Gräfin Komorowska und pachtete von dem Lemberger Magistrat ein Gut Pawlow, auf dem er bis zu seinem Tode wohnte, seine Zeit zwischen ländlichen und literarischen Beschäftigungen teilend. Im Jahre 1863 gehörte er zu den eifrigsten Förderern des Aufstandes. Infolgedessen mußte er, nachdem dieser mißglückt war, das Land verlassen. Er flüchtete in die Schweiz. Nach vielen Jahren der Wanderung kehrte er wieder heim und trat nun auch politisch in den Vordergrund. Er wurde wiederholt in den galizischen Landtag und 1876 auch in den Reichstag gewählt, wo er jedoch nicht lange verblieb. Er schloß sich im Jahre 1877 den damaligen Sezessionisten an und trat aus dem Polenklub aus. Bald darauf legte er auch sein Mandat nieder und lebte still und zurückgezogen auf seinem kleinen Landgute, das er nach einer Version gepachtet haben soll, während eine andere Version berichtet, daß es ihm als Nationalgeschenk übergeben worden sei.

Kornel Ujejski war ein Romantiker. Er spann den Faden weiter, den Mickiewicz zuerst gesponnen. Diese polnische Romantik darf aber ja nicht mit der deutschen verglichen oder verwechselt werden. Ihre Aufgabe war es,

durch Vertiefung des Inhalts der Poesie einen unerschütterlichen Lebensboden zu gründen. Als der einzig wahre poetische Gehalt erschien das Nationale im Leben des Volkes. Alles Wahre und Heilige, den Kern seiner Welt- und Lebensanschauung faßt ja der Pole bekanntlich in dem Worte: Ojczyzna (Vaterland) zusammen. Aus der Quelle des Nationalgefühls floß Polens Größe und Macht, aber auch sein Verfall und sein Unglück und vor allem seine Poesie. In diesem Sinne war Ujejski ein echter Dichter. Seine Poesie hat ein brennendes Kolorit und eine ausschließlich patriotische Grundstimmung.

Das neue Geschlecht, gestählt durch moderne Bildung und unmutig über jene nichtige Resignation der Alten, vermochte diesem Romantiker kaum mehr zu folgen. Es wollte seine wilden und kühnen Ideen in anderen Formen und Tonarten verkünden. Dies verkleinert aber keineswegs das poetische Verdienst des Dichters, der im Jahre 1846 mit seinen schwungvollen und ergreifenden: „Klageliedern des Jeremias" den dichterischen Ruhm begründete, den er bis zum Tode bewahrt hat. Wie der biblische Prophet, so sitzt der Dichter auf den Ruinen seines Vaterlandes und beklagt den abgrundtiefen Fall seiner Nation. Die galizische Bauernbewegung, auf die die polnischen Patrioten im Jahre 1846 so große Hoffnungen gesetzt, hatte ein schmähliches Ende gefunden. Aus der Grundstimmung des Elends und der Verbitterung sind diese Klage- und Rachelieder entstanden. Eines derselben ist im Jahre 1863 zur Nationalhymne des polnischen Aufstandes geworden; es ist der Choral: Zdymem pożarów (Mit dem Rauch der Feuerbrände), dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Mit des Brandes dichtem Qualme,
Mit dem Dampf von Bruderblut

Steigt zu dir empor, o Ew'ger,
Unseres Flehens heiße Glut.
Eine Klage, so entsetzlich
Wie des letzten Seufzers Laut,
Ein Gebet, so markerschütternd,
Daß das Haar darob ergraut.
Unsere Klagen sind verklungen,
Und verstummt ist der Gesang,
Seit des Jammers Dornenkrone
Tief uns in die Schläfe drang.
Als ein Denkmal unzerstörbar,
Wie so schwer dein Herz entflammt,
Raget im Gebet erstarret
In die Höhe unsere Hand!

Das Lied ist heute in Polen streng verboten, und wer es sänge, müßte die Reise nach Sibirien antreten. Man kann sich aber kaum eine Vorstellung davon machen, welche Begeisterung dieses Lied zu seiner Zeit hervorgerufen und wie oft es auch noch in späteren Jahren die Flammen des Hasses und patriotische Gluten entzündet hat.

Im Jahre 1847 folgten die „Biblischen Melodien", worin Ujejski in erhabenen Gedichten den Schmerz des polnischen Volkes zum getreuen Ausdruck brachte. Sie sind voll Feuer und Kraft, voll Melodie und Innigkeit; es sind schwungvolle Lieder in echt biblischem Geiste, die die erhabene Einfachheit des biblischen Wortes in glücklicher Weise erneuern und durch ihre innere Harmonie die lodernde Glut dämpfen, welche im Herzen des Dichters und seiner Landesgenossen lebte. Aber diese verstanden ihn. Sie wußten, daß er mit dem Chaldäer, der dem Tiger gleich Jerusalem zu vernichten drohte, den russischen Erbfeind gemeint und daß der Jeremias auf den Trümmern Zions kein anderer war als der unglückliche Dichter selbst. Einzig und allein

von dieſem Geſichtspunkte aus muß man die „Bibliſchen Melodien“ beurteilen.

Die rein lyriſchen Gedichte Ujejskis, die in den beiden Sammlungen: „Blumen ohne Duft“ und „Verwelkte Blätter“ ſich finden, haben nichts von der poetiſchen Kraft ſeiner „Bibliſchen Melodien“. Es geht ein träumeriſcher Zug buddhiſtiſcher Weltflucht durch dieſe. Sie ſtreben nach einer edlen, geläuterten Form, ſie ſind von dem gleichen Adel dichteriſchen Stils erfüllt, wie alle ſeine Dichtungen, aber man merkt es, daß das duftig hingehauchte einfache Lied nicht die Domäne dieſes Dichters iſt. Er hat ſich zwar die Freiheit des Weltblicks gewahrt, aber ſeine Muſe fühlt ſich doch nur auf dem Boden der Heimat ſicher. Dort ſchreitet ſie kühn einher, dort ſingt ſie in mutigen und ſtürmiſchen Rhythmen das Lied der Freiheit, in elegiſchen Tönen das Lied der Schmach und des Unglücks. Freilich als der verunglückte Aufſtand auf alle nationalen Hoffnungen Polens den Sargdeckel legte, die früheren Parteien auflöſte, die Reihen der Kämpfer lichtete und die Beſten in die Steppen Sibiriens trieb, da ſchwieg die Muſe des Dichters. Sie verzehrte ſich in ſtillem Weh, in endloſem Jammer um das Vaterland, anſtatt die energiſche Tat, das mutige Vordringen, die zielbewußte Arbeit im Dienſte der Kultur zu preiſen.

Nur einmal noch vermochte es Ujejski ſich zu der alten Höhe zu erheben, nämlich als er zu den wunderbaren Tondichtungen ſeines Landsmanns Chopin die poetiſchen Interpretationen ſchrieb, die mit zu dem Reinſten und Schönſten gehören, was er überhaupt geſchaffen; vor allem ſeine Illuſtration des Trauermarſches und das Finale aus der Sonate op. 35, dann drei Préludes und mehrere echt polniſche Mazureks. Als Beiſpiel hierfür möge zum Schluſſe

das Gedicht „Himmelfahrt“ zu dem Prélude 7 op. 28 von Chopin folgen:

Auf dem Wolkenſaume
Ruhend in den Höhen,
Stört mich in dem Traume
Keines Hauches Wehen.
Meeresgleich umgeben
Mich der Veilchen Düfte;
Herrlich, ſo zu ſchweben
Faltend Hand in Hand!

Ward ich denn ein andrer,
Gleich den Engeln droben
Als des Himmels Wandrer
Sanft emporgehoben?
Laß, o Gott, mir währen
Dieſen Traum der Lüfte
Und mich nimmer kehren
Aus dem ſchönen Land!

Als Ujejski im Jahre 1880 nach langer Pauſe mit einem neuen Bande von Dichtungen: „Dramatiſche Bilder“ auftrat, da war die Enttäuſchung eine nicht geringe. Zwar wußte er auch hier noch Töne anzuſchlagen, die von großer Wirkung waren, aber ſeine poetiſche Kraft war doch gebrochen. Seine Geſtaltungskraft war ohnehin nicht groß, weil ſie alle Begebenheiten in das Element der Stimmung tauchte, die ihn gerade beherrſchte, und dieſe Stimmung war in guten Tagen die Hoffnung auf Polens Auferſtehung, ſpäter aber nichts mehr als die eitle Klage um ſeinen tiefen Fall. Die Größe des Elends, das ſein Volk getroffen, ſchuf ihn zum Poeten: das war ſein Beruf, das war ſeine Sendung. In ihr lebte, ſann und dichtete er eigentlich bis zu ſeinem Tode, gleich jenem großen Poeten, dem Goethe die tiefſinnigen Worte in den Mund gelegt:

Wenn ich nicht ſingen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt:
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinem Sarg ſich eingeſchloſſen.

Polniſche Kunſt.

Wenn heute jemand, auch ſelbſt in gebildeten Kreiſen, von polniſcher Kunſt ſprechen wollte, ſo würde man ihm wahrſcheinlich zuerſt den Namen Matejko zurufen. Mit dieſem Namen wäre aber auch die Kenntnis von polniſcher Kunſt ſo ziemlich abgeſchloſſen; und doch gibt es eine polniſche Kunſt! Kenner und Fachgelehrte haben dies freilich ſeit langer Zeit gewußt; weiteren Kreiſen iſt dieſe Kunde aber eigentlich erſt durch die Berichte vermittelt worden, welche die Tagesblätter 1895 von der polniſchen Kunſtausſtellung in Lemberg brachten. Das einzige, was von dieſer Ausſtellung übrig geblieben, iſt aber der illuſtrierte Fachkatalog; er iſt leider auch die einzige Geſchichte der polniſchen Kunſt, welche bis jetzt exiſtiert. Der Mann, welcher an der Spitze des Lemberger Komitees geſtanden, Profeſſor Dr. Johann von Boloz Antoniewicz, hat ſich der mühevollen Arbeit unterzogen, dieſen erſten polniſchen Kunſtkatalog anzufertigen. Man kann die ganze und ziemlich wichtige Geſchichte der neueren polniſchen Malerei in drei durch techniſche Merkmale geſonderte Stoffgebiete und durch geiſtigen Gehalt geſchiedene Perioden einteilen. Die erſte Periode umfaßt die Zeit von 1764, der Thronbeſteigung des letzten und kunſtliebendſten aller polniſchen Könige, Stanislaus Auguſt Poniatowski, bis etwa 1795, alſo ungefähr ein Menſchenalter. Wer die Geſchichte Polens aus jener Zeit kennt, der weiß

auch, welchen Aufschwung die Kunst damals genommen hat. Allerdings gab es schon früher polnische Maler. Bereits gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts kehrte der bekannte Historienmaler Simon Czechowicz aus Rom nach Warschau zurück, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Er malte religiöse Bilder nach italienischen Mustern. Seinen Lebensabend verbrachte er in dem Kapuzinerkloster in Warschau. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts treffen wir den Genremaler Taddäus Konicz, einen Schüler von Karl Maratta, der später als Hofmaler in Madrid gestorben sein soll. Auch den Baron Sylvester Mirys und die bekannte Berliner Malerin Dorothea Therbusch, eine geborene Liczewska, die Mitglied der Berliner Akademie wurde, muß man in die Frühzeit polnischer Kunst versetzen. Es ist natürlich, daß das fremde Element in dieser Periode überwiegt. Die polnischen Künstler holen sich ihre Muster und Stoffe aus Rom und Paris. Antoniewicz nennt diese Zeit treffend „die Periode der Kunst in Polen". Der Maler Marcel Bacziarelli wurde von Stanislaus Poniatowski nach Warschau berufen und gründete dort die erste Malerschule, in der das Aktstudium zur Entrüstung der Warschauer Frömmlinge emsig und verständig betrieben wurde, und ein französischer Maler Johann Peter Norblin, durch den Fürsten Czartoryski nach Polen geführt, verpflanzte dahin den Ideenkreis und die Kompositionsweise Watteaus. Aber auch das Bedürfnis nach nationalen Stoffen fing sich damals bereits zu regen an. Franz Smuglewicz, ein Schüler von Rafael Mengs, malte in Rom zahlreiche Bilder aus der Vergangenheit Polens und die ersten polnischen Volkstypen.

Die alte Streitfrage, ob auch Daniel Chodowiecki in diesen Kreis zu versetzen sei, wird hier wieder erörtert

werden müſſen. Antoniewicz teilt einen Brief desſelben an den Radierer Joſeph Leski mit, in dem er ſich offen als Pole bekennt. „Wenn Sie, mein hoch wohlgebohrner Herr", ſchreibt Chodowiecki, „mich für einen Pohlen anſehen, deſſen Eltern ſich in Deutſchland feſtgeſetzt haben, ſo thun Sie mir Unrecht an. Auf ſolche Art wäre ich kein Pohle, ſondern ein Teutſcher, und ich mache mir eine Ehre daraus, ein wahrer Pohle zu ſeyn, obwohl ich mich in Deutſchland niedergelaſſen habe. Bartholomäus Chodowiecki war ein Edelmann in groſſ Pohlen, ſeyn 4. Sohn Nahmens Matthaeus von Chryſtyna Morawska ſeiner Frau 1583 gebohren; dieſer wurde diſſidentiſcher Prediger in Zychlin und heyrathete Elzbieta Muſoniowska. Matthaeus zeugte 1610 einen Sohn Joanes, ebenfals Prediger zu Thorn, verheyrathet mit Elzbieta Rychowska. Joan zeugte einen Sohn Nahmens Chriſtian, Kaufmann in Dantzig, verheyratet mit Zofia von Genliozowna. Chriſtian zeugte 1698 einen Sohn Godfried, ebenfals Kaufmann zu Dantzig, verheyratet mit Henriette Ayrer, Godfried zeugte 1726 einen Sohn Daniel, das bin ich, der erſte Chodowiecki, der Pohlen verließ und ſich in Deutſchland niederließ. Daraus werden Sie wohl ſehen, daß ich ein wahrer Pohle bin."

Das mag ja wohl alles richtig ſein, aber es iſt für die Kunſt ſelbſt ohne Bedeutung, denn in Wirklichkeit iſt der Künſtler mit ſeinen Kupferſtichen und Handzeichnungen, mit all ſeinen Einfällen, Gedanken und Figuren ein echt deutſcher Sitten- und Seelenmaler. Seine Illuſtrationen, Titel, Kupferſtiche und Vignetten zu den Dichtungen Leſſings, Goethes, Schillers, Bürgers und Gellerts zeigen ihn in ſeiner vollen charakteriſtiſchen Bedeutung, und es iſt dabei ganz gleichgültig, ob er wirklich in Polen geboren wurde oder nicht. Seine Art der Miniaturbilder und kleinen,

sorgfältig ausgeführten Porträts hat der bereits genannte Joseph Leski in Krakau auf polnischen Boden verpflanzt. Sie erfreute sich dort großer Beliebtheit und leitete in die zweite Periode polnischer Kunst über, die etwa ein halbes Jahrhundert, von 1795—1855, umfaßt. In dieser Periode erfolgt ein großer Umschwung in Kunst und Poesie wie im öffentlichen Leben nach der nationalen Richtung hin.

Die polnische Gesellschaft unterlag in dieser Zeit einer tiefen und radikalen Änderung. Die alten aristokratischen Einrichtungen wurden zerstört, das polnische Königtum brach zusammen, der glänzende Hof zu Warschau verschwand wie ein Phantom, die vornehmen Geschlechter starben aus oder wurden verbannt, und das demokratische Element trat in den Vordergrund. In dieser neuen Gesellschaft wurde natürlich auch die Lage des Künstlers eine ganz andere. Der geistige Horizont erweiterte sich, neue Ideen machten sich geltend, mit der Blüte der Poesie kam auch die Blüte der neuen Kunst. „Das Pastell, die zarte und elegant sinnliche Auffassung der überfeinerten Hofgesellschaft und all das, was mit einer Hof- und Residenzmalerei im besten Sinne des Wortes zusammenhängt, verliert plötzlich seine Lebensfähigkeit, seine Berechtigung. Die römische Toga weicht vor dem weißen Kittel des polnischen Bauern, Speer und Schild vor dem Säbel des Kosciuszko und den aufrecht aufgepflanzten Sensen seiner Scharen; breite Volksmassen, der durch die sogenannte Maikonstitution ermutigte Bürgerstand greifen in die politische Bewegung ein und werden somit auch Gegenstand künstlerischer Darstellung. Dies im Inland. Im Ausland scharen sich die polnischen Legionen um Napoleons siegreiche Fahnen, begleiten ihn auf seinen italienischen Feldzügen, verhelfen ihm zum blutigen Siege im Engpasse von Samo-Sierra, bleiben ihm treu

trotz Moskau und Bereſina.“ In dieſer Weiſe charakteriſiert der Herausgeber unſeres Katalogs die zweite Periode polniſcher Malerei auf Grund eingehender hiſtoriſcher Studien. Der Repräſentant der erſteren Richtung dieſer Periode iſt Michael Stachowicz, der die neue Bewegung des polniſchen Volkslebens in Aquarellen, Ölbildern und Fresken zum Ausdruck gebracht hat. Sein Bild: „Erhebung des polniſchen Volkes unter dem Heerführer Thadäus Koſchiuszko in Krakau am 24. März 1794“ iſt durch zahlreiche Nachbildungen bekannt. Der würdigſte Repräſentant der anderen Richtung iſt Januarius Suchodolski, der berufene typiſche Darſteller des polniſchen Schlachten- und Völkerlebens in der napoleoniſchen Zeit, hiſtoriſch genommen der Vater der polniſchen Schlachtenmalerei überhaupt, die ſpäter zu ſo hoher Bedeutung gelangt iſt. Alexander Orlowski, Joſef Richter, Michael Plonski, Jacob Sokolowski und andere bilden dieſe Richtung weiter. Der erſte von dieſen iſt auch der Schöpfer des polniſchen Aquarells, „überſprudelnd von Witz und beißender Satire in ſeinen Karikaturen, großartig und bedeutſam individualiſierend in ſeinen Landſchaften und Volkstypen, voll draſtiſchen Lebens in ſeinen Schlachten- und Lagerſzenen.“

Der Hiſtoriker polniſcher Kunſt wagt es nicht zu entſcheiden, ob Alexander Orlowski oder Peter Michalowski das „erſte Genie der polniſchen Malerei“ zu nennen ſei. Das Urteil einer Künſtlerin wie Roſa Bonheur mag für letzteren ſprechen, der, ein Schüler Charlets, ſicher einer der bedeutendſten Tiermaler geweſen iſt. Mit ihm beginnt Galizien in die Kunſtbewegung einzugreifen, die vorher faſt ausſchließlich in Kongreß-Polen ſich vollzogen hat. Junge Künſtler ziehen nach München, um unter Kaulbach, Schwind und Schnorr von Carolsfeld neue Eindrücke und

eine veränderte Auffassung der historischen Malerei in sich aufzunehmen. Bekannte Schüler Kaulbachs sind Alexander Raczynski und Franz Tepa, ein ausgezeichneter Genremaler und Aquarellist, während Alexander Lesser mehr von Schwind angezogen wird und Ignatz Gerdziejewski von Genelli sich beeinflußt zeigt. Dieser Maler war eigentlich der erste, der die großen phantastischen Ideen nationalen Elends und nationaler Hoffnungen, von welchen die polnische Romantik durchglüht war, plastisch darstellte. Ich kann dem Herausgeber des erwähnten Katalogs nicht beistimmen, wenn er es der polnischen Kunst gewissermaßen als Tadel anrechnet, daß sie in der Blüteperiode der Poesie nur der Abglanz der gleichzeitigen Produktion, nur die Begleiterin, ja in gewissem Sinne ein Nebenprodukt des geistigen Lebens der Nation gewesen sei. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Poesie und Kunst fast nie zu gleichzeitiger Blüte gelangen. Die polnische Poesie jener Tage hat ein brennendes Kolorit und eine ausschließlich patriotische Grundstimmung; ihre Dichter haben nur eine Saite auf ihrer Leier: Vaterland! Alles Große und Heilige, den Kern seiner Welt- und Lebensanschauung faßt der Pole in diesem Wort zusammen. Aus der Quelle des nationalen Gefühls floß Polens Größe und seine Macht, aber auch sein Verfall und sein Unglück. Der Faustische Ausruf Krasinskis: „Geht unter, meine Lieder, steht auf, meine Taten!“ war der Grabgesang der Romantik. In dem Heldenkampf, den Polen um seine Freiheit und Selbständigkeit so lange geführt hat, erhielt aber auch die Kunst ihr eigenes Kolorit und eine durchaus patriotische Grundlage. „Hab' ein Herz und schau' ins Herz!“ rief Mickiewicz der Jugend seines Volkes zu. Und in diesem Appell an das Gefühl lag die Kraft der polnischen Poesie und der Auf-

ſchwung der Kunſt zugleich verborgen. Es iſt kein Zufall, daß die Schlachtenmalerei gerade in Polen ſich ſo bedeutſam entwickelt hat. Auf den blutgetränkten Schlachtfeldern ihres ſterbenden Vaterlandes konnten die Maler wohl die Studien für ihre Kunſt machen. Julius und Adalbert Koſſak erheben dieſe Art der Kunſt zu einer Bedeutung, welche ſie zu gleicher Zeit nur in Frankreich und erſt viel ſpäter in Deutſchland erlangt hat. Horace Vernet iſt ihr künſtleriſches Vorbild, die Erinnerungen an den Aufſtand in der Heimat ſind ihre wirkſamſten Motive. Zur Höhe der Vollendung hat dieſe Kunſt bekanntlich Joſeph Brandt gebracht, trotz ſeines deutſchen Namens ein echter Pole, der neben Adam und Detaille wohl als der hervorragendſte europäiſche Schlachtenmaler der Neuzeit gelten kann. Seine Eigenart in der Darſtellung von Gefechten und Lagerſzenen, meiſt aus der polniſchen Geſchichte, beſteht darin, daß er das ethnographiſche Moment in den einzelnen Typen ſcharf hervorzuheben und die prächtigen Nationalkoſtüme für den Effekt ſeiner Bilder zu verwerten weiß. Sein meiſt grau geſtimmtes Kolorit entſpricht dem Charakter des Polen, dem Unglück der Nation. Schon ſein erſtes größeres Bild: „Angriff der Polen unter Sobieski auf das türkiſche Lager bei Wien“ lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den jungen Künſtler. Seither hat er unermüdlich an ſeiner Entwickelung fortgearbeitet. Eine andere Art ſeiner Kunſt hat ihn aber auf unſeren Ausſtellungen beſonders beliebt gemacht, nämlich ſeine Darſtellung des ländlichen Genres ſeiner Heimat; die polniſchen Fuhrwerke und Schlittenfahrten, die Pferdemärkte und Dörfer der Heimat, die Juden und die Bauern Polens ſind ihm Lieblingsmotive. Seine ukrainiſchen Koſaken, die mit ihren kleinen Pferdchen förmlich verwachſen zu ſein ſcheinen, waren ein Entzücken aller Kunſtfreunde.

Mit Joseph Brandt gelangen wir in die dritte Periode der neueren polnischen Kunstentwickelung. Antoniewicz umgrenzt sie durch die Jahre 1855—1886. Im Jahre 1855 starb Mickiewicz, drei Jahre später Krasinski. Die Blütezeit der polnischen Poesie ist zu Ende. In trüben Tagen verstummen Sang und Saitenspiel. Der verunglückte Aufstand von 1863 gab dem ganzen Leben eine wesentlich veränderte Physiognomie. Das junge Polen begnügte sich nicht mehr mit eitlen Hoffnungen, mit sentimentalen Klagen. Es verlangte vielmehr energische Tat, mutiges, zielbewußtes Vordringen. In diesem Kampfe blieb aber die Poesie zurück. Sie verschloß dem Ruf des jungen Geschlechts ihr Ohr; ihr war die Klage um das geschlagene Vaterland heilige Pflicht. Wie einst Israels zerstreute Volksscharen wollten sie das neue Lied, zu dem die Jugend sie aufforderte, nicht singen in der Verbannung, im nationalen Elend. So blieb sie in der allgemeinen Entwickelung zurück, und auf ihren Thron setzte sich die Kunst; die beiden bedeutendsten Führer der neuen Periode treten auf: Jean Matejko und Arthur Grottger, und ihr Einfluß auf die Kunstentwickelung wie auf das Volksleben ist ein außerordentlicher, wenn ich es auch für übertrieben halte, mit unserem Katalog zu behaupten, daß „ohne diese beiden einigenden Brennpunkte die Nation, erschüttert, bedrängt und wenig erfahren, wie sie damals war, den Stößen und Schicksalsschlägen der folgende Jahrzehnte nicht hätte standhalten können".

Man kann sich kaum zwei größere Gegensätze denken als Grottger und Matejko, und es wäre eine lohnende Aufgabe für einen Kunsthistoriker, diese Gegensätze aus den Schöpfungen der beiden Künstler heraus zur charakteristischen Erkenntnis zu bringen. Arthur Grottger wurde 1837 ge-

boren und ſtarb 1867, Matejko wurde 1838 geboren und ſtarb inmitten der Vorbereitungen für die Lemberger Kunſtausſtellung, die der Triumph ſeines Schaffens werden ſollte, 1893. Die retroſpektive Ausſtellung polniſcher Kunſt in Lemberg vereinigte ſo ziemlich alle Werke Grottgers, und der reſümierende Katalog über dieſe Ausſtellung behandelt ſein künſtleriſches Schaffen mit beſonderer Ausführlichkeit. Es werden darin drei Epochen unterſchieden. Die erſte enthält einzelne Bilder aus dem polniſchen Leben. Szenen aus dem Aufſtande, Illuſtrationen zu ſchwermütigen Gedichten und dergleichen mehr. Es iſt noch ein unſicheres Taſten und Schwanken in der Auffaſſung wie in der Darſtellung. Erſt in der zweiten Epoche, nach größeren Reiſen, wo die italieniſche, namentlich die venezianiſche Kunſt, hauptſächlich in koloriſtiſcher Hinſicht, auf ihn einen großen Eindruck macht, erhebt ſich Grottger zur vollen Höhe der Kunſt. Aus dieſer Zeit ſtammt ſein berühmter Cyklus: „Warſchau“, ſieben Kreidezeichnungen, welche die bezeichnendſten und ergreifendſten Szenen aus der Geſchichte des letzten polniſchen Aufſtandes darſtellen. Mit dieſem Cyklus hat Grottger dem nationalen Unglück ſeines Volkes ein Denkmal geſtiftet. Es iſt ein klaſſiſches Werk wie das nationale Epos von Mickiewicz: „Herr Thaddäus“. In der dritten Epoche von 1864 bis zu ſeinem Tode erreicht Grottger die Höhe der Vollendung. Er war eine Künſtlernatur, „deren raſch hinſchwindendes Leben voll dämoniſch zerſtörenden Schaffungstriebes den Bedingungen der realen Welt entrückt zu ſein ſcheint und mehr den Eindruck eines Gedichtes voll wehmütig elegiſcher Stimmung macht; je ſtiller, je innerlicher, je weſenloſer Thema und Kompoſition ſind, deſto reiner, deſto unverſehrter, deſto unvergleichlicher offenbart ſich Grottgers Genie.“ Die Wirkung ſeiner Schöpfungen ſteht

faſt im umgekehrten Verhältnis zu der Zahl der dargeſtellten Perſonen. Man kann das am beſten aus dem zweiten und namentlich aus dem dritten ſeiner großen Cyklen erſehen. Der zweite Cyklus heißt: „Lituania“ (1864—1866). Hier hat der Künſtler in ſechs ergreifenden Bildern die wichtigſten Szenen des Aufſtandes herausgehoben, der das unglückliche Land in jenen Jahren zerfleiſchte. Das erſte dieſer Bilder führt den Titel: „Der Geiſt des Verderbens rauſcht durch den Wald.“ Man kann ſich nichts Einfacheres und doch wieder nichts Gewaltigeres denken als dies Phantaſiebild des durch die knorrigen Eichenäſte eines Urwaldes dahinrauſchenden Todes. Der dritte Cyklus führt den Titel: „Der Krieg“ oder auch: „Im Tal der Tränen“. Es ſind elf Kreidezeichnungen, die der Maler für ſeine Braut entworfen und die jetzt im Beſitze des Kaiſers von Öſterreich ſind. Ich wüßte kein Werk in der modernen Kunſt, das einen philoſophiſchen und poetiſchen Gedanken in ſo vollendeter und künſtleriſcher Weiſe zur Anſchauung brächte, wie dieſes. Die Geſchloſſenheit und Harmonie, welche das Kunſtwerk verlangt, iſt hier erreicht. Mit genialem Blick ſind die Momente gewählt, welche am treffendſten und ſicherſten die ganze Idee ausdrücken. Man weiß, wie ſchwierig es iſt, den richtigen, bedeutenden maleriſchen Moment zu erfaſſen. Grottger iſt dies gelungen. Unbekümmert um Überlieferungen, Stimmungen und Vorurteile, hat er das Elend des Krieges beſſer veranſchaulicht als alle Philoſophen und Epiker. Das erſte Bild lautet: „Folg' mir durch das Tal der Tränen.“ Der Genius erſcheint dem Künſtler, der gedankenvoll in einſamer Zelle ſitzt, und will ihn durch das Tal der Tränen geleiten, indem er ihm den Krieg mit all ſeinem Elend als den Erbfluch zeigt, an dem wir alle tragen. Der Stoff mag dem Künſtler, der ſo oft

in Polens Tränental geblickt, wohl behagen, und er schreitet ans Werk. Das zweite Bild heißt: „Unglückliche Vorbedeutung". Es ist von außerordentlichem Reiz: eine Landschaft im Frieden der Abendsonne. Vor dem Hause sitzt ein Großmütterchen im Kreise ihrer Familie, hinter ihr die beiden Verlobten. In der Ferne erblickt man das Kirchlein, von dessen Turm wohl jetzt die Abendglocken läuten. Das Großmütterchen faltet betend die Hände, denn am Himmel erscheint ein Komet, die Völkerrute, die nach altem Glauben den Krieg verheißt. Das dritte Bild: „Die Losung" führt uns in den Krieg hinein. Sie haben ihn gemessen und tauglich befunden; das vierte Bild schildert uns „Des Kriegers Abschied". Noch einen letzten Blick wirft er nach der Heimat zurück, nach der Mutter, die ihr Kindlein in den Armen hält, das noch nichts von dem Elend des Krieges ahnt. Von grandioser Wirkung ist das fünfte Bild: „Das Brandopfer", welches die Zerstörung einer blühenden Landschaft durch den Krieg darstellt. Vielleicht beruht die Wirkung gerade darauf, daß das Verderben sich im Hintergrunde abspielt, während der Genius und der Künstler im Vordergrunde abgewendet sitzen und über der Menschen Treiben klagen. Auf dem sechsten Bilde erblicken wir die ersten Folgen des Krieges „Die Hungersnot". Der Qualm von verwüsteten Hütten und Dörfern steigt auf, und unter einer knorrigen Linde sitzt der Vater mit den Seinen, forschenden Blickes die Wendung des Kampfes beobachtend, während die Tochter die vertrockneten Reste des Brotes unter die abgemagerten Kinder verteilt. Eine schauerliche Episode aus dem Kriegsleben führt uns das siebente Bild vor: „Verrat und Strafe". Ein Spion wird entdeckt, und man findet bei ihm die Beweise seiner Freveltat. Furchtbar in seiner Wirkung ist das achte Bild: „Menschen oder

Schakale?" Der Künstler zeigt uns das Schlachtfeld, nachdem der blutige Tag sich seinem Ende zugeneigt hat, und läßt uns zwischen den Leichen wilde Gestalten erblicken, die mit gieriger Hast rauben und plündern. Das neunte Bild: „Nichts als Elend" führt uns in eine Hütte, worin der Mann mit dem letzten Rest seiner Kräfte Weib und Kind verteidigt hatte, doch vergebens, beide sind sie zu Tode getroffen; indes treten die Kinder sacht in die Hütte ein, um mit dem Mütterlein zu beten, wie sie es stets getan haben. Das zehnte Bild: „Gottesfrevel" zeigt uns den frommen Polen. Rohe Krieger haben ein Christusbild mit dem Bajonett durchstochen und die Kirche entweiht. Das Schlußbild: „O, Menschheit, Geschlecht des Kain!" führt uns den Künstler vor, wie er an einer erhabenen Komposition arbeitet, die ihn aus diesem Jammertal der Kainsbrut zu lichten Höhen der Verklärung tragen soll.

Als Grottger sein Werk vollendet hatte, wurde auch sein Herz aus den Banden befreit, die er auf Erden schmerzensvoll getragen. Sein Auge brach, da ihn der Genius zu den lichten Höhen der Kunst emporgehoben. Doch war ihm beschieden, was er geahnt und geschaut, in Kunstgebilden auszuführen. Mit dem feinen Auge begabt, das nur das Große, Schöne oder Schauerliche im Leben wie in der Natur zu erkennen vermag, wußte er mit den einfachsten Strichen nicht nur plastische Figuren, sondern auch ganze Szenen, Kriege und Revolutionen auf die Fläche zu zaubern. Grottger war vor allem und fast ausschließlich Zeichner. Gerade darum war es ihm möglich, nicht nur Empfindungen, Stimmungen und Leidenschaften darzustellen, sondern auch in das Gebiet des Gedankens hineinzugreifen und das Reich der Poesie für seine Kunst zu gewinnen. Für seine Ideenkreise war jede Farbe zu grell, zu wirklich, und doch leben

ſeine Geſtalten und Szenen in voller Kraft realiſtiſcher Lebenswahrheit.

Nach Grottger—Matejko! Als hätte die Natur ſich darin gefallen wollen, auf demſelben Boden zwei abſolute Gegenſätze zu bilden. Grottger iſt Zeichner, Matejko Maler, Grottgers Sprache iſt der Stift, Matejkos die Farbe; jener iſt zart, ahnungsvoll, ideal, dieſer kräftig, dreiſt, ja wild. Wenn man Vergleiche liebt, ſo könnte man ſagen, daß die beiden Künſtler die beiden Extreme im polniſchen Volkscharakter repräſentieren: das ſentimental elegiſche auf der einen und das feurig wilde Temperament auf der andern Seite. Nur in der Vaterlandsliebe treffen ſie zuſammen. Matejkos Gemälde behandeln ausſchließlich die Geſchichte Polens. Wie ruhig und klar Grottger, ſo bunt und unruhig iſt Matejko; während die Kompoſition bei Grottger klar und überſichtlich, iſt ſie bei Matejko oft verworren und zuſammengedrängt, aber alles Große und Erhabene in der Geſchichte Polens hat er auf ſeine Leinwand gebannt. Matejko ſtarb während der Vorbereitungen zu der Lemberger Kunſtausſtellung im Oktober 1893. Das Präſidium derſelben beſchloß, einen mächtigen Eichenpavillon errichten zu laſſen, der ausſchließlich zur Aufnahme ſämtlicher Werke des großen Toten beſtimmt war, und wo man die ganze künſtleriſche Entwickelung dieſes Malers verfolgen konnte, deſſen Vielſeitigkeit in der Tat eine erſtaunliche geweſen iſt.

Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Gegenſätzen tummelt ſich noch eine große Schar von begabten Malern, die auf der Lemberger Ausſtellung ebenfalls vertreten waren. Ich nenne von der älteren Generation die Hiſtorienmaler Heinrich Rodakowski und Adalbert Gerſon, von der jüngeren Generation, die auf unſeren deutſchen Ausſtellungen faſt

regelmäßig vertreten ist, Stanislaus Chlebowski, den berühmten Zeichner Michael Andriolli, den ausgezeichneten und leider zu früh für die Kunst verstorbenen Radierer Heinrich Redlich, dessen Werke Weltberühmtheit erlangt haben, die Landschafter Siegmund Sidorowicz, Max Gierymski, Joseph Chelmonski, den Führer der neueren realistischen Richtung in Polen, dessen „Altweibersommer" Zeugnis einer besonders feinen Beobachtungsgabe ablegt, ferner den Porträtmaler Kasimir Powalski, den in der Blüte der Jahre verstorbenen Moritz Gottlieb, den genialen Zeichner Maszkowski, den vielseitig begabten Franz Zmurko, dessen größtes Bild: „Der Tod der Messalina", das in der Komposition und in der Farbengebung stark an Matejko erinnert, sich in meinem Besitz befindet, ferner Ajdukiewicz, Chelminski, Kozakiewicz, Kossak und Fallat, die den bedeutenden Einfluß deutscher Schulen auf die Werke polnischer Malerei deutlich erkennen lassen.

Die Versuchung liegt nahe, dieser flüchtigen Übersicht polnischer Kunstentwickelung während zweier Jahrhunderte eine Charakteristik der Arten und Stoffe, in denen sich die Malerei jenes interessanten Landes bewegt, folgen zu lassen, aber ich gestehe es gern, daß ich mich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühle. Im allgemeinen haben die polnischen Maler, namentlich die neueren, meist drei gemeinsame Stoffe: polnische Landschaft, polnische Bauern, polnische Juden; aber sie haben es verstanden, diese kleine Stoffwelt vor jeder Monotonie zu bewahren. Es ist erstaunlich, wie fein und sauber ihre Landschaften, wie interessant und charakteristisch ihre Typen sind. In der Technik wie im Kolorit wetteifern sie mit den besten Franzosen, aber es wäre falsch, wenn man den Einfluß der französischen Kunst auf die Polen höher anschlagen wollte als den der deutschen Künstler.

Ein melancholiſcher Grundzug geht durch all ihre Werke, ein Hauch von Schwermut liegt auf jeder ihrer Schöpfungen, bei dem einen mild und verklärt, bei dem anderen tief und düſter: es iſt die Trauer um das Vaterland, die aus ihren Bildern beredt zu uns ſpricht.

Das Herz Kosciuszkos.

Die Trauer um das Vaterland! Sie iſt ja Kern und Stern des Volkslebens im polniſchen Lande. Und man begreift es, wenn man auch heute noch — trotz aller Enttäuſchungen und Angriffe — in Deutſchland ſo gut wie in anderen europäiſchen Staaten ein gewiſſes Mitgefühl für dieſes unglückliche Volk hegt, das ſich namentlich bei Anläſſen, die das Finis Poloniae ſo recht deutlich uns vor Augen führen, beſonders kundgibt. Ein ſolcher Anlaß war, als im Sommer 1897 die Tagesblätter die folgende lakoniſche Notiz brachten:

> Zürich, 11. Auguſt 1897.
> In Rapperswyl wurde heute Kosciuszkos Herz im polniſchen Muſeum unter zahlreicher Teilnahme polniſcher Landsleute beigeſetzt.

So lautete kurz und bündig eine Notiz, welche in den letzten Auguſttagen des Jahres 1897 faſt ſämtliche Zeitungen gebracht haben. Aber es liegt in dieſen drei Zeilen ein ganzes Epos, oder wenn man will eine Tragödie von großer Kraft und unbezwinglicher Wirkung, von meerestiefem Weh! Die Tragödie eines Volkes, deſſen Herz tauſendfach gemordet wurde, und das doch nicht ſterben kann, eines Volkes, deſſen beſte Söhne auf unzähligen Schlachtfeldern für ihr Vaterland verbluteten oder in den Eisfeldern Sibiriens lebendig begraben wurden, die Tra-

gödie des Polenvolkes. Ja, und dieses arme Herz Kosciuszkos ist erst am 11. August 1897 begraben worden!

Noch einmal zog unter dem Eindruck dieser lakonischen Notiz das ganze Leben und das endlose Sterben dieses Volkes an unserem geistigen Auge vorüber, noch einmal schauten wir zu der ehrfurchtgebietenden Gestalt des ersten Führers dieser Nation auf, dessen Lebensgemälde eines der merkwürdigsten und romantischsten ist, der an der Spitze eines durch innern Zwiespalt und äußere Willkür dem Untergange geweihten Volkes den Riesenkampf der Freiheit bestanden hat.

Die Nachricht, daß Kosciuszkos Herz in dem weltabgelegenen Polen-Museum der Rosenstadt Rapperswyl nunmehr seine letzte Ruhe gefunden hat, erweckte verschiedenartige Gedanken und Erinnerungen in den Herzen vieler Menschen, die trotz allem, was in den letzten hundert Jahren geschehen, doch der innigen Sympathie für dieses unglückliche Volk sich nun einmal nicht entschlagen können. Der Moment schien nicht unangebracht, noch einmal das Leben jenes Mannes zu betrachten, dessen großer patriotischer Enthusiasmus den Riesenkampf für die erhabene Nationalidee seines Volkes geschürt und beflügelt hat. Dieses ganze Leben war ja im Grunde genommen nichts als ein langsames Verbluten. Ein zweiter Cincinnatus stand er an der Spitze seines Volkes, aber sein Name gehörte der ganzen gebildeten Welt an. Amerika feierte ihn als einen seiner ersten Verteidiger, Frankreich und die Schweiz als einen ihrer edelsten Bürger und Wohltäter, Rußland selbst, dessen Riesenmacht er unterliegen mußte, sah in ihm das Bild des standhaftesten Egoismus, aber Polen beweinte ihn als den größten Patrioten und edelsten Märtyrer seiner Freiheit.

Es erübrigt sich für den Geschichtskenner, das Leben dieses ausgezeichneten Mannes ausführlich zu erzählen, aber nur wenige Momente mögen hier hervorgehoben werden aus diesem Leben, die die Höhepunkte desselben bildeten und die glühende Begeisterung erklären können, welche sein Volk bis auf diesen Tag für ihn hegt.

Gern fragen wir in dem Leben eines Helden nach seiner *ersten Liebe*. Sei es, daß der Kontrast zwischen dem rauhen Kriegshandwerk und den zarten Liebesregungen unser Interesse erregt, sei es, daß wir den Helden, dem wir unsere Aufmerksamkeit geschenkt, in den verschiedenartigen Situationen seines Lebens kennen lernen wollen. Schon in jungen Jahren hatte Thaddäus Kosciuszko die große Tragödie der Liebe erfahren. Es war die Tochter des Marschalls von Litauen und Vize-Großfeldherrn Josef Sosnowski, die sein Herz gefangennahm. Die Eltern, geblendet von dem hochfahrenden Stolze ihrer Ahnen, stellten sich aber dieser Verbindung feindselig gegenüber. Da faßte Kosciuszko den Entschluß, seine Geliebte zu entführen. Sie selbst willigte ein, alles war vorbereitet. Schon waren sie unter dem Schleier einer dunkeln Augustnacht einige tausend Schritte vom Schlosse der Eltern entfernt, als ein plötzliches Geräusch die Liebenden aus ihrer Umarmung aufschreckt und die Abgesandten des Marschalls vor ihnen stehen. Kosciuszko zieht den Degen, es entsteht ein blutiges Gefecht, das nicht eher endet, als bis er schwerverwundet und erschöpft zu Boden sinkt. Die junge Dame wird in das Haus der Eltern zurückgebracht. Kosciuszko aber schleppt sich langsam in das nächste Dorf, wo einer seiner Freunde im Quartier liegt, und nimmt von dem schönen Traume seines Lebensglückes nichts mit sich, als die Erinnerung an selige Augenblicke und ein

weißes Tuch, das seiner Angebeteten in jener Nacht entfallen war. Dieses Kleinod trug er in allen Schlachten auf seinem Herzen, und erst der Tod konnte ihn davon trennen.

Beim Dämmerlicht des anbrechenden Morgens schreibt er ein Gesuch an den König von Polen mit der dringenden Bitte um Entlassung aus dem Dienste. Seine große Seele konnte den Gedanken nicht ertragen, noch länger in diesem Lande zu weilen, wo in kurzem der ganze Adel von jenen Vorfällen unterrichtet sein mußte. In qualvollen Stunden harrte er der Entscheidung des Königs, die endlich eintraf. So endete die Tragödie seiner ersten und einzigen Liebe.

* * *

Und nun folgen wir unserem Helden über Land und Meer in das gesegnete Land der Freiheit, nach Amerika. Ohne alle Empfehlung stellt er sich dem Oberbefehlshaber Washington selbst vor. „Was wollt Ihr hier machen?" fragte ihn der Feldherr. „Ich komme, als Freiwilliger für die Unabhängigkeit Amerikas mitzukämpfen", war die unerschrockene Antwort. „Was seid Ihr imstande, zu verrichten?" fragte jener weiter. Und Kosciuszko sagte mit edler Bescheidenheit nichts als die Worte: „Stellt mich auf die Probe!"

Dieses geschah, und bald hatten sie Gelegenheit, seine Talente und Kenntnisse, seinen Mut und seinen großen Charakter kennen zu lernen. Schon nach wenigen Monaten erhielt er den Rang eines Obersten und nach fünf Jahren wurde er zum Generalissimus der ganzen nordamerikanischen Kriegsmacht ernannt.

Am Abend der Schlacht von Savannah fragte der berühmte General Lafayette seinen Waffengefährten: „Wer hat die erste Kompagnie angeführt, denn diese war unter

allen am weiteſten vorgerückt?" „Es iſt ein junger Pole von edler Herkunft, aber arm; er heißt, wenn ich nicht irre — Kosciuszko!" war die Antwort. Sofort ließ der General ſein Pferd ſatteln und ritt in das eine halbe Stunde entlegene Dorf, wo die Freiwilligen in Quartier ſtanden, und in jener denkwürdigen Nacht wurde der Bund der Freundſchaft zwiſchen zwei großen Helden, zwiſchen Lafayette und Kosciuszko, geſchloſſen.

* * *

Aber kaum iſt der neue Morgen angebrochen und das Sternenbanner weht durch das Land, ſo zieht Kosciuszko wieder nach ſeiner Heimat, um ſich dem Dienſte des Vaterlandes, das ſeiner mehr als je bedarf, zu weihen. Mit Begeiſterung wird er dort aufgenommen, denn mehr als je ſehnte man ſich nach dem Manne, der ſein Volk aus der traurigen Lage, in welche es durch die zweite Teilung gelangt war, befreien konnte. Gar bald bot ſich hierzu die Gelegenheit. Es war in den Tagen der Targowicza-Konföderation. Mit anderen edlen Patrioten trat Kosciuszko an die Spitze einer freiwilligen Armee, die bei Dubienka gegen 18000 Mann auserleſener ruſſiſcher Truppen den Sieg errang. Aber Parteiung, Zwietracht, Verrat und Planloſigkeit ließen den Sieg nicht ausnützen. Kosciuszko ſollte nicht mehr Augenzeuge ſein von dem Weh, das ſeinem Vaterlande durch den erzwungenen Waffenſtillſtand zugefügt wurde. Mit den Worten: „O, Gott, laß mich nur einmal noch den Säbel für mein Vaterland ziehen!" zog er mit einer Schar wackerer junger Männer in die Ferne.

* * *

Seine Hoffnung ging nicht zu ſchanden. Wieder einmal erwachte der alte Heldenmut in den Herzen der Polen. Wie ein unumſchränkter Diktator hatte der ruſſiſche

Gesandte der Kaiserin Katharina II. Igelström in Warschau mit despotischem Trotz geherrscht. Da bildete sich eine geheime, durch das ganze Land verzweigte Verschwörung. Kosciuszko sah, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei. Er eilte nach Krakau, und in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1794 wurde er in der alten Königsstadt zum Oberbefehlshaber und Diktator Polens ernannt. Von hier aus erließ er einen Aufruf an das Volk, so schwungvoll und mächtig, daß er alle Herzen gefangennehmen mußte. Die Wirkung war eine unvergleichliche. „Kosciuszko, Polen und die Freiheit!" wurde das Losungswort, die Wiederherstellung der Freiheit und der Unabhängigkeit des Landes, die Wiedereroberung der entrissenen Provinzen, die Einführung der vernichteten Konstitution das Ziel des Kampfes. Bei Raclawice schlug Kosciuszko abermals die reguläre Armee der Russen mit einer viel geringeren Anzahl unvollständig bewaffneter Freiwilliger. Darauf ging er nach Warschau und versuchte dort, die Ordnung wiederherzustellen. Die Macht Kosciuszkos wuchs von Tag zu Tag.

Schon zählte seine Armee mehr als 36000 Mann. Mit dieser zog er den anrückenden Preußen entgegen. In der Mittagsstunde des 9. Juni standen sich beide Armeen in Schlachtordnung gegenüber, Kosciuszko voran. Sie tun Wunder der Tapferkeit, allein sie müssen der Mehrzahl weichen. Schon sind zwei Pferde unter Kosciuszko getötet, schon bluten seine Wunden, und der Flügel, den er befehligt, gerät in Unordnung. Fast allein steht er unter den Leichen der Erschlagenen da, um die Rettung seiner Armee zu erwirken. Nach einem fünf Stunden langen Kampfe zieht er in großer Ordnung von dem Schlachtfelde. Dann zog er sich nach Warschau zurück, der Hauptstadt die Frei-

heit zu bewahren. Die Alliierten boten zwar alles auf, um ihn von Warschau zu trennen, aber Kosciuszko schritt den entscheidenden Werdegang fort, und am 10. Juni steht er vor den Toren dieser Stadt. Nun schickt Katharina ihren furchtbarsten Feldherrn Suworoff mit einem großen Heere nach Polen. „Tod oder Sieg!" ist jetzt der Wahlspruch, unter dem Kosciuszko mit 20000 seiner Waffenbrüder über die Weichsel zieht. Vor dem entscheidenden Marsch redet er sie also an: „Brave Kameraden! Teure Waffenbrüder! Wollt ihr noch mit mir das Vaterland befreien und dem Schwerte treu bleiben, entweder zu siegen oder zu sterben? Wer von euch verzagt, trete aus dem Gliede hervor und lege die Waffen nieder. Er möge ruhig in seine Heimat zurückkehren." — Keiner antwortet, jeder steht fest in seiner Reihe. — „Noch einmal!" ruft Kosciuszko. „Ich verspreche bei meinem Feldherrnworte jedem, der wanken sollte, Befreiung vom Dienste!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als aus tausend Kehlen der Ruf erschallt: „Mit dir wollen wir kämpfen bis zum Tode!" Kosciuszko blickt gerührt empor, hebt sein Schwert gen Himmel und schwört noch einmal feierlich, sein Vaterland zu retten. Aber er führt seine Krieger doch nur in den Tod. Er muß der überlegenen Macht seines kühnen Gegners nach hartem Kampfe weichen. Schon sind drei Pferde unter ihm erschossen, als ein Lanzenstich in seine linke Schulter auch ihn zu Boden wirft. Jetzt zittern zum erstenmal die tapferen Kämpfer um ihn her, ihr Schlachtgeschrei verdoppelt sich, als riefen sie um Hilfe für den angebeteten Feldherrn. Er vernimmt die Stimme seiner Treuen, rafft sich noch einmal zusammen, schwingt sich mit Hilfe seines Adjutanten auf ein neues Pferd und eilt seiner fliehenden Reiterei nach, um sie in die Schlacht zurückzuführen. Allein er

verfehlt im Eifer den Weg und stürzt in einen breiten Graben. Verfolgende Kosaken sind hinter ihm her, und einer von den letzten gibt ihm einen Hieb in den Nacken, während ein anderer ihn mit der Pike verwundet. Erschöpft sinkt er zu Boden, aber das berühmte Wort, welches er in diesem Augenblicke ausgerufen haben soll: „Finis Poloniae!“ ist niemals dem Gehege seiner Zähne entschlüpft. Mit schwacher Stimme ruft er vielmehr den Seinigen zu: „Brüder, gebt mir den letzten Stoß!“

Alles übrige ist bekannt: die Gefangenschaft, die Befreiung unter Paul I. unter der Verpflichtung, daß er nicht mehr gegen Rußland die Waffen erheben werde, der Zug nach Frankreich und nach Amerika, das Stilleben zunächst in Berville bei Fontainebleau und dann in Solothurn, von wo aus er den letzten verzweifelten Ringkampf seines Volkes still und untätig mitansehen mußte und wo er auch am 15. Oktober 1817 infolge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben ist.

* * *

An drei Orten hat der Held von Polen seine letzte Ruhe gefunden, auch darin symbolisch für das Schicksal seines weithin zerstreuten Volkes. Während sein Leib unter allgemeiner Teilnahme in dem Gewölbe der Professorenkirche zu Solothurn beigesetzt wurde, ließ sein Freund, der alte Landvogt Zeltner, die Eingeweide auf dem mit Blumen reich geschmückten Kirchhofe des eine halbe Stunde von Solothurn gelegenen Dorfes Zuchwyl begraben. Das Denkmal, das ihm dort gesetzt wurde, stellt einen Marmorsockel dar, auf dem eine große Kugel ruht, mit der Inschrift: „Viscera Thaddaei Kosciuszko deposita. Die XVII. Octobris MDCCCXVII.“ Schon ein Jahr darauf aber ließ Kaiser Alexander auf die Bitten der Polen den

Leib des großen Helden durch den Fürsten Jablonowski nach Krakau bringen, wo er in der Gruft der alten Könige, die sich in majestätischen Gewölben unter der Domkirche des Wawel hinzieht, zwischen den Särgen von Johann Sobieski und Josef Poniatowski seine letzte Ruhe fand.

Seine Nation aber hat ihm noch ein anderes, und zwar ein rechtes Volksdenkmal gesetzt, das kein Sturm zerstören und keine Zeit zernagen kann. Sie führte nämlich einen Hügel auf, an dem jung und alt, arm und reich, Edelmann und Bürger mit eigenen Händen arbeiteten. Es ist ein Erdwall auf dem die Höhen an der Weichsel beherrschenden Bronislawaberg bei Krakau, auf dessen Spitze sich jetzt ein großer erratischer Block befindet mit der Inschrift: Kosciuszko. Eines der schönsten Lieder eines der besten polnischen Dichter, Vincenz Pol, ist an diesem Grabe entstanden:

Kein eitles Schwatzen! Mütze ab!
Die Pfeife aus dem Munde!
Es gibt das stolz erhöhte Grab
Vom Ruhme Polens Kunde:
Der Hügel Bronislawas trägt
Ein Mal, das einen Helden hegt,
Dem einst das Volk den Feldherrnstab
Als Pfand für seine Liebe gab.

Ihm barfuß folgend in die Schlacht,
Nachdem die Sense scharf gemacht,
Die, gut zu wehren wie zu nähren,
So mancher damals trug in Ehren.
Es bete jeder Treue, Brave
Aus vollem Herzen hier sein Ave,
Auf daß des rechten Glaubens Lehren
Durch große Taten sich bewähren!

Die dritte Grabstätte Kosciuszkos aber befindet sich jetzt im Polen-Museum der alten Rosenstadt. Dort liegt

sein Herz, sein großes, reines, im Kampf und in der Sorge um sein Vaterland verblutetes Herz, das früher in Vevey sich befand, dann in die Villa Morosini in Vezia bei Lugano und im Jahre 1897 nach Rapperswyl gebracht wurde, in einer kleinen Kapelle in einer bronzenen, mit dem Reliefbilde des großen Patrioten geschmückten Urne, die auf einem meterhohen Postament ruht und die Inschrift trägt: „Resurgat Poloniae!“

* * *

Als der große Lafayette die Botschaft von dem Tode seines einstigen Waffenbruders vernahm, sagte er ernst und feierlich: „Von Kosciuszko sprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher selbst von Fürsten, gegen die er gedient, hochgeschätzt worden war. Sein Leib gehört seinem Vaterlande, sein Name der zivilisierten Welt, seine Tugenden der gesamten Menschheit.“

Moltke über Polen und Rußland.

Das Leben Kosciuszkos bildet wohl den Höhepunkt der polnischen Volkstragödie. Aber es reizt uns, auch die Peripetie des Dramas kennen zu lernen. Wie merkwürdig, daß ebenfalls ein Held des Krieges, und zwar ein weit größerer noch als der eben geschilderte, den wichtigsten Akt dieser Tragödie geschrieben hat! Es muß doch etwas in diesem polnischen Volke liegen, das vor allem Helden und Dichter anzieht, natürlich vor allem einen Helden, der zugleich selbst ein Dichter war wie Helmuth v. Moltke!

Längst kannte die Welt Moltke und verehrte ihn als genialen Feldherrn, ehe sie eine Ahnung davon hatte, daß er auch ein Schriftsteller, ja sogar ein Dichter sei, der eben so warm anerkannt und gefeiert zu werden verdiente. Und doch waren, bis auf eine Sammlung von Aufsätzen, damals

ſchon faſt alle Schriften Moltkes erſchienen. Ja, ſelbſt heute, wo ſein Andenken von allen Deutſchen herzlich gefeiert wird, wo ſeine Schriften geſammelt vorliegen, iſt die Kenntnis ſeines geiſtigen Schaffens noch wenig verbreitet, und am wenigſten weiß man, wie er den Untergang Polens geſchildert, wie er die Macht Rußlands beurteilt hat. Und doch iſt es nach beiden Richtungen hin intereſſant, dies Bild aufmerkſam zu betrachten.

Mit hiſtoriſchen Studien trat der junge Moltke zuerſt auf den Plan, und zwar ſchon als Leutnant im Jahre 1831. Seine erſte Arbeit führte den Titel: „Belgien und Holland in gegenſeitiger Beziehung ſeit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.“ (Berlin 1831.) Schon das Thema erweckt die intereſſanteſten Beobachtungen. Noch wichtiger aber erſcheint die Frage nach der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Vorbildung, nach den Quellen und Vorbildern des jungen Schriftſtellers. Unſtreitig hat Moltke in den drei Jahren, die er auf der Kriegsſchule in Berlin zubrachte (1823—1826), den Grund zu ſeiner umfaſſenden, tiefen Bildung gelegt. Wie er ſelbſt erzählte, wandte er damals ſchon ſein Hauptintereſſe der Geſchichte zu. Denn in dem romantiſchen Berlin der dreißiger Jahre, wo Moltke neben Heine, Grabbe und ihren Genoſſen „Unter den Linden“ ſpazieren ging, wurde ſchon damals neben der Hegelſchen Geſchichtskonſtruktion, neben der jungdeutſchen Parteigeſchichtſchreibung eines Varnhagen v. Enſe auch die neue Methode hiſtoriſcher Forſchung gelehrt, die zu jener Zeit allerdings noch wenig Anhänger hatte, die aber ſpäter allein das Terrain behauptet und nationale Bedeutung gewonnen hat: die Methode Rankes. Ja, vielleicht hatte der junge Profeſſor Ranke damals keinen aufmerkſameren Zuhörer als den ſchmächtigen

Kadetten Helmuth v. Moltke. In jedem Falle aber keinen beſſern! Moltkes gediegene Kenntniſſe, ſein ſcharfer Geiſt und ſein wiſſenſchaftlicher Eifer fanden auch wirklich Anerkennung. Nach Ablauf der drei Jahre wurde er zu den ſchwierigen Arbeiten der Landesvermeſſung herangezogen. In dieſen drei Jahren (1828—1831) wurde Moltke (nach eigenen Mitteilungen) ein Schriftſteller.

Ranke war ſein Muſter. Und ſein Vorbild war ſein militäriſcher Chef, der damalige Leiter des preußiſchen Generalſtabs, Generalleutnant v. Müffling. „Die gedrängte und logiſche Schreibweiſe des Chefs ſelbſt wurde gefordert", ſo berichtet Moltke ſpäter einmal im Rückblick auf jene Zeit ſeines geiſtigen Werdeprozeſſes.

Ich habe es ſchon früher einmal als wahrſcheinlich hingeſtellt, daß Moltke in jener Zeit auch unter dem Einfluß Macaulays geſtanden hat. Gerade damals erregten die Eſſays des engliſchen Hiſtorikers allgemeines Aufſehen und gerechte Bewunderung. So iſt es erklärlich, daß auch der junge Moltke ſich den Vorzügen des Engländers gefangen gibt. Macaulay und Ranke ſtehen an der Wiege ſeines literariſchen Schaffens: die plaſtiſche Klarheit, die Kunſt der Gruppierung wie der pragmatiſchen Entwickelung, die kühle Objektivität des einen ſowie die harmoniſch abgetönte Darſtellung, die lebensfriſche und anſchauliche Erzählungsweiſe des andern, das finden wir bei dem begabten Schüler vereint. Und was dieſer aus Eigenem hinzugetan, das iſt die ſittliche Energie, mit der er die Dinge dieſer Welt sub specie aeterni betrachtet. In dieſer Beziehung geht er über Ranke hinaus. Auch nicht ein Hauch der zerriſſenen, romantiſierenden Stimmung ſeiner Zeit trübt Moltkes Darſtellung. Sein Sinn iſt immer auf das große Ganze gerichtet; der Kauſalzuſammenhang der hiſtoriſchen

Erſcheinungen iſt ihm das Weſentlichſte, und ein warmer Herzſchlag patriotiſcher Geſinnung belebt ſeine Geſchichtserzählung. Man fühlt, daß es ein granitner Charakter iſt, der aus dieſen Sätzen zu uns ſpricht; man ſieht den Stern des Landes ſchon aufgehen, dem dieſer Autor angehört.

An Quellen für die Geſchichtsperiode, die Moltke zu ſchildern unternahm, war damals gerade kein Überfluß. Aber er bedurfte auch ihrer kaum. Sein durchdringender hiſtoriſcher Scharfblick erſchloß ihm das Verſtändnis für die Wehen der Geſchichte, für die Leiden der Völker, für die Heldentaten der Heere. Und mit dieſem hiſtoriſchen Scharfblick verband er ſchon in ſeinen Anfängen ein ungewöhnliches Talent plaſtiſcher, harmoniſch abgerundeter Darſtellung. Mit großer logiſcher Konſequenz entwickelt er die belgiſche Revolution aus den Kämpfen und Intrigen früherer Zeiten.

Noch ſchärfer tritt ſein hiſtoriſcher Sinn in dem zweiten Eſſay hervor, der ein eigentümliches Schickſal gehabt hat und der uns hier vor allem intereſſiert. Er führt den Titel: „Darſtellung der inneren Verhältniſſe und des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Polen“ (Berlin 1832). Auch hier ſtand Moltke auf der Warte und folgte mit Aufmerkſamkeit den Weltereigniſſen, die er dann zu ſchildern und zu erklären ſuchte. So folgte naturgemäß auf die belgiſche Revolution der polniſche Aufſtand.

Das Schickſal dieſes zweiten Geiſteskindes aber war ſehr merkwürdig. Sein eigener Vater hatte es vergeſſen. So war es mir nach mehr als einem halben Jahrhundert glücklicherweiſe beſchieden, das kleine, längſt vergriffene Büchlein aus dem Staube der Bibliotheken zu befreien und von neuem ans Tageslicht zu ziehen. Zeitlebens werde ich den holden Zufall preiſen, der mich eines Tages in dem

Autorenkatalog der königlichen Bibliothek zu Berlin das Blatt aufschlagen hieß, welches den erlauchten Namen trägt: Helmuth v. Moltke. Da ich weiter blätterte, fand ich aber auch ein zweites Blatt mit der seltsamen Aufschrift: „H. de Moltke", und auf diesem Blatte stand nur die eine oben zitierte Schrift über Polen verzeichnet. Die Vermutung lag nahe, daß auch diese Schrift Helmuth v. Moltke angehöre, und dennoch hat der Verfasser des alten Katalogs nicht daran gedacht. Ich wandte mich sofort (es war im Jahre 1884) an den greisen Feldmarschall mit einer Anfrage und erhielt schon nach wenigen Tagen eine ausführliche Bestätigung meiner Vermutungen. Er habe, so schrieb mir damals Graf Moltke, „allerdings als junger Offizier die kleine Schrift über die Zustände Polens verfaßt" oder vielmehr nur „vor fünfzig Jahren aus schon damals erschienenen größeren Werken zusammengetragen", aber „er erinnere sich dieser Jugendarbeit nicht weiter und lege gar keinen Wert auf dieselbe".

Bei aller Ehrfurcht vor dem Wort des greisen Helden erlaubte ich mir nun allerdings anderer Meinung zu sein. Der Feldmarschall, der das Werk des Leutnants prüfte, mochte wohl „keinen Wert" darauf legen — die Bescheidenheit Moltkes ist weltbekannt —, der unbefangen urteilende Leser durfte sich aber, ungeblendet von der Größe des Helden, eine andere Meinung bilden und auch in jener Arbeit alle Vorzüge der geistigen Eigenart Moltkes finden: die Klarheit der Darstellung, die strenge Zucht der Gedanken und die Eleganz des Stils. Von dieser Überzeugung durchdrungen, erbat ich mir nunmehr die Erlaubnis, jene Schrift noch einmal veröffentlichen zu dürfen. Sie wurde mir, nachdem Graf Moltke die Jugendarbeit selbst noch einmal einer genauen Revision unterworfen, gütig gewährt, und so erschien der Essay unter dem Titel: „Über Polen" im Jahr-

gang 1884 der Monatschrift „Vom Fels zum Meer“ mit einer kurzen Einleitung, in der ich die Entstehungsgeschichte erzählen durfte.

Einstimmig hat damals die deutsche Kritik das Urteil bestätigt, das ich schon nach dem ersten Eindruck auszusprechen gewagt habe. „In diesem Falle deckt die Flagge durchaus nicht das Gut“, schrieb einer der ersten Historiker, „denn die Darstellung der Verhältnisse Polens ist so klar, so überzeugend, von so ruhiger objektiv-historischer Haltung, daß dieser Aufsatz einem Ranke Ehre machen würde.“

Moltke warnte mich damals dringend vor „überschwenglicher Beurteilung“. Gleichwohl bin ich noch heute der Überzeugung, daß, wenn Lasten und Bände deutscher Professorenweisheit über das Finis Poloniae längst untergegangen sein werden, dieses kleine Büchlein noch fortbestehen und späteren Geschlechtern Kunde geben wird, mit welch feinem, vorurteilslosem Sinne einer der erlauchtesten Geister der deutschen Nation jene große Katastrophe beurteilt, mit welcher Liebe und welchem Wohlwollen er das arme Land und den edlen, aber unglücklichen Stamm seiner Bewohner behandelt hat.

Wenn man bedenkt, wie damals, als Moltke jenen Essay schrieb, die Stimmung in den leitenden Kreisen gegen Polen war, wenn man auf der andern Seite sich der romantischen Überschwenglichkeiten erinnert, mit welchen auf liberaler Seite die Polen in jener Zeit gefeiert wurden, so kann man die strenge Objektivität des jungen Historikers nicht genug bewundern, der ohne jede Voreingenommenheit den Ursachen des Verfalls der Republik Polen nachforscht und das letzte Aufzucken des polnischen Staatskörpers, die glänzenden Tage des Warschauer Reichstags, mit sicherer Meisterhand schildert. Von besonderem Interesse ist vielleicht

gerade in unsern Tagen das, was Moltke damals über die Beziehungen zwischen Polen und Preußen sagt: „Schon die Bildung der Erdoberfläche brachte die polnische Nation in einen Konflikt mit Preußen, der von dem Augenblick sichtbar wurde, wo die Völker aus der Vereinzelung der Barbarei hervortraten. Nachdem die Republik das Schwarze Meer an Rußland verloren, führten alle ihre Flüsse und alle ihre Verbindungen durch Preußen. Preußen schnitt es vom Meere, von der Welt ab. Die Weichsel war die letzte große Pulsader des Lebens für die Republik, und Preußen war im Besitze der Mündung dieses Stromes. — In der Tat, man sieht nicht wohl ein, wie Polen ohne Preußen selbständig bestehen soll. Man wird nicht behaupten wollen, daß dies durch den Besitz von Danzig oder durch freie Schiffahrt auf der Weichsel zu erzielen sei. Wehe dem Volke, dessen Existenz von einer Urkunde abhängen soll, für welche es die Garantie nicht in seiner eigenen Stärke findet! Über kurz oder lang mußte Preußen polnisch oder Polen preußisch werden, oder die Republik mußte aufhören zu existieren. — Interessant in dieser Beziehung ist zu denken, welches das wahrscheinliche Schicksal dieses Staates geworden wäre, wenn es das brandenburgische statt des sächsischen Hauses auf seinen Thron gesetzt hätte."

Mit großer Meisterschaft führt der Autor uns die Verhältnisse nach dem Tode Augusts III. vor, die zum endlichen Falle führten, da „Politik, Vaterlandsliebe, Verräterei, Ehrgeiz und Käuflichkeit, Ränke und Gewalt" beständig gegeneinander kämpften und so den großen Sturm heraufbeschworen haben. Er zeigt uns den verkommenen Hof, die mächtigen Adelsfamilien der Potockis und Czartoryskis, er erzählt von den diplomatischen Kunststücken des Fürsten Kaunitz, der Frankreich mit Österreich verbündete,

von der Politik der Pforte, deren Hilfe anzurufen nach dem Worte des Biſchofs von Kaminiez „das Haus anzünden hieß, um das Ungeziefer daraus zu vertreiben", endlich von dem Plan der Czartoryskis, da ſie auf die Freunde nicht zählen konnten, ſich an die Feinde zu wenden — an Rußland, deſſen Intervention nun erfolgte.

Es ſind merkwürdige Worte, hervorgegangen aus genialem hiſtoriſchen Scharfblick, die der Autor über dieſes Rußland damals niederſchrieb:

„Rußlands Entwickelung iſt eine durchaus aſiatiſche geweſen . . Der Wille des einzelnen verſchwand immer mehr gegen den Willen des Staates, oder vielmehr des Staatsoberhauptes, welches, wie in keinem anderen europäiſchen Staat, die höchſte weltliche und geiſtliche Macht in ſeiner Perſon vereinigte. Daher die Einheit und die Kraft in den Handlungen des Staats, daher die raſche Entwickelung desſelben; denn für die Barbarei iſt der Despotismus die beſte Regierungsform. Deshalb iſt auch die polniſche die Geſchichte großer Männer, die ruſſiſche die eines großen Staats. Dieſes Rußland nun wurde zu Hilfe gerufen. Es brachte auch die Hilfe — freilich nicht im Sinne der Polen. Mutig wehrten ſich dieſe gegen die ihnen aufgedrungene Freundſchaft; da brach die Kataſtrophe herein . . ."

Moltke müßte nicht der hiſtoriſche Künſtler ſein, der er iſt, wenn er uns nicht jetzt das Bild der alten Stadt Warſchau, wo alle Fäden der großen Staatsintrige zuſammenliefen, vor das geiſtige Auge führte. Das tut er auch mit wenigen energiſchen, aber ſehr treffenden Zügen, aus denen wir erſehen, welch große Bedeutung die ruhmvolle Weichſelſtadt damals noch hatte. Erſt heute iſt ſie ja „eine degradierte Schöne".

„Warschau", so erzählt er uns, „bot damals den glänzendsten und wunderbarsten Anblick vielleicht in Europa dar. — Neben einer Menge von Einheimischen und von Fremden, welche geheime Aufträge oder eigenes Interesse dahin gezogen, umschlossen seine Mauern alles, was Polen von großen, mächtigen und edlen Männern aufzuweisen hatte. — Die ungeheuren Summen, welche Bestechung hier anhäufte, und welche, leicht erworben, auch ebenso leicht verschleudert wurden, belebten den Verkehr auf eine beispiellose Weise. Die glänzenden Läden prangten mit dem Luxus beider Hemisphären, die kostbaren Tücher Armeniens, die teuren Spielsachen der Pariser Mode, die Perlen Indiens, die Rosse des Landes — alles fand für die höchsten Preise immer seine Annehmer. Beladene Schiffe segelten den Strom hinauf, und in den volksbelebten Straßen drängten sich Christen, Juden und Moslems durcheinander. Der Turban des Janitscharen erschien neben der Pelzmütze des Polen und dem Doliman des Ungarn. Die Pfeile und Bogen des Tataren sah man neben dem preußischen Karabiner und dem preußischen Bajonett, und Sprachen, welche zweien Weltteilen angehörten, widerhallten in denselben Lüften. Bei den zahlreich besuchten Festen und Schauspielen, bei dem eifrigen Treiben und der Schönheit der Frauen, bei dem Glanz ihrer Aufzüge hätte man glauben können, alles sei zu einer großen Feierlichkeit versammelt. Allein die Wohnungen der Großen waren von ihren Haustruppen umringt. Poniatowsky hatte seinen Palast mit Schießscharten versehen lassen, und im Hofe des russischen Gesandtschaftshotels waren Geschütze aufgefahren. Alle waren bewaffnet, und wenngleich alle noch friedlich nebeneinander wanderten, so zitterte doch jeder, daß ein Zufall, ein Streit der Funke sein könnte, der die schreck-

liche Explosion da hervorrufen konnte, wo die persönlichen Leidenschaften wie die höchsten Interessen auf eine so furchtbare Höhe gespannt waren, und wo die gewaltsamsten Ausbrüche kaum zu vermeiden waren."

So kam der 7. Mai des Jahres 1764 heran, an welchem der Reichstag eröffnet werden sollte. Den Verlauf desselben, sowie die Wahl Stanislaus Poniatowskys schildert der Autor wieder mit lebhaften Farben. Man begreift nach seiner Darstellung alles Folgende sehr leicht; man weiß es bereits, daß dieses unterwühlte Staatswesen untergehen müsse, und ist nur noch auf die Schlußkatastrophe der Teilung gespannt.

Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Sie brachte einen neuen Akteur auf die Bühne: Napoleon, auf den sich die Augen aller Polen sehnsuchtsvoll um Hilfe flehend richteten. Er erschien und schuf das polnische Herzogtum Warschau mit französischer Verfassung und einem deutschen Regenten an der Spitze. Moltke hat recht, wenn er sagt, daß diese Episode den völligen Untergang nicht nur nicht aufgehalten, sondern geradezu befördert hat.

Mit Begeisterung schildert er dagegen an der Hand untrüglicher statistischer Daten, was Preußen für seine polnischen Provinzen in Handel und Gesetzgebung schon damals geleistet, während Rußland nur das Gegenteil von alledem getan hat.

Mit einem Hinweis auf die Befreiung der Bauern schließt der Essay echt dramatisch ab. Ich sage: dramatisch, weil ja namentlich das moderne Drama es liebt, mit einem großen Fragezeichen den Vorhang fallen zu lassen, ohne die Neugier des Hörers ganz zu stillen und das letzte Wort auszusprechen.

Warum Moltke dieses letzte Wort nicht ausgesprochen, erscheint uns begreiflich, wenn wir bedenken, daß er jenen Essay schrieb, als die Flamme des polnischen Aufstandes eben auf den Feldern von Wola im Blute der edelsten Söhne jenes unglücklichen Volkes gelöscht wurde. Da konnte das letzte Wort nicht gesprochen werden: es würde vom Donner der Kanonen übertönt worden sein. Aber beredt ist das Schweigen, das das Finis Poloniae eindringlicher als die pathetischsten Deklamationen über Verfall und Größe, über den historischen Auf- und Niedergang der Nationen predigt.

„Nur unter der Herrschaft eines festbegründeten und selbst schon so weit vorgeschrittenen Staates wie Preußen konnte eine solche Maßregel (wie die Befreiung der Bauern) durchgesetzt werden, ohne das Land einer Revolution und den heftigsten Gegenwirkungen preiszugeben." So schließt Moltke. Und wenn man die gegenwärtigen Zustände in Warschau und Krakau und Posen vergleicht, so wird man sagen müssen, daß die Geschichte unserem Autor recht gegeben, der schon vor fünfzig Jahren als junger Leutnant den Lauf der Ereignisse mit merkwürdigem historischen Scharfblick vorausgezeichnet, freilich ohne zu ahnen, daß er selbst einst berufen sein werde, so energisch in diesen Lauf einzugreifen und sein geliebtes Vaterland zu so hohen Ehren und Siegen zu führen.

Aber nicht allein das, was Moltke über Polen damals geschrieben, sondern auch das, was er nach mehr als fünfzig Jahren, als ich ihn um die Erlaubnis zu nochmaliger Veröffentlichung bat, aus jenem Essay gestrichen, hat ein bleibendes Interesse und hohen Wert. Nur zwei oder drei besonders markante Stellen möchte ich hier der Vergessenheit entreißen, weil sie zur Charakteristik des Schrift-

ſtellers und Hiſtorikers mir beſonders wertvoll erſcheinen. So vor allem ſeinen Vergleich zwiſchen polniſcher und ruſſiſcher Geſchichte. „Dort erblicken wir die Tugenden der einzelnen mit den Fehlern des Ganzen ringen, hier eine Reihe mit erblicher Macht ausgeſtatteter Fürſten die Nation durch Gewaltmittel zu höherer Geſittung zwingen. Die Fortbildung Rußlands wurde durch eine Reihe von Empörungen erſchüttert; denn die Revolutionen ſind um ſo häufiger, je geringer die Freiheit iſt. Unter einem despotiſchen Zepter iſt Ungnade mit Verderben verbunden. Daher iſt aber auch nur ein Schritt von Unzufriedenheit zur Empörung; denn es iſt minder gefährlich, die Regierung zu ſtürzen als ſich über ſie zu beklagen."

Auch das Urteil, das der junge Moltke über die Geſchichte Preußens 1832 fällt, iſt von hohem Intereſſe. „Was ſeit Entſtehung des Königreichs Preußen dieſe Monarchie charakteriſiert, iſt vor allem ein unaufhaltſames, aber ruhiges Fortſchreiten, eine ſtetige Entwickelung und eine Ausbildung ſeiner inneren Verhältniſſe ohne Sprünge und ohne Revolutionen, welche Preußen an die Spitze der Reformation, der Aufklärung, der liberalen Inſtitutionen und einer vernünftigen Freiheit — mindeſtens in Deutſchland, geſtellt haben." Ferner: „In Preußen war die Periode der tiefſten äußeren Erniedrigung die der höchſten inneren Entwickelung, und gerade unter dem härteſten Druck der franzöſiſchen Nachbarſchaft gingen die nationalſten und freiſinnigſten Inſtitutionen hervor."

* * *

Etwa zwölf Jahre ſpäter gab Moltke ſein erſtes kriegswiſſenſchaftliches Werk heraus, und auch dieſes führt uns wieder in die ſlawiſchen Lande, und zwar nach Rußland. Es führte den Titel: „Der ruſſiſch-türkiſche Feldzug

in der europäischen Türkei 1828 und 1829" (Berlin 1845). Schon auf der Kriegsakademie hatte sich Moltke durch seine militärwissenschaftlichen Arbeiten hervorgetan. Er hatte da einen Lehrer, der auch auf diesem Gebiete wohl als sein Vorbild gelten konnte, den damaligen Major und späteren General v. Canitz und Dallwitz. Dessen Buch: „Über die Taten und Schicksale der Reiterei" ist noch heute lesenswert. Ja, man muß es lesen, wenn man die Entwickelung seines großen Schülers verstehen will. Canitz war 1828—1829 außerordentlicher Gesandter in Konstantinopel, als Preußen die Vermittlerrolle im russisch-türkischen Kriege übernahm. Später wurde er Minister. Es erscheint fast fraglos, daß er Moltke die Anregungen gegeben, aus denen das Werk über jenen Feldzug hervorgegangen.

Und noch ein zweiter Name darf hier nicht übergangen werden, der des Klassikers der Kriegsgeschichte, des Generals v. Clausewitz. Clausewitz war gerade Direktor der allgemeinen Kriegsschule, als Moltke diese besuchte. Sein Buch: „Vom Kriege" hat unstreitig auf Moltkes Schaffen einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt. Er lehrte ja zuerst die Kriegsbegebenheiten nicht in lediglich pragmatischer Weise zu schildern, sondern vielmehr die Tatsachen kritisch zu beleuchten, um Lehren für die Zukunft daraus zu ziehen. In diesem Sinne beschrieb Moltke jenen Feldzug, der für die Strategie dadurch von ganz besonderem Interesse war, daß die Kriegsoperationen gleichzeitig an zwei Orten begannen: auf der Balkanhalbinsel und in Asien. Nach fachmännischem Urteil hat er seine überaus schwierige Aufgabe, für die er außer den Werken von Witzleben und Uschakoff fast gar keine Quellen hatte, glänzend gelöst. Freilich die Berichte, die er von seinem ehemaligen Chef Müffling und seinem Lehrer Canitz erhielt, hatten größeren Wert als alle

kriegsgeschichtlichen Untersuchungen. Aber es darf nicht unbemerkt bleiben, daß dieses Buch Moltkes gerade in Rußland großes Ansehen genießt und als das wichtigste wissenschaftliche Quellenwerk für die Geschichte jenes Krieges angesehen wird.

Seine genaue Kenntnis des Kriegsterrains erleichterte ihm natürlich die Schilderung der Operationen. Aus seinem merkwürdigen Ortssinn ist sein großes Beschreibungstalent hervorgegangen. Moltke kannte damals nur die türkische Armee und ihr Land. Das russische Wesen und Leben lernte er erst später als Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm kennen. In gleicher Eigenschaft bei dem Prinzen Heinrich von Preußen lebte er ein Jahr in Rom, zog er durch Spanien und durch Frankreich. Aus all diesen Ländern hat er, wie bekannt, treffliche Schilderungen entworfen. Aber das Schicksal derselben war ein seltsames; sie kamen zum Teil gar nicht, zum Teil ohne Wissen, zum Teil sogar gegen den Willen des Verfassers ans Tageslicht.

Auch hierüber sind fast alle Mitteilungen in den Biographien und Nekrologen über Moltke ungenau. Die „Reisebriefe aus Rußland", welche Moltke ebenfalls vertraulich an seine Gattin 1856 geschrieben, wurden zuerst durch Indiskretion eines dänischen Verwandten in der Kopenhagener Zeitung: „Dagens Nyheder" veröffentlicht. Derselbe dänische Verwandte bot kurz darauf die Briefe durch die Vermittelung von Feodor Wehl dem Verlagsbuchhändler George Westermann an, ohne jedoch den Namen des Autors zu nennen. Und so erschienen die Reisebriefe, „geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856, von einem Augenzeugen" anonym, zuerst in „Westermanns Monatsheften" Nr. 33—35 vom Jahre 1859, auch da, ohne sonderlich beachtet zu werden.

Moltke war längst ein gefeierter Held, als man sich der „Reisebriefe“ erinnerte. Sie erschienen nunmehr, in der „Deutsch. Rundschau“ 1877 und bald darauf als Separatausgabe (Berlin 1877), ohne daß die vorherige Veröffentlichung in „Westermanns Monatsheften“ bekannt wurde. Sie ist erst bekannt geworden, als ich in meiner Eigenschaft als Redakteur jener Zeitschrift einmal die alten Bände derselben durchblätterte. Nun erst erregten die Briefe allgemeines Aufsehen; nun erst erkannte man in Deutschland, daß der Held der Schlachten auch ein Held der Feder sei. Die neue Ausgabe hatte zudem den Vorzug, daß die stilistischen Unebenheiten, die sich durch die Rückübersetzung aus dem Dänischen in die erste Publikation, die der Schwager Moltkes veranlaßte, eingeschlichen hatten, von Moltke selbst nunmehr sorgfältig ausgemerzt wurden.

In den „Briefen aus Rußland“ tritt uns vor allem der Schilderer von Städten und Leuten entgegen, der Länder und Völker kennen gelernt hat und aus der Fülle des Gesehenen und Erlebten zu berichten weiß. Aber er hat dabei seine Ruhe nicht verloren, seine einfache Art nicht aufgegeben und von seiner Objektivität nichts eingebüßt. Eine gewisse Überlegenheit spricht jetzt aus seinen Briefen und eine feine Ironie, die gerade durch die Sparsamkeit im Ausdruck von hoher Wirkung ist. So z. B. wenn er das Zimmer des Winterpalastes beschreibt, von dem aus Zar Nikolaus sein großes Reich regierte. „Außerdem aber befindet sich im Hochparterre des Schlosses ein einfenstriges, gewölbtes Zimmer, in welchem eigentlich der gewaltige Imperator hauste, welcher über den zehnten Teil aller Erdbewohner herrscht, für dessen Heil griechische, katholische und protestantische Christen, Mohammedaner, Juden und Heiden in vier Weltteilen beten und in dessen Landen die Sonne nie unter-, an einigen

Orten aber auch ein halbes Jahr nicht aufgeht.“ Über die russische Finanzwirtschaft macht Moltke die folgende Bemerkung, die ein ganzes nationalökonomisches Werk aufwiegt: „In der Paulsfestung sollen auch die ungeheuren Barvorräte untergebracht sein, welche die Sicherheit für das zirkulierende Papiergeld gewähren. Ich habe sie aber nicht gezählt. Im Verkehr sieht man Scheine, selten Silber.“

Mit voller Unbefangenheit, mit einer geistigen Freiheit, die ihm keine amtliche Stellung hat rauben können, spricht sich Moltke über die russischen Zustände aus. Er vergleicht, prüft und urteilt dann mit ebensoviel Vorsicht als Entschiedenheit.

Daß ihm Moskau mehr als Petersburg imponiert, finden wir begreiflich. „Noch immer gehe ich mit stillem Staunen umher“, schreibt er aus der Metropole des Altrussentums. „Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung mit allem, was ich früher irgendwo gesehen, zu bewältigen. Alles ist hier anders, und der Mittelpunkt dieser ganzen Welt, der Kreml, ist mit gar nichts zu vergleichen. Moskau mit seinen alten Heiligtümern und geschichtlichen Erinnerungen ist für jeden Russen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe.“

Überall sieht er mit scharfem Blick das Eigentümliche, überall weiß er den Kontrast hervorzuheben, ohne zu verletzen. So schreibt er zum Schluß, nachdem er von den Invaliden des Krimkrieges gesprochen: „Der „frei“ Gewordene in seinem langen grauen Mantel, mit demütig herabgezogener Mütze, ging ins weite, heilige Rußland und wir — wir fuhren in kaiserlicher Hofequipage zu einem opulenten Diner.“ Der eigentümliche Reiz, den diese vor sechzig Jahren geschriebenen Briefe auf jeden Leser

noch heute ausüben, liegt darin, daß sie einen privaten Charakter tragen und daß sich Moltke darin über alles mit voller Offenheit ausspricht. Es sind eben Familienbriefe. Überall hin begleitet ihn die Erinnerung an die Familie, und selbst aus Peterhof schreibt er gelegentlich: „Die Küche ist hier vortrefflich, und ich wollte, ich könnte einige jugendliche Mitglieder der Familie herbeizaubern, damit sie alles das äßen, was mir hier angerichtet wird. Um halb acht Uhr lasse ich den Kaffee kommen, der hier immer aus Gläsern getrunken wird. Dazu Massen von trefflichem Gebäck. Um zwölf Uhr setzt man mir vier Schüsseln, eine ganze Flasche Rotwein und eine kleine Flasche Likör auf den Tisch, wovon ich nur eine Kleinigkeit anrühre, der Rest verschwindet anderweitig. Um vier Uhr wird vortrefflich diniert. Um acht Uhr lasse ich den Tee aufs Zimmer kommen, und jetzt, gegen Mitternacht, tritt das Scheusal von einem Lakaien noch herein und fragt — wann ich soupieren will? Die Lichter reißen sie herunter, wenn sie kaum angebrannt sind. Es sind doch überall dieselben Unholde!"

In den hier geschilderten Werken Moltkes über Rußland und Polen liegt schon ein Keim seines ganzen späteren Geistes- und Seelenlebens. Als Moltke in reiferen Lebensjahren auch als Schriftsteller die Anerkennung fand, die man dem großen Heerführer längst gezollt hatte, erkannten alle Einsichtigen vor allem seine stilistische Eigenart an. Die einen verglichen ihn mit Xenophon, die andern mit Tacitus, manche — und diese vielleicht besonders richtig — gar mit Lessing. Wie der junge Lessing schon in seinen ersten Schriften alle Vorzüge der spätern durchblicken läßt, so auch der junge Moltke. Auch seine Schreibart war ganz wie sein Charakter: wahr, fest, knapp, schmucklos, aber schön

und imposant durch die ihr innewohnende Stärke. Bei gleicher Knappheit teilt er mit Lessing die gleiche Grazie in seiner Art zu schreiben, dieselbe Einfachheit, denselben Zug zur Ironie, die gleiche Tiefe. Wort und Gedanke decken sich völlig und ohne Rest.

Genau so sind auch der Inhalt und die Form seiner Reden: streng sachlich, frei von allem rhetorischen Aufputz, klar und ruhig, gedankenreich und edel. Alle großen Eigenschaften, welche den Mann auszeichnen, treten uns auch in seinen Reden und Schriften entgegen: seine stille Beharrlichkeit, sein entschlossener Mut, den er selbst durch seinen Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen!“ bezeichnet hat, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein umfassender Blick für historische und geographische Verhältnisse, sein offenes Auge für alle Zustände fremder Volksexistenzen, seine fast prophetisch sichere Würdigung der politischen wie der ökonomischen und militärischen Bedingungen, die für den Bestand eines Volkes unerläßlich sind. Wenn man seinen Stil antik nennt, so muß man hinzufügen, daß auch in ihm selbst etwas von einem antiken Helden lebte und webte.

Aber es wäre unbillig, wollte ich von den historischen Arbeiten Moltkes scheiden, ohne mit innigem Danke und tiefer Bewegung der Huld und Güte zu gedenken, die der edle Mann mir seit der Entdeckung seiner vergessenen Jugendarbeit zugewendet hat, wie er mit einer seltenen Geduld alle meine Fragen beantwortet, verschiedene sehr wesentliche Bitten erfüllt, mannigfache Bedenken verscheucht hat, wie freundlich er auch ferner mir die Erlaubnis zur Übertragung des Essays in fremde Sprachen gegeben, wie herzlich er seiner Freude bei jeder Anerkennung Ausdruck verliehen, wie gütig er endlich mir die Sammlung und Herausgabe seiner parlamentarischen Reden anvertraut hat. Für

mich bildet die Erinnerung an jene Tage, in denen ich der Gunſt des großen und doch ſo einfachen Mannes mich rühmen durfte, einen Lichtpunkt. Und es bleibt ein Gewinn meines Lebens, daß es mir verſtattet geweſen iſt, nach einer beſtimmten Richtung das Bild des großen Mannes zu vervollſtändigen, der als der nämliche uns an den Ufern des Bosporus und des Tiber, im Kugelregen von Königgrätz, vor den eiſernen Toren vor Metz und im Arbeitszimmer auf dem Königsplatz wie auf der Rednertribüne des Reichstags erſcheint: als ein Held und Sieger in Taten des Geiſtes wie der Waffen, als ein edler und uneigennütziger Kämpfer für des Reiches Größe und Macht, als ein zielbewußter und pflichttreuer Charakter, der als Muſter und Beiſpiel für alle Zeit und jedes Geſchlecht gelten darf.

Wanderungen durch Böhmen.

Unter den slawischen Stämmen ist der der Tschechen einer der ältesten. Gleichwohl ist seine Literatur eine der jüngsten. Für uns hat sie eine besondere Anziehungskraft, weil der Kampf gegen den deutschen Nachbar seit Jahrhunderten den Inhalt der Geschichte wie des geistigen Lebens der Tschechen bildet, das sich, genau wie das der Polen, im wesentlichen um ihre Hauptstadt, um das goldene Prag bewegt.

So oft ich auch durch die alte Moldaustadt gezogen, so oft hat dieser Kampf auf geistigem Gebiete mein Interesse vor allem festgehalten. Welche geschichtlichen Erinnerungen leben in uns auf beim Anblick dieser Berge und Türme, dieser Kirchen und Denkmäler!

Jeder edle Wenzelssohn scheint uns ein fanatischer Hussit, jeder schwarzgelockte Rabbi der hohe Rabbi Löw — bekannt als Kabbalist und Astronom — jeder Schreiber auf dem Hradschin ein Slawata oder Martinitz und jeder österreichische Soldat als ein Wallensteiner. So sehr ist unsre Phantasie von den sie auf Schritt und Tritt umgebenden Bildern erfüllt und beschwingt, daß sie nur noch in den Sagen und Tagen der Vorzeit lebt und darüber das frische Leben der Gegenwart fast vergessen möchte,

würden wir nicht durch schrille Mißtöne aus diesen geschichtlichen Träumen wieder in den Alltag hineinversetzt.

Aber gerade die Gegenwart ist es ja, die uns hier am lebhaftesten an die Vergangenheit mahnt. Noch nie ist in einer großen Stadt eine solche Wandlung in so kurzer Zeit vor sich gegangen, wie in Prag. Aus einer gut deutschen ist in kaum vierzig Jahren eine echt böhmische Stadt geworden. Und während man früher nur hie und da einen auf sein heimisches Idiom verbissenen Wenzesliden traf, der „nix Deutsch" verstehen wollte oder konnte, sind heute diese Wenzesliden der Durchschnitt der Bevölkerung und das deutsche Wort ist fast selten geworden in der alten Moldaustadt. . . . .

Diese traurige Wahrnehmung ist die erste, die der Deutsche in Prag macht; sie ist eine bleibende, solange er dort verweilt, weil er fast in jedem Momente daran erinnert wird. Man kann den tschechischen Agitatoren eine gewisse Anerkennung kaum versagen, so geschickt haben sie operiert, indem sie das deutsche Element zum Aschenbrödel zurückdrängten in einer Stadt, die ehedem ein vorgeschobener zwar, aber doch fester und sicherer Posten deutscher Kultur und Sprache gewesen ist.

Man muß nur hören, mit welchen Motiven sie ihre „historisch-politische Individualität" verteidigen, man muß nur zusehen, was sie aus ihrer Sprache, ihrer Literatur gegenüber der deutschen zu machen wagen! Hat doch einmal sogar ein tschechischer Schriftsteller alles Ernstes behauptet: „Goethes Faust höre sich in böhmischer Übersetzung ungleich besser an als im deutschen Original!" Aber noch charakteristischer als diese Äußerung ist ein in deutschen Kreisen zirkulierendes Scherzwort, das jedenfalls der interessanten Nation entstammt. Ich will es, so gut es eben geht, hier

zu reproduzieren ſuchen. Ein Deutſcher und ein Tſcheche ſtreiten ſich über die Vorzüge ihrer Sprachen. Der Deutſche wirft dem Tſchechen die Roheit ſeiner Landesſprache vor; eine Sprache, die faſt nur aus Konſonanten beſteht und ganze Sätze ohne Vokale hat, ſei keine gebildete. Als Beweis führte er den bekannten anmutigen Satz an: „Strc prst skrz krk“, was ſo viel heißt als: „Steck den Finger in den Hals“. Darob entbrannte der edle Wenzel in grimmem Zorn, und alſo ſprach er: „Wos ſogen's! Hot unſre Sproch nix Waiches? No, wie klingt dos waich und ſchen! Jak se vynahazite? Jak se mate? Ober auf Deutſch dohingegen lauter r: Wie befinnden Sie ſich? Wie gett es Ihnnen?“

Mit ſolchen Argumenten kämpft faſt die ganze Nation. Das Angeführte iſt nur ein Scherz, aber er iſt charakteriſtiſch für das ganze Weben und Treiben dieſer Geſellſchaft, die ſeit etwa vierzig Jahren dort ihren nationalen Hexenſabbath aufführt und das deutſche Element in unerhörter Weiſe knechtet und verdrängt. So wird die Erinnerung an die Geſchichtsdenkmäler dieſer altehrwürdigen Stadt oder der Schmerz um ihre jetzige Lage doch der Grundton aller Betrachtungen bleiben müſſen. Der Erinnerung haben bereits die hervorragendſten deutſchen Dichter und Schriftſteller ihren Tribut gezollt; kaum eine deutſche Stadt exiſtiert, die ſo oft in Gedichten beſungen und in Romanen geſchildert wurde, wie Prag. Der Hradſchin und der Judenkirchhof, der Wyſchehrad und die Altneuſchul mit der Fülle ihrer Sagenſtoffe ſind bereits vielfach beſungen und beſchrieben. Aber was iſt alle Dichtung gegen den ſelbſterlebten Eindruck! Und wo hat ein Dichter, er heiße Grillparzer oder Ebert oder Hartmann oder Meißner, den großartigen Eindruck voll wiedergegeben, den der Ausblick vom Hradſchin auf die

hunderttürmige Stadt an der Moldau jedesmal von neuem mit seltener Zaubermacht ausübt! Längst verklungene Sagen und Geschichten tauchen von neuem wieder empor — es ist uns, als erhöben sich plötzlich aus dem grauen Häusermeer die ehrwürdigen Gestalten der Vergangenheit, die doch schon längst in Geschichtsbüchern und Kirchhöfen eingesargt sind. Und wenn nun plötzlich die scheidende Sonne mit ihren letzten sanften Strahlen das ganze Bild übergoldet: Hier oben heilige Stille, dort unten reges Leben und Wogen, am Ufer der Moldau legt etwa ein Nachen an, die Abendglocken läuten dumpf durch die würzige Herbstluft und finden ihr hallendes Echo in den Bergen — da ist es uns, als schwände die Gegenwart mit all ihrer Sorge und Not vor unseren Blicken, wir fühlen uns zurückversetzt in die Tage der Ruhe und des Glückes, die über diesen Fluren walteten, ehe jener entsetzliche, männermordende Krieg ausbrach, der von dem Fenster dieser Burg, auf deren Zinnen wir eben stehen, seinen Ausgang genommen, der dreißig Jahre hindurch Deutschland verheerte und der das Schicksal der Stadt zu unseren Füßen entschied. . . .

In dieser Beleuchtung erscheint uns auch das geistige Leben des Tschechenvolkes, seine Literatur und Poesie, in einem anderen, milderen, und schöneren Lichte, unter dem Gesichtspunkte des Großen und Schönen, mit einem Worte: sub specie der Weltliteratur.

Der Panslawismus.

Gar keine Frage, daß das Wort „Slawische Renaissance" viel besser klingt, als der gruselnerregende Ausdruck „Panslawismus". Wahrscheinlich deshalb wird die erstere Bezeichnung in jüngster Zeit häufiger in Anwendung gebracht als die letztere. Und doch ist die letztere die allein richtige, das innerste Wesen, den Kern der Sache treffende.

Darum verdient es auch der Erfinder dieſer Idee, daß man ſeiner in Deutſchland gedenke. Es war der böhmiſche Dichter Johann Kollar, der am 31. Juli 1793 zu Moſſocz in Ungarn geboren wurde.

Um es von vornherein zu betonen: Kollar war ſowohl der Begründer der neutſchechiſchen Poeſie als auch des literariſchen Panſlawismus. Das ſind zwei Tatſachen, die die Bedeutung des Mannes aus dem engern Kreiſe ſeines Schaffens in die Weltliteratur hinaufrücken.

Mit der Biographie Kollars werde ich mich nicht lange aufhalten. Der Leſer findet ſie in jedem Konverſationslexikon. Nur ſo viel iſt zur Charakteriſtik des Mannes zu ſagen, daß er in Jena ſtudiert und ſich dort in ein hübſches Pfarrerstöchterlein verliebt hat. 1819 wurde er Pfarrer der ſlawiſchen Gemeinde in Budapeſt. Dort blieb er bis 1849. Dann wurde er nach Wien berufen, wo er eine Profeſſur für ſlawiſche Archäologie bis zu ſeinem Tode 1852 bekleidete.

Kollars Bedeutung liegt alſo zunächſt darin, daß er die neuere tſchechiſche Poeſie ſozuſagen geſchaffen hat!

Die Tſchechen ſind, wie ſchon erwähnt, einer der älteſten unter den ſlawiſchen Stämmen, und ihre Literatur iſt eine der reichſten unter den ſlaviſchen Literaturen, auch ſelbſt dann noch, wenn man die alten Schriftdenkmäler, welche in neuerer Zeit — gefunden wurden, nicht für echt hält. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erlebte dieſe tſchechiſche Literatur nach einer Periode tiefſten Verfalls eine verheißungsvolle Neublüte. Joſef Dobrowsky warf in ſeinen hiſtoriſch-philologiſchen Unterſuchungen zum erſtenmal Licht auf das ſlawiſche Altertum; er zeigte den verwandtſchaftlichen Zuſammenhang der Stämme und Dialekte und die Mög-

lichkeit einer nationalen Wiederbelebung. Der Gedanke der slawischen Renaissance lag also nunmehr in der Luft. Es ist und bleibt das Verdienst Johann Kollars, ihm zuerst Gestalt und Farbe gegeben zu haben.

Aber es ist sehr interessant, daß Kollar der große Gedanke seines Lebens: der Panslawismus — in Jena zuerst aufging, und daß das erste Nationalgedicht der tschechischen Literatur seiner Liebe — zu dem deutschen Pfarrerstöchterlein die Entstehung verdankt!

Im Jahre 1821 trat er mit diesem Gedicht auf, das er wiederholt umgearbeitet und schließlich bis auf 645 Sonette erweitert hat. Es führt den Titel: Slavy dcera, die Tochter Slawas. Um die Erkorene seines Herzens auch seinem slawischen Nationalbewußtsein näher zu bringen, hatte Kollar die Fiktion gebraucht, sie für eine germanisierte Slawin zu erklären. Er witterte in ihr slawisches Blut und glaubte einen Anhalt daran gefunden zu haben, daß an der Saale die ersten historischen Spuren des Zusammentreffens der Germanen und Slawen auftauchen. So wurde Wilhelmine Schmidt (dies war der Name der Pfarrerstochter) für Kollar die Tochter des Slawentums, die Tochter der Göttin Slawa selbst, die leitende Gestalt des ganzen Gedichtes. Mit dieser Liebe zu seinem Mädchen verschmolzen bei Kollar die Liebe zu seinem Volke, die historischen Erinnerungen, die Ahnungen eines Nationalgefühls zu einem Ganzen, dem er in seiner Dichtung weihevollen, pathetischen, tönenden, aber auch poetisch tief empfundenen Ausdruck verliehen hat.

Mit der Liebe Lust wechselte freilich bald der Liebe Leid. Kollar war schon Pfarrer in Budapest, als ihm die Nachricht zukam, die Geliebte seines Herzens sei gestorben. Dieses Ereignis gab seinen Gefühlen eine neue Richtung.

Was im Leben untergehen mußte, das ſollte unſterblich im Geſang fortleben. Und ſo wurde aus dem Hohen Liede der Liebe eine flammende Apologie des Slawentums, wie dies E. Albert in ſeinem ausgezeichneten Buche „Poeſie aus Böhmen“ (Wien 1893), von dem ich noch ſprechen werde, treffend ſchildert. Es verſchlug nichts daran, daß die Nachricht falſch war. Denn Wilhelmine Schmidt lebte und wurde 1835 ſogar die Gattin Kollars! Aber da war nichts mehr zu ändern — das Gedicht war einmal fertig. Dieſe Slawen haben wirklich Glück!

Es iſt ſlawiſche Liebe und ſlawiſche Einheit, welche in dem Gedicht „Slawas Tochter“ beſungen und gefeiert werden. Fünf Geſänge waren durch die Namen großer Ströme abgeteilt: Saale—Elbe, Rhein, Moldau, Donau, Lethe—Acheron. Kollar hatte ſich eine ideale Aufgabe geſtellt; er hat ſie, man muß es geſtehen, glänzend durchgeführt. Altes und Neues verknüpft ſein lebendiger Sinn zu ewigem Bunde; die hiſtoriſchen Reminiszenzen geleiten ihn aus der trüben Gegenwart in eine große Zukunft, in die reichgeſegneten Fluren Allſlawiens, wo alle ſeine Stämme in Frieden und Eintracht miteinander leben. Ja, es iſt viel idealiſtiſcher und phantaſtiſcher Patriotismus in dieſem Gedicht, aber auch viel Schwung und Begeiſterung, eine große poetiſche Kraft und eine nationale Hoffnungsfreudigkeit, die jeden, auch den Gegner, mit ſich fortreißt.

Die charakteriſtiſchen Vorzüge der einzelnen ſlawiſchen Stämme preiſt er in dem folgenden Sonett:

Die Polin flötet ſprechend ſanfte Klänge,
Die Serbin weiß durch Anmut anzuregen,
Die Mädchen unſerer Slowaken pflegen
Der treuen Herzlichkeit und holder Sänge.

Die Russin herrschet gern im Weltgedränge,
Die Böhmin tritt dem Kampfe kühn entgegen;
Doch Slawa wünschte sich der Einheit wegen
Im ganzen dieser Blütengaben Menge.

Und es befahl dem Amor schnell die hehre,
Zur Harmonie die Teile zu verweben,
Daß all der Schmuck nur eine Slawin kröne.

Drum einen hier, wie dort die Flüss' im Meere,
Sich alle slawischen Reize, wie sie leben:
Die slawische Tugend, Grazie und Schöne.

Von mächtiger Wirkung ist namentlich der Prolog des Gedichts, in dem Kollar seinen Haß und seine Liebe ausspricht. Im ganzen stehen aber die patriotischen hinter den erotischen Sonetten zurück. Diese letzteren sind zuweilen von so inniger Glut und von so heißer Empfindung, daß sie unwillkürlich an die Verse des Hohen Liedes gemahnen.

Kollar hat in seiner allegorischen Dichtung etwas von einem zürnenden Propheten, der auf den Trümmern seines Vaterlandes Rückschau hält in die Vergangenheit und Ausblick in die Zukunft. Vor seiner erregbaren Phantasie breitet sich das unübersehbare Gefilde eines großen Slawenreiches aus. „Alles haben wir, glaubt es, meine lieben Landsleute und Freunde, was uns unter die großen, reifen Völker der Menschheit setzt, wir haben Gold, Silber, fleißige Hände, eine Sprache und fröhliche Lieder; nur Eintracht und Aufklärung fehlen uns. . . . . Macht der teuren Mutter die Freude, ihr Russen, Serben, Tschechen, Polen, lebt einträchtig wie eine Herde!" Mit einem tiefen Seufzer schließt er seine Wanderung durch das Phantasieland des all-einigen Slawenreichs: „Allslawien, Allslawien, du Name süßer Töne, bitterer Erinnerungen,

hundertmal in Stücke zerrissen, um dereinst immer höher geehrt zu werden!"

Kollars Gedicht ist unstreitig die bedeutendste Schöpfung der neutschechischen Literatur, die dadurch aus der Periode der Nachahmung, aus der naiven, pseudoklassischen Idylle in die Zeit selbständigen Schaffens, zum nationalen Epos übergegangen ist. „Eine poetische Predigt der nationalen Sache", die tiefen Eindruck auf die Gemüter hervorbrachte, hat es der erste slawische Literarhistoriker mit Recht genannt.

Mit keinem seiner späteren Werke hat Kollar diesen Eindruck wieder erreicht. Er verlor sich immer mehr in seine allslawischen Phantasien, und als er gar den Versuch wagte, sie in die Wissenschaft einzuführen, mußte er notwendigerweise scheitern. Es ist hier nicht zu verschweigen, daß sein Haß gegen alles Nichtslawische ihn auf bedenkliche Irrpfade führte. Kollar war gerade kein Feind der Deutschen; aber er konnte doch nicht vergessen, daß der Kampf mit den germanischen Völkern den Inhalt der böhmischen Geschichte bilde, ein Kampf, der vom Westrande des Baltischen bis zum Adriatischen Meere mit großem Eifer geführt wurde und in dem seine Nation doch immerhin unterlegen ist. Anderseits war er mit deutscher Bildung großgezogen, hatte er sich an deutschen Mustern emporgerankt. Wir Deutsche sind in dieser Beziehung immer vorurteilsfrei genug gewesen, das Gute und Schöne in der Poesie aller Völker, auch derer, die uns im Leben feindlich gegenüberstanden, freudig anzuerkennen. Auf diesem Grunde ruht unsere Berechtigung zur Führerschaft in der Weltliteratur, die unser Dichterfürst zuerst geahnt und geplant hat. Und da wir ja alle Völker dieser Erde zu einem Weltgespräch am deutschen Herde laden, soll auch der

Slawe nicht fehlen, selbst wenn er nur grollend und schmollend sich einstellt. Im Reiche der Dichtung gibt es keine anderen Grenzen als die des Könnens.

Anders liegt es freilich im Bereich der Wirklichkeit, im politischen Leben. Und dies führt uns auf den zweiten bedeutungsvollen Punkt im Schaffen Johann Kollars.

Im Jahre 1837 erschien eine kleine, anfangs tschechisch geschriebene, dann deutsch herausgegebene Schrift Kollars: „Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation" (Pest 1837). Man kann wohl dreist behaupten, daß mit dieser Schrift der Panslawismus begonnen habe.

Die Wiederbelebung der slawischen Literaturen zu Anfang dieses Jahrhunderts mußte ja notwendigerweise auf die Idee der Einheit aller Slawen führen, als auf die ideale Renaissance des gesamten slawischen Volkstums. Aber Kollar gebührt doch das Verdienst, dieser Idee zuerst kraftvollen Ausdruck gegeben zu haben. Freilich war diese Idee bei ihm noch patriotische Phantasie, keine politische Doktrin. Er hat nur dem literarischen Panslawismus das Wort geredet, der politische war dann eine logische Folgerung, die zuerst russische Geschichtsforscher gezogen haben. Schon in seiner „Tochter Slawas" hatte Kollar die Zukunft des Slawentums ausgemalt: Nach hundert Jahren würden die Glanzseiten des geeinten Slawiens in die Erscheinung treten, dessen Leben alle Welt mit Staunen erfülle, dessen Sprache man in Palast und Hütte und selbst im Munde der Gegner hören, dessen Sitten und Lieder einst an der Seine wie an der Elbe herrschen würden.

Natürlich war dies ein Spiel der dichterischen Phantasie. Aber in seiner oben genannten Schrift redet Kollar ganz

ernſthaft von der ſlawiſchen Einheit. Er leiht der „Slawa", das heißt dem Ruhm ſeines Volkes, zwar auch hier begeiſterte Worte, aber er erkennt doch auch an, daß die Slawen „gegenwärtig nur Rieſen in der Geographie und auf der Landkarte, jedoch Zwerge in der Kunſt und Literatur ſeien". Die Urſache dieſes betrübenden Mangels ſieht er vor allem in der Zerſplitterung der einzelnen Stämme. Und deshalb müßten ſich alle zur Befeſtigung der gemeinſamen nationalen Beſtrebungen die Hand reichen. „In unſerer Zeit" — ſagt er — „iſt es nicht genug, ein guter Ruſſe, ein eifriger Pole, ein vollendeter Serbe, ein gelehrter Tſcheche zu ſein, und ausſchließlich, wenn auch noch ſo gut, ruſſiſch, polniſch, ſerbiſch, tſchechiſch zu ſprechen. Die einſeitigen Kinderjahre des ſlawiſchen Volkes ſind vorüber; der Geiſt des gegenwärtigen Slawentums legt uns eine andere, höhere Pflicht auf, nämlich alle Slawen als Brüder einer großen Familie anzuſehen und eine große geſamtſlawiſche Literatur zu ſchaffen."

Zur Erreichung dieſes Reſultats hielt Kollar das gegenſeitige Studium der ſlawiſchen Dialekte für notwendig, aber auch für genügend. Man ſieht, wie harmlos noch ſein Panſlawismus war. Aber er kehrte doch auch ſchon ſeine Spitze gegen den „Erbfeind". Denn er ſchließt mit der Überzeugung, daß aus dem geiſtigen Verkehr der ſlawiſchen Literaturen die Erfüllung der Aufgaben des ſlawiſchen Stammes hervorgehen werde und müſſe. Dieſe Aufgabe ſei aber nichts Geringeres, als die Ziviliſation und die Bildung der Welt weiterzuführen nach den germaniſchen und romaniſchen Völkern, die ihre Aufgabe erfüllt und ihre Stelle jetzt einem neuen, friſch auf der Bühne der Weltgeſchichte erſcheinenden Volke abtreten müßten.

Der Panslawismus war lange Jahre der Popanz der westlichen Kulturwelt, ein Schreckbild, mit dem man auch große politische Kinder zur Artigkeit und zum Gehorsam zwingen konnte. Aber ebenso töricht wäre es heute, wenn man ihn unterschätzen wollte. Eminente Gefahren drohen uns, wenn die Grundidee des Panslawismus zur Ausführung gelangt.

Aber freilich, es ist dafür gesorgt, daß auch die slawischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Zunächst ist damals wie heute der Panslawismus ein sehr unbestimmter Begriff, selbst für die, die seine eifrigsten Prediger sind. Sodann aber erscheint es noch auf Jahrhunderte hinaus, ja vielleicht für immer ausgeschlossen, alle slawischen Stämme zu einer nationalen Einheit zu führen, einfach schon aus dem Grunde, weil jeder derselben auf die Führung Anspruch erheben und diese Einheit nach seinen Traditionen und Anschauungen gestalten würde. Nur in der Notwendigkeit einer Vereinigung, aber auch nur darin, sind alle Slawen einig. Über die Wege und Ziele hat nicht nur jeder Stamm, sondern so ziemlich jeder Panslawist seine eigene, von der andern himmelweit abweichende Meinung.

Die Russen verlangten natürlich, daß sich alle slawischen Bäche ins Schwarze Meer ergießen sollten und daß die blaue Fahne des geeinigten Slawenreiches vom Kreml zu Moskau herabwehen müsse, die Fahne natürlich mit dem griechischen Kreuze! Nicht weniger berechtigten Anspruch erheben selbstverständlich auch die Tschechen auf die Führerschaft, deren Vordermänner und literarische Apostel sie ja auch in der Tat waren. Ihr Panslawismus hatte hussitische Färbung. Und endlich erschienen auch die edlen Polen auf dem Plan und verlangten als die älteste Kulturnation unter den slawischen Stämmen für sich die

Führung unter katholischer Flagge. Man sieht also, daß weder Sprache noch Literatur noch Religion die geistige Einigung der slawischen Stämme möglich machen, geschweige denn die politische.

Und doch ist der Panslawismus eine Macht, die nicht zu unterschätzen, und eine Gefahr, die man ja nicht gering achten darf. Er ist die charakteristische Erscheinung der nationalen Idee bei den zu neuem Leben erwachten slawischen Völkern. Und trotz aller Irrtümer und Vorurteile, die dieser Idee anhaften, trotz aller Berge von Schwierigkeiten, die sich ihr riesenhoch entgegentürmen, birgt sie eine große Gefahr in sich. Sie wird vielleicht nie zum Ziele gelangen — aber die Gefahren liegen auf dem Wege zum Ziele der slawischen Einheit.

Es ist interessant, in der slawischen Literaturgeschichte von A. Pypin, der übrigens einer der vorurteilsfreiesten slawischen Forscher und nichts weniger als ein Deutschenhasser war, von den Schwierigkeiten zu lesen, welche allein schon der Fixierung des Begriffes „Panslawismus" sich entgegenstellten. In der Tat ist dieser Begriff heute noch so unbestimmt, wie an dem Tage, an welchem die Schrift Kollars über die literarische Wechselseitigkeit der Slawen erschienen ist. Und ebenso unbestimmt in nebelhafter Ferne liegt das Ziel. Es geht eben keine Brücke von dem Messianismus Mickiewiczens zu dem Radikalismus Herzens und dem Russophilentum Pogodins; und auch von Moskau führen keine Brücken über Warschau nach Prag oder gar nach Belgrad.

Jeder neuauftretende slawische Stamm hat neue Prätensionen, und die Serben sind nicht die letzten, die mit dem Anspruch auf die Führerschaft sich hervorgewagt haben. Die romantischen Träume von einer idealen Einheit des Slawen-

tums, welche einſt Kollar an dem Ufer der Saale geſponnen, ſind heute verweht. Und es macht ſich ein realiſtiſcher Standpunkt geltend, der viel gefährlicher iſt. Dieſer fußt vor allem auf der erweiterten wiſſenſchaftlichen Kenntnis des Slawentums und nähert ſich ſomit wieder dem Ideal, das Kollar in ſeiner Schrift entworfen. Aber ſein Ziel iſt weiter geſteckt. Er denkt an eine „geſamtſlawiſche Literatur-ſprache", die das Mittel für die Slawen werden ſoll, eine Nation zu werden. Obwohl mit den Bulgaren neuerdings wieder ein ſlawiſcher Stamm mit berechtigten Aſpirationen aufgetreten iſt, obwohl die alte Feindſchaft zwiſchen Ruſſen und Polen nicht mehr ſo ſtark iſt wie früher, iſt aber doch der panſlawiſtiſche Gedanke nicht ſtärker geworden. Denn, um es kurz und rund herauszuſagen: die Erfüllung dieſes panſlawiſtiſchen Gedankens bedeutete heutzutage nichts anderes als die Herrſchaft Rußlands über alle ſlawiſchen Stämme. Und dafür laſſen dieſe gehorſamſt danken.

Es bleibt alſo den Panſlawiſten nichts übrig, als zu klagen und zu hoffen. Auch den Reigen dieſer Klagen, dieſer eingebildeten Leiden und nicht exiſtierenden Ungerechtig-keiten gegen die Slawen hat Kollar angeführt. In ſeiner „Tochter Slawas" klagt er, an den Ufern der Donau wandernd und den Untergang der altſlawiſchen Reiche be-weinend: „O Gott, o Gott, der du es immer wohlgemeint haſt mit allen Völkern! Auf Erden gibt es niemand mehr, der den Slawen Gerechtigkeit erwieſe! Wo ich auch hinkam, überall hat die bittere Klage der Brüder mir die Freude meiner Seele getrübt. O du Richter über alle Richter, ſage: Wodurch iſt mein Volk ſo ſchuldig? Ihm geſchieht unrecht, großes Unrecht, aber unſere Klagen und unſern Gram ſchmäht die Welt oder verlacht ſie; aber nur darin erleuchte mich deine Weisheit: Wer iſt hier der

Sünder? Der, welcher dieſes Unrecht tut, oder der, welcher es erleidet?"

In dem in Diſtichen gefaßten Prolog des Gedichtes geht Kollar ſogar noch weiter. Hier klagt er vor allem Germania an, deren Gewalt „ſo grauſame Streiche und des Blutes ſo viel" an den Slawen verbrochen habe. Indes man muß mit dem Dichter darob nicht rechten. Er iſt eben Dichter und kein Geſchichtsſchreiber, noch weniger ein Politiker. Und die Schlußſtrophen ſeines Prologs klingen bei alledem doch verſöhnend und in reinen Menſchheitsakkorden aus:

Und doch, bleibe verſtummt, o Leid, die Zukunft im Auge!
Helleren Blickes zerſtreu Wolkengedanken in dir.
Schmachvoll iſt es, bejammern im Unglück eigenes Elend,
Edler, wer mit der Tat zähmet die Wut des Geſchicks.
Nicht aus Augen betrübt, aus fleißiger Hand wird die Hoffnung
Wirken, und Schlimmſtes kann wenden zum guten ſich raſch.
Nicht das Menſchengeſchlecht, nur Menſchen verfallen der Irrung.
Was der eine verkehrt, wird oft dem Ganzen zu Nutz.
Zeit kann alles verändern, führen zum Siege die Wahrheit,
Und Jahrhunderte wirft über den Haufen die Stund'.

So iſt Kollar, wie ſchon eingangs hervorgehoben, der Prophet ſeines Stammes und Volkes. Er wendet deſſen Blick von den Trümmern der Vergangenheit in eine ideale Zukunft. Er führt eine neue Periode nationaler Dichtung an. Er entdeckt die verſchütteten Pfade des alten Volkstums und leitet zur Natur zurück. Er iſt der Herold des allſlawiſchen Gedankens, der ſlawiſchen Renaiſſance, die vor allem zu einer Wiederbelebung der Literaturen aller an ihr beteiligten Volksſtämme geführt und die Idee eines ſlawiſchen Bundes aus dem Herzen der Dichter und Patrioten in das Herz des Volkes geleitet hat. Solange freilich die Slawen zur Betätigung dieſer Einheit einer gemeinſamen Literatur-

ſprache und eines nationalen Mittelpunktes ermangeln, ſo lange bleibt dieſe Idee des Panſlawismus nichts als ein glänzendes Phantom.

Poeſie aus Böhmen.

Das Volk der Tſchechen trägt ſeit länger als einem Jahrzehnt durch einen unbändigen Deutſchenhaß in ſehr würdiger Weiſe die Dankesſchuld ab, die es dem deutſchen Geiſte gegenüber zu erfüllen hat. Aber der deutſche Geiſt hat ſich an ſolche Beiſpiele der Dankbarkeit gewöhnt. Seine edelſte Rache beſteht darin, daß er trotz Verkennung und Mißachtung doch alle Völker, auch diejenigen, die ihr Beſtes von ihm entlehnt haben, in dem von ihm geſtifteten Pantheon der Weltliteratur verſammelt. Wenn bei dieſem Weltgeſpräch Töne an ſein Ohr klingen, die ihm vertraut ſind, einfach, weil ſie ſeinem Geiſte entlehnt ſind, ſo ſchilt er und zürnt er darüber nicht. Er iſt daran gewöhnt. Auch in einer Zeit, wo der nationale Gedanke den der Humanität faſt unterdrückt hat, erfreut er ſich noch an den Schönheiten und an dem eigentümlichen Gedankengehalt fremder Literaturen, die er nicht nur ſich zu eigen macht, ſondern auch aus ihrer nationalen Begrenztheit erlöſt und der Weltliteratur zuführt.

Nur durch das Medium des deutſchen Geiſtes iſt die böhmiſche Literatur in der Welt bekannt geworden. Das würden ſelbſt die fanatiſchſten Jungtſchechen nicht in Abrede ſtellen können. Schon Herder lenkte die Aufmerkſamkeit auf die böhmiſchen Volksſagen; Schiller entlehnte der Geſchichte Böhmens den Stoff zu einer ſeiner größten Tragödien; Goethe reihte zuerſt die böhmiſche Poeſie in den Kreis der Weltliteratur ein; er war auch der erſte, der ein böhmiſches Gedicht („Das Sträußchen") ins Deutſche übertrug. Dann trat eine lange Pauſe ein. Erſt im Jahre 1855 gab Joſeph

Wenzig eine reiche Auswahl aus der böhmischen Literatur in deutschen Übertragungen in seinem Buche: „Blicke über das böhmische Volk.“ In neuerer Zeit sind die hervorragendsten böhmischen Dichter: Czech, Neruda, Bozdech, Vrchlicky u. a. in Deutschland durch gute Übersetzungen bekannt geworden. Diesen Arbeiten schließt sich würdig an die Anthologie: „Poesie aus Böhmen“, deren Verfasser ein berühmter Arzt, Hofrat Dr. Eduard Albert, Professor an der Wiener Universität, ist. Der leitende Gedanke war: „Jedes Kunstwerk hat seinen Wert an und für sich; aber ganze Kunstrichtungen sind noch aus einem anderen Gesichtspunkte interessant. Sie bieten sich als kulturgeschichtliche Erscheinungen dar und fordern zur Nachforschung über ihren Zusammenhang mit dem übrigen Geistesleben auf. Gerade in Böhmen, wo sich Germanisches und Slawisches seit Jahrhunderten berührt und wechselseitig aufeinander einwirkt, müssen solche Nachforschungen besonders anregend und aufklärend sein.“

Von diesem Gedanken ausgehend, hat Professor Albert den Entschluß, eine solche Auswahl aus der böhmischen Poesie zu treffen, daß die hervorragendsten neueren Dichter in ihren Hauptschöpfungen und in ihrer Eigenart vertreten erscheinen, in ebenso geschickter wie geschmackvoller Weise ausgeführt. Professor Albert kümmert sich nicht um den Streit, der noch immer in erregter Weise über die poetischen Altertümer des Tschechenvolkes geführt wird. Er weiß, daß die böhmische eine der reichsten unter den slawischen Literaturen selbst dann noch bleibt, wenn man die alten Schriftdenkmäler, welche im vorigen Jahrhundert gefunden worden, nicht für echt hält. Mit der Einführung des Christentums aus zwei Quellen, aus der römisch-deutschen und der griechisch-slawischen, entwickelte sich auch in Böhmen eine weitver-

zweigte kirchliche Poesie, von welcher sich jedoch nur geringe Bruchstücke erhalten haben. Wohl das älteste Denkmal der böhmischen Kunstpoesie ist das Lied vom heiligen Adalbert, das noch heute in allen Kirchen Böhmens gesungen wird. Sehr alt ist auch ein Lied an den heiligen Wenzeslaus, den „Herzog des böhmischen Landes". Aber erst um die Hälfte des 13. Jahrhunderts tauchen die Spuren einer weltlichen Kunstpoesie auf, die in Form und Versbau, wie auch im Inhalt sich als eine Nachahmung deutscher sowie lateinischer Muster erweisen. In dieser Zeit wurde auch die Bibel zum erstenmal übersetzt; außerdem kam die mittelalterliche romantische Dichtung und mit ihr deutsche Art und Sitte nach Böhmen. König Wenzel II. war selbst ein Minnesänger.

Das goldene Zeitalter der tschechischen Literatur und des Humanismus ist für die Poesie wenig ergiebig. Seine eigentliche Bedeutung liegt in der allgemeinen Verbreitung von religiöser Aufklärung und Bildung. Ein einziger Schriftsteller ragt aus dieser Periode hervor; seine Name hat Weltruf erlangt: Johann Amos Comenius. Nach dem Dreißigjährigen Kriege beginnt die Zeit des tiefsten Verfalls. „Am Ende des 18. Jahrhunderts erreicht der Verfall die letzte Stufe. Ein tschechisches Buch ward zur Seltenheit, neue gab es nicht, die alten wurden vernichtet." Aber dieser Vernichtungskrieg brachte wiederum eine nationale Reaktion hervor. Das patriotische Gefühl gewann neue Kraft, das Interesse für das slawische Altertum wurde mächtig gefördert. Die ersten der böhmischen Renaissance, welche uns Albert vorführt, sind der bereits besprochene Johann Kollar und Franz Ladislaus Czelakowsky. Der letztere (1798 — 1852) war Professor der slawischen Sprachwissenschaft in Breslau und Prag. Schon als Student

erörterte er die Frage, wer bedeutender sei: Goethe oder Schiller. Er selbst fühlte sich mehr zu Goethe hingezogen. Sein „Echo böhmischer Lieder" erregte allgemeines Aufsehen. Es waren Nachahmungen böhmischer Volkslieder, von welchen Albert sagt: „Alle hierher fallenden lyrischen Dichtungen verhalten sich zum Volkslied etwa so, wie einzelne Goethesche Lieder sich zum deutschen Lied verhalten." Hören wir eins dieser Lieder, „Die sorgsame Geliebte", in der gelungenen, an die Art und Weise des österreichischen Volksliedes erinnernden Übertragung Alberts:

Teufelsg'schicht', mein liebes Kind!
Draußen geht ein scharfer Wind.
Hat den Weg verweht,
Der zum Walde geht,
Daß ich nicht nach Hause find'.

Freilich eine schlimme G'schicht'.
Bleibst halt hier, ich lass' dich nicht.
Bleibst bis Mitternacht;
Hilfe wird gebracht —
Bote mit Laternenlicht.

Auf, mein Lieber! Jetzt ist's aus!
Mach' dich auf den Weg nach Haus!
Sieh, dein Kamerad
Leuchtet auf den Pfad,
Kommt am Himmel g'rad heraus.

Lieber Mond, mit deinem Schein
Mußt so lieb und freundlich sein,
Geh mit ihm nach Haus,
Leucht' ihm g'rad voraus
Bis zum Hof im grünen Hain.

Der erste, welcher der Idee des Panslawismus poetischen und literarischen Ausdruck gegeben hat, war Johann Kollar, den ich schon im vorhergehenden Abschnitt besprochen habe.

Die Grabschrift auf seinem Leichenstein drückt in der Tat seine Bedeutung und sein Wirken völlig aus:

„Im Leben trug er im Herzen sein ganzes Volk, nach dem Tode lebt er im Herzen seines Volkes."

Der Einfluß dieser beiden Dichter auf die poetische Produktion dieses Landes war ein außerordentlicher. Nur ein einziger, Karl Hynek Macha, wagte es, der patriotischen Strömung entgegenzutreten und den Geist der Romantik Byrons in die böhmische Poesie zu verpflanzen. „Sein frühzeitiger Tod beraubte den böhmischen Parnaß eines Dichters, der es bei weiterer Entwickelung und Abklärung den kongenialen Mitstrebern der Slawen gewiß gleichgetan hätte. Aber was die Mitwelt nicht zu schätzen wußte, das hat eine jüngere Generation nach Dezennien gut gemacht, indem sie die Fahne des Romantismus wieder emporhob und sozusagen in Machas Namen gegen die bisherige und überlebte Richtung einen Kampf aufnahm, der mit einem vollständigen Siege endete."

Im Jahre 1858 erschien der Almanach „Maj", der einen neuen poetischen Frühling in der böhmischen Dichtung hervorzauberte. Das Programm der Jugend lautete: „Die böhmische Poesie müsse aus dem Zustande der bisherigen Eintönigkeit, Beschränktheit und nationalen Abgeschlossenheit heraustreten und sich in den Richtungen der europäischen Poesie bewegen." Ein humoristischer Schriftsteller, Karl Havlicek (1821 bis 1856), war der Begründer der politischen Dichtung in Böhmen; sein Epigramm auf die Prager Universität ist eine wahre Prophezeiung, die in unseren Tagen buchstäblich eingetroffen.

Er:

Zwei Fakultäten hier im Clementinum!
Zwei Fakultäten dort im Carolinum!

Ich weiß nicht, was die Teilung heißt.
Wer hat denn dieses schöne Werk vollbracht?

Ich:
Im Clementinum wird der Geist,
Der Leib im Carolinum umgebracht.

Havlicek war der erste, der den Mut hatte, gegen die einseitige nationale Richtung aufzutreten. Sein gesunder Sinn übte einen großen Einfluß auf die jüngeren Poeten aus. Man erkannte die Notwendigkeit, die Poesie selbständig zu machen, sie nicht als Dienstmagd für politische Zwecke zu gebrauchen, sondern ihren Inhalt mit allgemein menschlichen Ideen zu erfüllen. Der Mensch, nicht der Slawe oder der Tscheche, sollte fortan der Mittelpunkt der Dichtung sein. Ihre Impulse holt sich die junge Schule aus Shakespeare, Byron, Victor Hugo u. a. Lyrik, Epos und Drama, Novelle und Roman erfuhren nach dem neuen Programm namhafte Bereicherung. An der Spitze dieser ganzen Bewegung steht V. Halek (1835 bis 1874). In seinen „Abendliedern" ist der Einfluß Heinrich Heines unverkennbar. Die Erscheinungen des Naturlebens und der Geist der Natur sind es, welche das Herz des Dichters tief ergreifen und fesseln. Im kleinsten Detail erhascht er Objekte, die er mit fesselnder, ja rührender Hingebung gestaltet und in meisterhafter Sprache malt; alles durchwärmt, aus allem klingt Leben und Herz, durch alles geht ein Lied.

Im Wettkampf mit Halek um den Primat in der böhmischen Poesie hat aber dennoch Jan Neruda (1834 bis 1891) den Sieg davon getragen, auf den ich noch ausführlich zurückkomme. In seinen „Kosmischen Liedern" tritt Neruda aus dem engeren Kreis patriotischen Empfindens mit freiem Mut auf die Bahn des Menschheitgedankens. Sie schließen mit folgendem Bekenntnis:

Bis einstens der Planeten Heer
Zurück zur Mutter Sonne fällt,
Bis die erloschene Sonne selbst
Vom Frost durchdrungen, einst zerschellt,
Bis einst die Trümmer dieser Welt
In wildem, regellosem Flug
Durchirren die Unendlichkeit,
Gleich einem dichten Leichenzug,
In Ewigkeiten ferner Zeit,
Bis dann in einem Winkel, wo
Der Trümmer Flug einst halten wird,
Und aus dem Staub vergang'ner Welt
Ein Chaos neu gestalten wird,
Bis neue Glut entfalten wird
Der Kampf in dieses Chaos Reich,
Wo wilde Flammen lohend weh'n,
Und aus der Glut dem Phönix gleich
Die neue Welt wird auferstehn;
Und bis auf ihren Boden dann
Ein neues Leben auferwacht,
Der Hain voll süßem Flüstern ist,
Die Fluren voller Farbenpracht,
Voll Licht nnd Glanz des Himmels Dom,
Bis dort ein Herz mit Sangeslust,
Ein fühlendes Geschöpf erblüht:
Vielleicht erhebt dann mein Atom
Auch wiederum ein kosmisch Lied.

Neben Neruda haben J. Vrchlicky, W. Czech und E. Bozdech sich um die neuere tschechische Literatur besonders verdient gemacht. Professor Albert, der nur Poesie aus Böhmen geben wollte, nicht etwa eine vollständige Anthologie, hat von diesen drei Dichtern keine Proben mitgeteilt; dafür bringt er uns drei jüngere Kräfte, Rudolf Mayer, W. Scholz und B. Jelineck. In diesen wie in allen anderen Übersetzungen hat Albert Meisterhaftes geleistet. Ja, ich wage die ketzerische Behauptung, daß seine Übertragung hier und

da das Original an poetiſcher Schönheit übertrifft. Faſt immer und überall aber iſt er ſeinem Vorbilde durch Treue und Schönheit der Überſetzung gerecht geworden. So iſt ſein Buch eine dankenswerte Bereicherung der Weltliteratur geworden.

In neuerer Zeit hat ſich die böhmiſche Poeſie, die ſich in ihrer Blütezeit „Weltthemen" geſtellt hatte, wieder zur nationalen Idee zurückgewendet. Die politiſchen Verhältniſſe haben ſie wohl dazu gezwungen; die Poeſie kann nur mit dem Volke ſich verſchmelzen, wenn ſie aus ihm herauswächſt und ihm entſtrömt, wie ſein eigener, warmer Hauch. Wir können als Deutſche freilich dieſe Wendung nur beklagen und müſſen den Wunſch hegen, daß die tſchechiſche Poeſie ſich einmal wieder aus jener einſeitig nationalen Richtung auf die Höhen der Menſchheit erheben möchte.

Jan Neruda.

Den Weg dazu hat ihr Jan Neruda gezeigt. Er war der erſte, der aus dem nationalen Kreiſe herauszutreten und in die Gleiſe der Menſchheitsdichtung einzuziehen wagte. Johann Kollar hatte für die ſlawiſche Dichtung folgendes Programm in feſten Umriſſen aufgeſtellt: „Das Kleinere muß immer dem Größeren, Höheren untertan ſein, die Liebe der Heimat der Liebe zum Vaterland. Die Ströme, Flüſſe und Bäche ergießen ſich in das Meer, die einzelnen Länder, Gebiete, Stämme müſſen in der Nation aufgehen, alle Slawen haben nur ein Vaterland." Aber dieſe nationale Idee führte zu einem übertriebenen Idealismus, zu einer verſchwommenen Sentimentalität. Erſt der Donner der Revolution von 1848 ſchreckte die Patrioten aus ihren panſlawiſtiſchen Träumen auf, in die ſich eine ganze Generation eingeſponnen hatte. Ein neues Geſchlecht trat auf

mit neuen Wünschen und Idealen, mit praktischen Zielen. Man begann den alten, patriotischen Idealismus zu verspotten, die Traditionen des vorigen Geschlechts zu verleugnen, man erkannte, daß die Poesie selbständig werden müsse, daß sie kein Mittel sei zur Erreichung politischer Ziele, sondern ausschließlich Selbstzweck, daß sie ihren Inhalt zu allgemein menschlichen Ideen erweitern und als getreuer Ausdruck der Individualität erscheinen müsse.

Es erschien der „Maj", von dem ich im vorigen Abschnitte erzählt, und um diesen gruppierte sich die ganze Schule der tschechischen Poesie. Die Eigentümlichkeit dieser jungen Dichter bestand darin, daß sie die Poesie als reine Kunst ansahen. Das Objekt, dessen inneres Leben diese Poesie darstellen sollte, war nicht nur der Tscheche oder Slawe wie früher, sondern der Mensch an sich. Dieses junge Geschlecht ging bei Shakespeare und Byron, bei Goethe und Viktor Hugo in die Schule; es entwickelte eine reiche Tätigkeit in der Lyrik und dem Epos, im Drama und im Roman. Drei Dichter ragen aus dieser jungen Generation hervor, die der neuen tschechischen Literatur die Wege geebnet haben: Halek, Adolf Hejduk und Jan Neruda.

Jan Neruda wurde am 10. Juni 1834 in Prag geboren. Er studierte daselbst Jura und Philosophie, widmete sich aber bald der Literatur. Seine ersten Gedichte, unter dem Pseudonym „Janko Hovora", gab er als Zwanzigjähriger heraus. Vier Jahre später erschien seine Sammlung „Kirchhofsblumen". Zu derselben Zeit gründete er mit einigen jungen Genossen den erwähnten Almanach „Maj". Schon als Student zeigte sich bei ihm eine lebhafte Wanderlust. Im Jahre 1863 unternahm er eine große Reise durch Europa, Kleinasien, Palästina und Ägypten. Die Frucht dieser Reise sind mehrere Samm-

lungen von Skizzen: „Arabesken", „Pariser Bilder", „Verschiedene Leute", „Bilder aus der Fremde". Nach der Heimkehr fand Neruda eine Stellung als Feuilletonist und Kritiker des Hauptblattes der jungtschechischen Partei „Narodny Listy". In diesem Blatte veröffentlichte Neruda viele Genrebilder aus dem böhmischen Leben, die später unter dem Titel „Geschichten von der Kleinseite" gesammelt erschienen sind, und die von vielen für sein bestes Werk gehalten werden. Aber die journalistische Tagesarbeit füllte ihn nicht aus; daneben blieb er auch Lyriker, wie sein „Buch der Verse" und seine „Kosmischen Lieder" beweisen, und endlich zeichnete er sich auch durch seine Komödien: „Der Bräutigam aus Hunger", „Verkaufte Liebe", „Das bin ich nicht" und die Tragödie „Franzeska da Rimini" aus. In den letzten Jahren litt er an einer schweren Krankheit, die ihn 1891 aus diesem Leben abrief.

Jan Neruda ist eine der interessantesten Erscheinungen in der modernen tschechischen Literatur. Im Grunde genommen ist er der einzige, der bis jetzt auch in Deutschland genannt wurde, aber er verdient es, auch weiteren Kreisen bekannt zu werden. Er hat sich als Schriftsteller auf allen Gebieten und überall mit Erfolg versucht. Die junge, frisch aufstrebende tschechische Bühne verdankt ihm eine Reihe von liebenswürdigen, humorvollen und geistreich pointierten Lustspielen. Vorzüglich aber durch seine Lyrik und seine belletristischen Arbeiten gilt er als Reformator der tschechischen Literatur. „Er sprach die Forderung des literarischen Fortschrittes zuerst aus, die Notwendigkeit, neuen Formen Raum zu geben, und stellte selbst Proben dieser neuen Manier auf." Seine Tendenz war, die Dichtung seiner Heimat aus dem nationalen und panslawistischen Bannkreise in den Dienst der allgemeinen mensch-

lichen Ideen überzuführen. Er ist der Vertreter der humanistischen Richtung in der tschechischen Poesie, einer Richtung, welche in den fünfziger Jahren allgemein war. An seinem Lebensabend aber mußte Neruda die Erfahrung machen, daß inzwischen ein neues Geschlecht aufgestanden war, welches über ihn hinausging und sich wieder zu nationalen Tendenzen bekehrte; dieses neue Geschlecht wird durch das gebieterische Schicksal und die unerbittliche Wirklichkeit auf die Straße des Panslawismus gedrängt.

Neruda ist aber Kosmopolit. Er hat sich den Dichtern der Weltliteratur angeschlossen; unerschütterlich lebt in ihm der Glaube an die Weltmission der Dichtung und den priesterlichen Beruf des Poeten, ein Glaube, dem er in seinen „Kosmischen Liedern" erhabenen und begeisterten Ausdruck verliehen hat. Neruda hat das Glück gehabt, in Gustav Pawikovski einen treuen und verständnisvollen Interpreten seiner Ideen zu finden.

Schon aus der einen Probe im vorigen Abschnitt sehen wir, in welcher Richtung sich die Poesie Nerudas bewegte. Das war ein anderer Ton, als der, der seit fünfzig Jahren in den böhmischen Wäldern der Poesie erklungen war. Dieser Dichter hatte die nationale Form gesprengt und die Höhe des Weltbürgertums erklommen. Er beschränkte sich nicht mehr darauf, zu zweifeln und zu klagen und zu hoffen, er begnügte sich nicht mit den Phantasien einer großen Vergangenheit und den Weissagungen einer glorreichen Zukunft, in seiner Dichtung schlagen die Pulse der Gegenwart, er hat sie mit modernem Geiste erfüllt; der Odem frischen Lebens zieht durch sein Lied. Diesem modernen Geiste singt er auch in den „Kosmischen Liedern" einen begeisterten Dithyrambus:

„Wie gefangene Löwen, so schlagen wir
An des Käfigs eiserne Stange;
Wir möchten zum hohen Himmel empor,
Doch hält uns die Erde gefangen.

Von den Sternen erschallt eine Stimme zu uns:
„So kommt doch!“ mit höhnischem Gruße —
„So kommt doch, ihr Wichte,
Ihr wollt doch empor? Hemmt euch die Schelle am Fuße?“

Verzeihe, o Mutter, du wirst uns zu klein,
O Erde! Trotz Hemmnis und Zügel
Wir kommen! Schon dient uns als Bote der Blitz,
Und der Dampf leiht dem Fuße schon Flügel.

Wir kommen, schon wächst unser Geist empor,
Fast droht uns den Busen zu sprengen
Sein fieberndes Sehnen, es faßt das All
Sein übergewaltiges Drängen!

Wir kommen, wir kommen! Es krachen schon
Die Fesseln all, die uns beengen,
Schon rütteln am Gitter wir Löwen vom Geist,
Und wir werden den Käfig noch sprengen.“

Die moderne Weltanschauung, die Neruda gedankenvoll und formschön in die Sphäre der Phantasie zu heben suchte, feierte auch in seinen prosaischen Schriften ihren Triumph. Hier hat er sich allerdings nicht zu großen Schöpfungen aufgeschwungen. Sein Gebiet ist ein kleines, aber er ist im Darstellen ein großer Meister, so daß diejenigen vielleicht nicht unrecht haben, die behaupten, daß das, was den Dichter am längsten überleben wird, seine feuilletonistischen Skizzen seien.

Neruda ist ein liebenswürdiger Maler des Kleinlebens seiner Vaterstadt; seine Geschichten spielen sämtlich auf dem Boden des goldenen Prag sich ab, vor allem in dem uralten Teile der alten Königsstadt, den man die „Kleinseite“

nennt. Man muß die Kleinseite kennen, um Nerudas Geschichten zu verstehen. Sehr treffend schildert Karl Frenzel in seinen „Deutschen Fahrten" diesen Stadtteil folgendermaßen: „Die Kleinseite Prags ist auf nur schmalen Räumen gebaut, die zwi chen dem Fluß und dem Hradschin sich ausbreiten. In ihrem oberen Teil steigt sie die Anhänge des Berges hinan. Wenige Schritte über den Brückenturm hinaus endet das geschäftige Leben, das uns in der Altstadt umrauscht. Eine gewisse Stille, der aber die Erhabenheit der wahren Einsamkeit fehlt, umgibt uns. Läden und Häuser schauen ärmlicher, verfallener aus, als drüben. Die vielen Paläste mit hohen Fenstern und mit Skulptur geschmückten und Wappenschildern gezierten Portalen erdrücken gleichsam die kleinen Bürgerhäuser in ihrer Nähe. Die Nostiz und Czernin, die Lobkowitz und die Thuns, Malteserprioren, die Windischgrätz und die Wallensteins wohnten hier. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert. Der Prager nennt die Kleinseite den Sitz des Philistertums, wer schaffen und vorwärts will, zieht über die Brücke. Kleine, verkommene Gärten hinter und neben den Häusern, abgelegen stille Plätze, menschenleere Gassen verleihen dem Ganzen dazu etwas Dämmerndes, Abenteuerliches, als wäre hier der geeignetste Ort für Liebesleid und Lust, aber auch für die dunklen Taten und Schauer der Romantik."

Das ist so recht der Schauplatz für einen Dichter wie Neruda. Hier entfaltet seine Poesie ihre Schwingen. Dieses kleine Leben schildert er mit liebenswürdigem Humor, mit fein empfindendem Sinn für das Wahre und Edle, wie für das Lächerliche und Schlechte, mit scharfer Charakteristik, die aber niemand verletzt, sondern immer liebenswürdig und graziös bleibt.

Die Typen der Herren Richanek und Schlegel, der Frau Ruß mit dem weichen Herzen, die bei allen Begräbnissen sich einfindet, des Herrn Adler, der sich seine Meerschaumpfeife angeraucht hat, des Doktor Weltverderber, des Wassermanns, des Herrn Adalbert, alle diese Typen und viele andere werden leben, auch wenn die Spornergasse, welche der Schauplatz ihrer Tätigkeit war, längst dem Geiste der neuen Zeit gewichen sein wird.

Man muß den Humor in diesen kleinen Skizzen, diese Figürchen und Arabesken nur verstehen, man muß dem Dichter in diese kleine, abgeschiedene Welt folgen, um zu begreifen, welchen Eindruck die kleinseitner Geschichten auf die Kreise machen mußten, welche dieses Leben in seiner vollen Blüte gekannt haben. Aber dies ist ja eben der Segen aller echten Poesie, daß sie auch untergegangenes Leben vor unseren Augen neu entstehen läßt. In diesem Sinne ist Jan Neruda ein echter Dichter. In der tschechischen Literatur wird sein Name unvergessen bleiben, aber ein Ehrenplatz ist ihm auch in der allgemeinen Literaturgeschichte gesichert, von der wir ausgegangen und zu der wir am Schlusse auf weiten Umwegen zurückkehren, weil ihr die Zukunft gehört, obwohl sich die Gegenwart mit ihrem auf die Spitze getriebenen Nationalitätsprinzip noch immer ihr hartnäckig verschließt. Aber gleichviel, auch die Sonne ihres Siegestages wird sicher einmal aufgehen.

Es fließen denn am Ende auch alle slawischen Ströme geistigen Lebens, die Flüsse von der Ebene wie die Ströme von den Bergen, zu der Heimat aller Dichtung wieder, wo der Urquell der Weltpoesie rauscht. Zu den Bächen, die sich ihm anschmiegen, zu den Flüssen und Bergen, die ihm jauchzend zurufen:

— — — — — — Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet —

spricht am Schlusse der Felsenquell:

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Lieder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

1133. Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Vorstand:

Dr. **Friedrich Schmidt,**
Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Kultusministerium.

Prof. A. v. Werner,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungs-Rat
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin.

Dr. **Erich Schmidt,**
Geheimer Regierungsrat und ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Dr. **Max Jordan,**
Geheimer Ober-Regierungsrat zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populär-wissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6 Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Geheimer Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 31 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXX Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.,** Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf,** Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.,** Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

***Löher, Fr. v.,** Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.,** Geistesströmungen.

***Heyse, Paul,** Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.,** Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold,** Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl,** Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg,** Die alte Welt.

***Frenzel, Karl,** Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul,** Alfred de Musset.

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.,** Entlegene Kulturen.

***Reclam, C.,** Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred,** Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz,** Literarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.,** Lessing. Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar,** Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.,** Lichtbilder nach der Natur.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

*__Werner, Reinhold,__ Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

*__Lauser, W.,__ Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

*__Lorm, Hieronymus,__ Der Abend zu Hause.

*__Schmidt, Max,__ Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

*__Genée, Rudolf,__ Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

*__Kreyßig, Friedrich,__ Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

*__Weber, M. M., Freiherr von,__ Vom rollenden Flügelrade.

*__Ompteda, Ludwig, Freiherr von,__ Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

*__Das moderne Ungarn.__ Herausgegeben von Ambros Negményi.

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

*__Reuleaux, F.,__ Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

*__Gottschall, Rud. v.,__ Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*__Preyer, W.,__ Aus Natur- und Menschenleben.

*__Jähns, Max,__ Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*__Lotheißen, Ferdinand,__ Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

*__Gneist, Rudolf v.,__ Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

*__Meyer, M. Wilhelm,__ Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

*__Brugsch, H.,__ Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

***Meyer, Jürgen Bona,** Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

***Herrmann, Emanuel,** Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Gefficken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

***Bodenstedt, Friedrich v.,** Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

***Falke, Jacob von,** Aus dem weiten Reiche der Kunst.

***Herrmann, Emanuel,** Sein und Werden in Raum und Zeit.

***Henne am Rhyn, O.,** Kulturgeschichtliche Skizzen.

***Preyer, W.,** Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

***Bodenstedt, Fr. v.,** Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. v.,** Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.,** Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

***Büchner, Ludwig,** Das goldene Zeitalter.

***Brugsch, H.,** Steininschrift und Bibelwort.

***Meyer, M. Wilh.,** Mußestunden eines Naturfreundes.

***Sterne, Carus,** Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

***Henne am Rhyn, O.,** Die Frau in der Kulturgeschichte.

***Gottschall, Rud. v.,** Studien zur neuen deutschen Literatur.

***Falke, Jacob v.,** Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

***Werner, Reinhold,** Auf fernen Meeren und Daheim.

***Ullrich, Titus,** Reisestudien.

***Jähns, Max,** Über Krieg, Frieden und Kultur.

***Diercks, G.,** Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto, E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

Brugsch H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

Fitzner, Rud., Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

***Falke, Jakob von,** Aus alter und neuer Zeit.

***Frenzel, Karl,** Rokoko, Büsten und Bilder.

***Ehrlich, H.,** Modernes Musikleben.

Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)

Dove, Karl, Südwest-Afrika.

***Herrmann, E.,** Das Geheimnis der Macht.

Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

***Wegener, Georg,** Zum ewigen Eise.

Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.

***Hirschfeld, G.,** Aus dem Orient.

Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

***Karpeles, Gustav,** Literarisches Wanderbuch.

***Dove, Karl,** Vom Kap zum Nil.

***Seidel, A.,** Transvaal, die Südafrikanische Republik.

***Tanera, Karl,** Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)

***Zabel, Eugen,** Russische Literaturbilder.

***Below, Ernst,** Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.

***Lindau, Paul,** An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

***Gottschall, Rud. von,** Zur Kritik des modernen Dramas.

Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.

***Münz, Sigmund,** Römische Reminiscenzen.

Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

***Münz,** Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.

***Reuleaux, F.,** Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.

***Zimmermann, A.,** Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.

Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

***Meyer, M. Wilh.**, Der Untergang der Erde.
Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.
***Meyer, Chr.**, Kulturgeschichtliche Studien.
***Canera, C.**, Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.
***Wilda, J.**, Reise auf S. M. S. „Möwe".
Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.
Meyer, M. Wilh., Von St. Pierre bis Karlsbad.

Abteilung XXX

Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.
v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.
Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.
Kienzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.
Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge. Slawische Wanderungen.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30—	40	M.	jetzt	20	M. kosten.
10	"	"	60—	80	"	"	35	" "
15	"	"	90—	120	"	"	50	" "
20	"	"	120—	160	"	"	65	" "
25	"	"	150—	200	"	"	80	" "
30	"	"	180—	240	"	"	95	" "
35	"	"	210—	280	"	"	110	" "
40	"	"	240—	320	"	"	125	" "
50	"	"	300—	400	"	"	155	" "
60	"	"	360—	480	"	"	183	" "
70	"	"	420—	560	"	"	210	" "

Allg. Verein für Deutsche Literatur, Berlin W. 30,
Elssholzstr. 12.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Literarisches Wanderbuch

II. Auflage. 1898. 8°. VI, 320 Seiten.
Broschiert 5 Mk. Elegant in Halbfranz gebunden 6 Mk.

Inhalt

Vorwort. — Zur Geschichte des Naturgefühls. — Die Wanderungen eines Märchens. — Die Frau in der Weltliteratur. — Der erste Ritterroman der Weltliteratur. — Bei Eulenspiegel. — Schillertage. — Zur Literaturgeschichte der böhmischen Bäder. — Berliner Spaziergänge.

Rezensionen

„Königsberger Allg. Zeitung": Der bekannte Literaturhistoriker Gustav Karpeles hat in diesem „Literarischen Wanderbuch" eine sehr hübsche Idee mit großem Geschick durchgeführt. Er führt seine Leser auf unterhaltenden Spaziergängen durch weite Gebiete der Weltliteratur, die der Autor der vielverbreiteten „Allgemeinen Geschichte der Literatur" wie wenige andere beherrscht. Naturschilderung und Literaturbild ergänzen sich in sehr origineller Weise . . .

„Frankfurter Journal": . . . Man kennt den feinsinnigen Ausdeuter mancher literarischen Physiognomien aus früheren Veröffentlichungen, und es erübrigt uns nur zu sagen, daß auch in der vorliegenden Essay-Sammlung man mit Vergnügen alle Vorzüge des Autors wiedererkennt, der sich über die verschiedenartigsten Themata in seiner gründlichen, doch immer geschmackvoll-künstlerischen Weise anregend und oft belehrend ausläßt.

„Berliner Börsen-Zeitung": . . . Die Schilderungen des Buches sind durchweg lebensfrisch und anziehend, sie haben aber nichtsdestoweniger auch selbständige literarische Bedeutung und bilden in ihrer fesselnden Eigenart eine wertvolle Ergänzung zur allgemeinen wie zur deutschen Literaturgeschichte.

Aus den Veröffentlichungen des „Vereins" heben wir besonders hervor:

Zabel, Eugen, Russische Literaturbilder. Zweite Auflage 1899. 8°. VI und 324 Seiten. Broschiert 5,— Mk. Elegant in Halbfranz gebunden 6,— Mk.

Inhalt: Alexander Puschkin. Nikolai Gogol. F. M. Dostojewski. Iwan Gontscharow. L. N. Tolstoi. Iwan Turgenjew und die Frauen.

Gottschall, Rudolf von, Literarische Todtenklänge und Lebensfragen. Zweite Auflage. 1885. 8°. VIII und 379 Seiten. Broschiert 6,— Mk. Elegant in Halbfranz gebunden 7,— Mk.

Inhalt: Portraits: Karl Gutzkow. Heinrich Laube. Franz Dingelstedt. Ferdinand Freiligrath. Emanuel Geibel. Studien: Der naturalistische und photographische Roman in Frankreich. Die dramatischen Dichter in Frankreich und Deutschland. Das neue deutsche Lustspiel.

Gottschall, Rudolf von, Studien zur neuen deutschen Literatur. Zweite Auflage. 1892. 8°. IV und 383 Seiten. Broschiert 6,— Mk. Elegant in Halbfranz gebunden 7,— Mk.

Inhalt: Dramaturgische Parallelen. Die Nibelungen. Die Cäsaren-Dramen. Die Demetrius-Dramen. Streitfragen der modernen Poetik. Auf dem Gebiete des Romans. Auf dem Gebiete des Dramas. Auf dem Gebiete der Lyrik. Literarische Portraits. Alfred Meißner. Karl Beck. Karl Frenzel. Fanny Lewald. Eine Dichterin auf dem Throne.

Gottschall, Rudolf von, Zur Kritik des modernen Dramas. Zweite Auflage. 1900. 8°. VIII und 310 Seiten. Broschiert 5,— Mk. Elegant in Halbfranz gebunden 6,— Mk.

Inhalt: Vorwort. 1. Jungdeutsch und Jüngstdeutsch. 2. Die Jüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Glossen zur Ästhetik des Häßlichen. 4. Jüngstdeutsche Dramen. 5. Der Monolog im Drama. 6. Der Dialekt im Drama. 7. Victorien Sardou und der Naturalismus. 8. Die Ausländerei auf deutschen Bühnen. 9. Die Frauengestalten der modernen Bühnen. 10. Zur neuesten Literaturgeschichtsschreibung. 11. Die altbritischen Stürmer und Dränger.

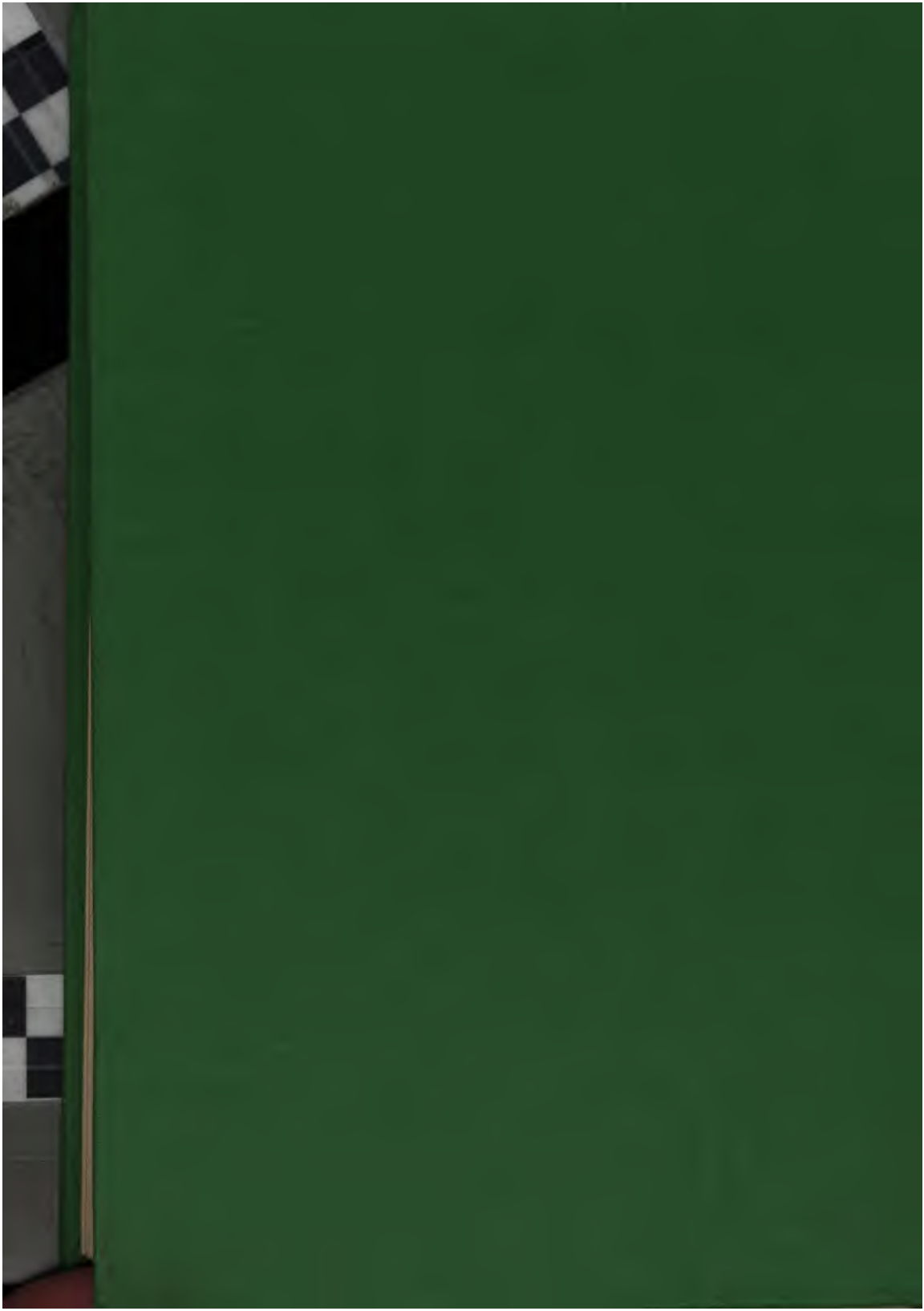
---

*PB-34774-SB
5-15
GG
BT

DK 32.7 .K29 1905
Literarisches Wanderbuch.
Stanford University Libraries
3 6105 041 462 644

DK
32.7
K29
1905

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

MAR 1 - 19[illegible]